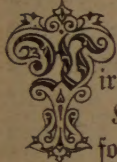


Wieder einmal eine öffentliche Gewissensforschung.

Von P. Albert M. Weiß O. Pr., Universitäts-Professor in Freiburg
(Schweiz).

ir haben uns schon einmal, angeregt durch einige französische Rundgebungen, die Frage vorgelegt, ob wir alle die Anforderungen, die unsere Zeit an uns stellt, recht erfassen und ob wir uns genügend bemühen, ihnen gerecht zu werden (1891, 513 ff.). Damals haben wir, den gegebenen Anregungen gemäß, nur unseren Stand ins Auge gefaßt und nur uns Priester über diese Gewissensfrage erforscht. Nun werden aber wir Katholiken alle öffentlich aufgefordert, uns den Spiegel vorzuhalten, damit wir unser eigenes Angesicht kennen lernen. Natürlich trifft die Mahnung auch in dieser Form zunächst den Clerus, von dessen Vorgehen zum größten Theil das Verhalten des katholischen Volkes abhängt. Deshalb nehmen wir keinen Anstand, auf die Frage an diesem Ort einzugehen.

Diesmal ist es ein in Berlin lebender elsässischer Schriftsteller, Fritz Lienhard, der uns mit der ernstesten Frage gegenüber tritt: „Thut der Katholicismus seine Pflicht?“¹⁾

Der Verfasser ist persönlich ein positiver Protestant und ein ehrenhafter, entschieden christlicher Charakter. Er ist das so sehr, daß er das unbestimmte Wort „Weltanschauung“, das wir immer gebrauchen, nicht leiden mag, und wünschte, wir sollten lieber klar und unzweideutig Religion sagen.²⁾

Das erleichtert uns, menschlich gesprochen, — denn Menschen sind wir eben auch — bedeutend die Aufgabe, auf seine Anklage einzugehen. Legen diese auch vielfach Zeugnis ab von der herkömmlichen Unbekanntschaft unserer protestantischen Mitbürger mit dem katho-

¹⁾ Rundschau. Beilage zur Deutschen Zeitung. Berlin, 1897. n. 58. 59.

— ²⁾ Lienhard, Wasgaufahrten, 128.

lichen Wesen und Leben, so mahnt es uns doch schon von vorneherein zur größten Ruhe und Milde in der Behandlung dieser Angelegenheit, wenn wir wissen, daß sie von einem gutdenkenden und redlich strebenden Mann zur Sprache gebracht worden ist.

Der Verfasser betrachtet es mit Recht für ein großes Unglück, daß auf allen Gebieten, wo der größte Einfluß auf das Volk geübt werden kann, in der Literatur, im Unterrichtsweisen, im politischen Leben, fast nur noch die zersetzende Macht des Liberalismus und des Skepticismus den Ton angibt. Alle idealistische und religiöse Gesinnung ist verbannt oder doch lahmgelegt. Die Wenigen, die den Muth haben, sich dieser Strömung entgegenzusetzen, stehen so vereinsamt, daß sie nicht bloß nichts ausrichten können, sondern daß man es ihnen wahrhaftig nicht verdenken darf, wenn sie mitunter von einer gewissen Verstimmung gegen die erfüllt werden, die ihnen zu Hilfe eilen könnten, sie aber im Kampf allein lassen.

In einem Augenblicke solchen Unmuthes erließ er die Herausforderung an uns Katholiken, von der wir hier sprechen. Aus dieser Stimmung müssen wir sie also auch erklären. Mögen manche Worte etwas hart scheinen, so will er doch nicht einen „Vorwurf“ an uns richten, sondern „vielmehr eine eindringliche Bitte“.

Er redet „als evangelischer deutscher Mensch zu seinen katholischen deutschen Mitmenschen“. Er verlangt nicht, daß wir von unserem Dogma abgehen. Eine derartige „Versöhnung“ von Katholiken und Protestanten, bei der jeder Theil auf seine religiöse Ueberzeugung verzichtet, hält er für eine „zweifache Charakterlosigkeit“. Er meint, jedermann werde zugeben, daß eine „andere Confession, Partei oder Nation Vertrauen und Treue nur dem entgegenbringen kann, der seiner Nation oder Ueberzeugung charaktenvoll treu ist“. Er will also nicht religiösen Indifferentismus fördern, sondern ein Zusammenwirken aller Menschen und vor allem aller Christen, denen es ernst zu thun ist um die Aufgabe, einen wahren Idealismus an die Stelle des herrschenden Zeitgeistes, des Materialismus und des Liberalismus, zu setzen.

Dazu nun hält er vor allem uns Katholiken berufen. Und weil er der Meinung ist, daß wir in diesem Stück unsere Pflicht nicht thun, darum glaubt er, uns eine ernste Strafpredigt halten zu müssen.

Das ist, wie man sieht, ein Angriff ganz anderer Art, als wir gewöhnlich aushalten müssen. Sonst schließt man uns grundsätzlich von der Mitarbeit an der modernen Culturaufgabe aus. Diesmal werden wir darob getadelt, daß wir uns aus eigener Schuld absichtlich davon ausschließen.

Der Verfasser ist auch in dieser Anklage gemäßigt. Er sucht einen Hauptgrund für unsere Isolierung im modernen Kulturkampf. Dadurch seien wir mit Roheit und Gewalt aus der modernen Kulturwelt hinausgetrieben und gezwungen worden, uns eine ganz eigene Welt für uns allein zu schaffen. Insoferne verdienten wir Entschuldigung.

Aber das sei nicht mehr zu entschuldigen, daß wir uns nun vollständig abseits von der ganzen modernen Welt eingerichtet hätten. Ein sprechendes Beispiel dafür, behauptet er, sei der Buchhandel. „Nicht nur geistig, sondern auch geschäftlich hat sich der Katholicismus abgesondert. Wir haben eine ganze Anzahl katholischer Verleger, die alles, aber auch alles, was auf literarischem Gebiet erzeugt wird, vom Conversationslexikon bis zum kleinsten Lehrbuch, ihren bedeutenden Geschäften einverleiben, und zwar von Katholiken für Katholiken bearbeitet. Wir haben eine scharf ausgeprägte und abgesonderte katholische Presse, Zeitungen, Zeitschriften, Jugendliteratur, Unterhaltungsliteratur jeder Art. Das Vereinswesen sondert sich ebenso scharf ab wie die politischen Parteien. Kurz, der Katholicismus setzt seinen Stolz darein und sieht seine Pflicht darin, sich bis in jede kleinste Einzelheit hinein von uns anderen abzusondern“. So behauptet wenigstens Lienhard.

Das aber, fährt er fort, habe sehr bedenkliche Folgen.

Vor allem müsse so der Katholicismus selber verknöchern. Es habe geradezu „eine Manie, eine Sucht, eine Krankheit“ bei den Katholiken eingerissen, alles nur unter dem Gesichtspunkte des Katholicismus zu betrachten. Welche Ironie! In eben der Zeit, da der Liberalismus den Ghetto der Juden öffnete, und die ganze Judenthümlichkeit doppelt und dreifach rührig über die moderne Cultur herströmte, hätten sich die Katholiken selber einen neuen Ghetto aufgerichtet. So sei oft gerade der ideal und gemüthvoll am besten angelegte Theil des Volkes ganz von der Verührung mit der Gesamtheit zurückgetreten.

Dieser „geistige Particularismus“ wirke aber auch sehr, sehr schädlich auf die große Gemeinschaft. So habe die „zersehnende und aufgeregte Minderheit“ volle Freiheit, sich der öffentlichen Meinung und des öffentlichen Lebens zu bemächtigen. Infolge davon aber „ermangle das geistige Leben vollständig der Harmonie“.

Uebrigens bringe diese Lage die Katholiken selbst in eine schiefe Stellung zum gesammten öffentlichen Leben. Darum habe er die Frage gestellt, ob der Katholicismus seine Pflicht thue. Unter „Pflicht thun“ verstehe er nämlich „die Pflichten der gesammten katholischen Gruppe gegen die Volksgesamtheit“. Diese Pflicht sei aber „Beweisen, Mahnen, eingreifendes Bessern, Verklären und Durchsonnen einer düsteren Zeit“. Abseitsstehen, Schelten, bittere und gehässige Polemik, sich freuen, wenn man dem Gegner wieder einmal einen Hieb oder Stich gegeben habe, das sei keine Pflichterfüllung. Auch das genüge nicht, daß sich einer damit tröste, er habe ja die Wahrheit, unbekümmert darum, „ob um ihn herum Tausende hilflos kämpfen, und ob seine eigenen Glieder erstarren“.

Deshalb sollten die Katholiken mehr in die Öffentlichkeit treten, nicht bloß durch theologische und ausgesprochen katholische Literatur — diese meide man ja zum voraus, — sondern durch Theilnahme an allen öffentlichen Dingen, an denen man ohne Schaden für den Charakter und für die Seele theilnehmen könne. Sonst machen sich die „unwürdigsten Elemente und die zerfahrensten Weltanschauungen“ breit, und daran sei schuld der, der nicht selbst zuvor eintrete.

Dies im Wesentlichen die Gedanken des Aufsatzes. Viele untergeordnete Einzelheiten, an denen man leicht Kritik üben könnte, lassen wir hier ganz beiseite, um den Eindruck des Ganzen nicht zu verwischen und die Aufmerksamkeit der Leser nicht von den Fragen abzulenken, die sie in hohem Maße verdienen.

Wir maßen uns nicht an, im Namen der Katholiken das große Wort zu führen oder den Lesern unsere Ansichten aufzudrängen. Wir sprechen hier einzig in unserem eigenen Namen, bereit, uns von jedem eines Bessern belehren zu lassen. Mit dieser Einschränkung erklären wir aber, daß uns vieles in den ausgezogenen Ausführungen ungemein wohlthuend berührt hat.

Schon die Frage selbst, so wenigstens, wie sie der Verfasser später genauer erklärt, scheint uns eine geistige Wohlthat zu sein,

für die wir dem Verfasser unseren Dank darbringen müssen. Wir leben in einer so aufgeregten und zerstreuenden Zeit, wir müssen uns mit einer solchen Menge der verschiedensten, engsten und kleinsten Aufgaben beschäftigen, daß wir uns nicht oft genug fragen können, ob wir auch alles im Auge behalten, worauf wir Rücksicht nehmen müssen, ob wir über den Bäumen nicht den Wald übersehen, ob wir vor lauter Einzelpflichten nicht unserer Verpflichtungen an das große Ganze vergessen.

Die Gefahr liegt ja nahe. Wer wird denn die menschliche Halbheit und Schwäche, sagen wir lieber, wer wird denn sich so wenig kennen, daß er nicht wüßte, wie leicht es ist, über dem Interesse an der politischen Weltverbesserei die Freude an seinem trockenen alltäglichen Berufe zu verlieren, über der leichten Journalistik das ernste Studium geringzuschätzen, über den socialen Tagesfragen die Noth der in Unwissenheit, Zweifel und Unglauben schmachtenden Seelen zu übersehen!

Darum müssen wir jeden als Wohlthäter betrachten, der uns, sei es nun aus christlicher Liebe oder aus rein menschlichen Beweggründen, inmitten dieser unruhigen Hitze einen Augenblick festhält und uns so die wichtige Frage entgegenruft: Woher? Wohin?

Daran darf der Umstand nichts ändern, und er ändert auch nichts, daß der Fragesteller uns etwas unglimpflich angreift und uns Dinge zur Last legt, die wohl eine Last für uns sind, aber nicht durch unsere Schuld. Wir können leider nicht in Abrede stellen, daß ein Buch einfach und einzig schon deshalb nicht gelesen wird, weil sich der Verfasser als Katholik zu erkennen gibt, oder weil es in einem katholischen Verlag erschienen ist. Und zwar geschieht das nicht bloß von Protestanten, sondern auch von vielen Katholiken, die sich für Gott weiß welches Weltwunder halten, wenn sie erklären, sie hielten sich selber ihrer Ehre und des Anspruches auf die öffentliche Achtung für verlustig, wenn sie einen Blick auf ein katholisches Werk fallen ließen. Allein dafür uns verantwortlich machen, gleich als strebten wir selber nach einer solchen Behandlung, das geht denn doch nicht an. Herr Vienhard hat vielfach gute Ansichten von uns Katholiken. Hier aber geht er zuweit, wenn er uns eine derartige Selbstlosigkeit zutraut. Dagegen müssen wir Einsprache erheben, nicht aus Bescheidenheit, sondern um der Wahrheit willen. Wir

mögen gutmüthige Leute sein, und wir wollen es auch sein, aber Heilige, nein, das sind wir nicht, leider.

Die nämliche Antwort müssen wir auf den zweiten Vorwurf geben, die Behauptung, wir hätten uns selber in eine Art von Ghetto eingeschlossen. Unseres Wissens haben sich auch die Juden im Mittelalter nicht aus eigener Liebhaberei ihren Ghetto gebaut, sondern man hat sie sehr gegen ihren Willen dahin verwiesen. Wenn wir Katholiken der öffentlichen Meinung gegenüber den von den Juden verlassenen Ghetto beziehen müssen, so läßt sich dagegen nicht viel machen, denn wer will diese unsägbare Macht bändigen oder ins Gegentheil verkehren? Aber daß diese Behandlung nach unserem Geschmacke sei, das muß man denn doch nicht glauben. Dazu sind wir viel zu sehr modern. Die Zeit der Styliten und der Reclusen ist längst vorüber. Wir sind dem Geiste dieser Heroen bis zu dem Grade fremd geworden, daß uns das Gruseln kommt, wenn wir an sie auch nur denken.

Nein, nicht wir haben uns einen Ghetto erbaut. Der moderne Geist ist es, der sich in einen Ghetto eingeschlossen hat, von dem man beinahe sagen möchte, er sei so mit Wall und Graben umgeben, daß keiner mehr darüber kommen könne. Es geht ein Riß durch die Menschheit, tiefer als jeder Abgrund. Wir verstehen einander weniger mehr als die Urbölker nach der Sprachtrennung. Nicht bloß die Sprache ist hüben und drüben eine andere, sondern selbst das Denken, die Logik, die ganze Weltanschauung.

Ja, die ganze Weltanschauung. Mit dieser Wahrheit sagt Vienhard, daß sich überall die „neu=alte Weltanschauung des Skepticismus und des Materialismus unter dem Deckmantel einer Errungenschaft der Neuzeit breit mache“. Daher die Enge des Gesichtskreises, die sich auf unser Geschlecht wie ein Alp legt, und die Enge des Herzens, die einem das Leben heute so ungemüthlich macht. Kein Blick nach oben, kein Weitblick, kein Tiefblick, kein Verständnis für Herkommen und Geschichte, keine Würdigung fremder Anschauungen, kein Vorbauen für die Zukunft. Chauvinismus, Haß, Verdächtigung, Spott, Herabsetzung, Mörgeln und Kritifiren, das ist unser morales, das ist unser geistiges Treiben. Welches Elend! Nichts als Maulwurfsarbeit und Maulwurfsleben.

Das haben die sogenannten führenden Geister fertig gebracht, die, die unsere Jugend bilden, die, die unsere Jugendbildner an

den Universitäten bilden, die, vor denen diese selbst sich beugen, die Stimmführer der öffentlichen Meinung in der Presse.

Professoren, Schulmeister, Journalisten, das sind die modernen Propheten. Soviel Pöpstlein als Nummern, jeder unfehlbar in seinem Kopf, jeder beschränkt auf das Gebiet, das er aus seinen Brillen heraus überschaut und mit seiner Fuchtel beherrscht.

Leicht begreiflich, daß da ein Ghetto, um nicht zu sagen, ein Bagno, aufgerichtet werden mußte, das Licht und Luft ausschließt, ein Journalistenghetto, ein Schulmeisterghetto, ein Professorenghetto.

Unter diesen Verhältnissen ist es selbstverständlich, daß es mit uns Katholiken so kam, wie es gekommen ist. Es hat uns nicht mehr in diesem dumpfen, ungesunden Verließ geduldet. Wir mußten hinaus in die freie Natur, um wieder freien Blickes über uns und ringsum uns sehen zu können. Wir mußten Herz und Geist erleichtern, wir mußten lernen, auf eigenen Füßen zu stehen, und deshalb mußten wir uns vor allem ein eigenes Gebiet suchen, wo wir wenigstens unserer Freiheit sicher und imstande waren, nach unserem Gewissen und unserer Pflicht zu leben.

Niemand, der das Elend des modernen Culturlebens kennt, den Mangel an aller philosophischen und logischen Schulung, die Verzweiflung an aller Gewissheit, die Zerrfahrenheit der Herzen, niemand, sagen wir, kann es uns also verdenken, daß wir uns auf ein sicheres Gebiet gerettet haben, auf dem wir unserer eigenen Ueberzeugung folgen können, ohne jeden Augenblick um die selbstverständlichsten Dinge streiten zu müssen, auf dem wir sicher vor der Gefahr sind, zuletzt noch am Unleugbaren irre zu werden.

Wer aber aus der Geschichte unsere Schwäche kennt, der wird uns nicht bloß die Berechtigung hiefür zugestehen, sondern vielmehr die Pflicht dazu auf's Gewissen binden. Wir Katholiken können nun einmal unsere katholische Ader nicht verleugnen. Es liegt uns im Blut, überall das Wahre zu suchen und das Brauchbare anzuerkennen, wo es sich findet. Das ist schön. Aber wir mußten nicht Menschen sein, wenn sich dieser edle Zug nicht leicht zu einer Gefahr für uns entwickeln sollte, zu der Gefahr, daß wir der Welt zu unselbständig gegenüberstehen, daß wir zu leicht auf das schwören, was sie für die neuesten Errungenschaften ausgibt, und daß wir darüber das vernachlässigen, was unsere Stärke ausmacht. Welch' traurige Erlebnisse haben wir doch insolge davon bis zum Jahre 1870, und

welch' schmerzliche Erfahrungen noch nach diesem Entscheidungsjahre gemacht!

Dabei wollen wir uns nun keineswegs verhehlen, daß eine Gefahr für uns auch auf der anderen Seite liegt. Wenn sich einer, um nur ein paar Beispiele anzuführen, aus der Nebelhastigkeit der modernen Philosophie zu der Bestimmtheit und Klarheit des Aristoteles und des heiligen Thomas von Aquin hinaufgearbeitet hat, so kann es ja wohl kommen, daß ihm das Gefühl der mühsam erkämpften Sicherheit eine allzu große Geringschätzung gegen die moderne Cultur und Wissenschaft in Bauesch und Bogen überhaupt einflöße. Ebenso haben wir alle Fälle genug erlebt, die uns zeigen, wie leicht einer bei Compromissen und Bündnissen in Dinge hineingezogen und für Irrthümer verantwortlich werden kann, die er nie und nimmer auf sein Gewissen nehmen möchte.

Derlei Erlebnisse bringen einem nur zu leicht eine Zurückhaltung bei, die selbst bis zum Mißtrauen gegen fremde Richtungen und Meinungen gehen kann. Sicherlich wäre das aber eine Ungerechtigkeit gegen diese und eine Einseitigkeit, die sich an uns selber rächen müßte. Darum können wir uns nicht ernst und oft genug die Pflicht vor Augen stellen, bei allem Festhalten an unserer Uezeugung nie Sinn und Herz für das zu verschließen, was immer irgendwo Gutes und Wahres zutage gefördert wird, und über der Achtung vor der Vergangenheit, der Geschichte und der Tradition nichts an Eifer für jeden berechtigten Fortschritt der Gegenwart einzubüßen.

Und noch eine weitere Gefahr müssen wir uns stets vor die Seele halten. Im beseligenden Bewußtsein und in der befriedigenden Erfahrung von der Festigkeit unserer Stellung einerseits und unter dem Eindrucke der ewigen, oft so gehässigen Angriffe andererseits bildet sich leicht die Meinung aus, wir thäten am besten daran, die Zeit ihrem Schicksale zu überlassen, da wir denn doch von ihr weder Verständnis noch Billigkeit zu erwarten hätten. Das mag hundertmal richtig sein. Als allgemeiner Grundsatz aber wäre es jedenfalls eine Uebertreibung.

Wir sind Schüler des Apostels, der uns zuruft: „Griechen und Barbaren, Weisen und Unweisen bin ich Schuldner“. ¹⁾ Wir

¹⁾ Röm. 1, 14.

wissen, wie Paulus diesem Grundsatz gemäß gehandelt hat. Wollen wir auf seinen Wegen wandeln, so müssen auch wir suchen, allen alles zu werden, den Unsrigen wie den Fremden.

Vielleicht sagen wir uns selber das alles nicht so nachdrücklich, als es unsere Pflicht wäre. Aber auch wenn wir daran nichts fehlen lassen, so ist es immer gut, wenn es uns auch andere sagen, damit wir umso fester von der Ueberzeugung durchdrungen werden, daß es nicht genügt, das bloß zu wissen, sondern daß wir auch darnach leben und handeln, und daß wir uns ernstlich darüber prüfen müssen, ob wir dieser Pflicht nachkommen. Darum können wir Herrn Vienhard nur dankbar dafür sein, daß er uns zu einer Gewissens-erforschung aufgefordert hat, die ganz geeignet dazu ist, uns Klarheit darüber zu verschaffen, welche Stellung wir selber einnehmen und welche Haltung wir gegen andersdenkende Mitmenschen befolgen sollen.

Selber unbeugsam, fest und entschieden im Denken wie im Handeln, aber milde gegen andere, bereit, von jedem zu lernen und jeden durch Mittheilung zu fördern, das ist der Katholik, wie wir ihn uns als Ideal vorstellen, das ist das Ideal, nach dem wir streben möchten.

Mit allen Freund, die eines guten Willens sind, ohne unserer Ueberzeugung und unserem Gewissen etwas zu vergeben, fremde ehrliche Meinung achtend, ohne deshalb alle Ansichten für gleich wert oder gleich unwert zu halten, zu jedem guten Werke neidlos und selbstlos Rath und Hilfe bietend, wo es ohne Schaden für Charakter und Seele geschehen kann, auch am Irrenden immer das Beste voraussetzend, jedenfalls nie die Hoffnung und einen vernünftigen Versuch zu seiner Besserung aufgebend, gerne den letzten Tropfen Herzblut hingebend, wenn dadurch die Zweifelnden und die Verzweifelten vom Verderben gerettet werden könnten, so möchten wir dereinst vom ewigen Richter erfunden werden, wenn er kommt, um über den Wert unseres Lebens zu entscheiden.

Wir denken aber, mit diesen Worten allen Katholiken und insbesondere allen unseren Standesgenossen aus dem Herzen gesprochen zu haben. Und wir haben sie hauptsächlich deshalb ausgesprochen, damit alle wieder einmal mit klarem Bewußtsein vor Gott den Vorsatz erneuern, in allen diesen Dingen ihre Pflicht mit neuem Eifer zu thun.

Behandlung der Gewohnheits- und Gelegenheits-Sünder.

Von Augustin Dehmkuhl S. J., Graeten, Holland.

Zweiter Artikel.¹⁾

IV. Wir kommen jetzt erst zu dem eigentlichen und dem schwierigsten Capitel, welches wir behandeln wollten, nämlich das Verfahren den rückfälligen Sündern gegenüber. Doch ist durch das, was über sündhafte Gewohnheit und sündhafte Gelegenheit gesagt wurde, die Aufgabe erleichtert.

Der Rückfall in die Sünde ist an sich kein Grund, den Sünder von der Verzeihung und sacramentalen Lossprechung auszuschließen; denn Gott ist stets bereit, auch nach wiederholten und oftmaligen Rückfällen, dem wahrhaft reumüthigen Büßer Verzeihung angedeihen zu lassen. Würde der Rückfall an sich Grund sein, den Sünder abzuweisen, dann wäre es thöricht, ein häufiges Beichten zu empfehlen und vor allem die Gläubigen zu ermahnen, nach geschehener Sünde ja nicht lange mit der Ausöhnung mit Gott zu warten, sondern so bald als möglich sich dem Richterstuhl der Buße zu stellen. Was der Rückfall zu Ungunsten des rückfälligen Sünders bewirken kann, ist der Zweifel an der Aufrichtigkeit und Güte der vergangenen Beichten, und das Bedenken, welches auch gegen die gegenwärtige Disposition dem Beichtvater aufsteigen mag; mehr noch legt der Rückfall in die Sünde es nahe, daß das Beichtkind zum ernstern Gebrauch der Heilmittel oder zum Gebrauch anderer und wirksamerer Mittel angehalten und verpflichtet werden müsse.

Der Zweifel über die vergangenen Beichten ist, wenn bei einiger Untersuchung die Sache zweifelhaft bleibt, insofern zugunsten des Beichtkinds zu lösen, daß ihm nicht die Wiederholung der abgelegten Beichten zur Pflicht gemacht werden kann. Hier findet das Princip Anwendung: in dubio standum est pro valore actus. — Das Bedenken gegen eine genügende Disposition zur gegenwärtigen Beichte muß sich der Beichtvater in vernünftiger Weise, d. h. mit positivem, wenn auch nicht evidentem und unfehlbarem Urtheil zugunsten des Vorhandenseins lösen können, bevor er die Lossprechung nochmals ertheilt. Vor allem muß er betreffs der anzuwendenden Besserungsmittel die pastorelle Klugheit befragen.

Es läßt sich nicht leugnen, ein rascher Rückfall, ein häufiger Rückfall, ein Rückfall ohne Kampf und Widerstand ist kein günstiges Zeichen für den vorhanden gewesenen guten Willen und ernstern Vorsatz und kann insofern die Giltigkeit der verfloßenen Beichten fraglich machen. Zeigt sich jetzt kein entschiedenerer, sondern der gleich schwache Wille, wie öfter zuvor, so bleibt auch der jetzige gute Wille fraglich. Darum muß der Beichtvater sich bemühen, Zeichen zu finden,

¹⁾ Vide Quartalschrift, 1897, Heft III, Seite 535.

welche einen ernstern Willen des Beichtkinds bekunden, und nöthigenfalls zu einem solchen ernstern Willen durch eindringliche Ermahnung das Beichtkind bestimmen. Bleibt dies Bemühen fruchtlos, dann allerdings ist in der Regel die Lossprechung zu verschieben, bis sich ein besserer Wille zeigt. Ich sage, in der Regel; denn in Ausnahmefällen ist es nach den Regeln der bewährtesten Schriftsteller am Plage, selbst bei zweifelhafter Disposition bedingungsweise die Lossprechung zu ertheilen.

Aber jenes Bedenken, jene Vermuthung zu Ungunsten des Beichtkinds gewinnen eine eigentliche Begründung nicht durch jeden Rückfall, sondern nur durch den Zustand der Rückfälligkeit; deshalb wurde oben unterschieden zwischen Rückfall im einfachen grammatischen Sinn und Rückfall im theologischen Sinn. Rückfälliger im grammatischen Sinn ist jeder, der einmal gebeichtet, und trotz der Beichte von neuem in Sünde fällt. Selbstverständlich muß dieser allgemeine Begriff beschränkt werden, zumal wenn man auch den Rückfall in lässliche Sünde mit einschließen will; sonst müßte man fast die heiligsten Seelen als die rückfälligsten bezeichnen; denn sie beichten am öftesten und finden doch immer wieder etwas, worüber sie sich anzuklagen haben. Wir lassen nun den Rückfall in lässliche Sünden vorläufig außer Acht, müssen aber auch den Rückfall in schwere Sünden dahin beschränken, daß man im theologischen Sinne nur denjenigen rückfällig nennt, der 1. dieselben schweren Sünden wieder begangen hat, 2. der dieselben schweren Sünden in mehreren oder in einer Reihe von Beichten anzuklagen hatte, 3. der stets ohne Kampf und Widerstand immer wieder in dieselben oben gebeichteten Sünden zurückfiel und daher keine Besserung aufzuweisen hat: diese eigentlichen und gewohnheitsmäßigen Rückfälligen sind es, welche allerdings die Vermuthung nahelegen, daß ihre bisherigen Beichten aus Mangel an wahrer Reue und an entschiedenem Vorsatz der Besserung und des Gebrauches der nothwendigen Heilmittel ungiltig waren, und daß die gegenwärtige Disposition so lange auch als ungenügend zu gelten habe, als die Zeichen der Reue und des Vorsatzes auf demselben Niveau als früher sich bewegen, also keine bessere Disposition bekunden.

Wer also nach der Beicht bald wieder in dieselben Sünden zurückfiel, aber doch erst, nachdem er einigemal gegen den Andrang der Versuchung siegreich gekämpft hatte: der ist nicht im obigen Sinn rückfällig. Ihm kann ich bei aufrichtiger Versicherung der Reue und des guten Willens trotz seines Rückfalls Glauben schenken. Nur soll ich ihn bestimmen, daß er, so weit eben möglich, öfter zu den heiligen Sacramenten eile, beim Unglück eines nochmaligen Sündenfalles sich möglichst bald wieder aufresse, damit nicht die ungebüßte Sünde immer weitere und weitere Sünden nach sich ziehe.

Eine gewisse Vorsicht ist nun doch auch hier am Plage. Es gibt gewisse Gewohnheitsfönder, welche von Zeit zu Zeit ihr Gewissen

entlasten wollen, und deshalb in Voraussicht des nahen Beichttages acht oder vierzehn Tage lang sich der Sünde enthalten, um ein Zeichen guten Willens dem Beichtvater bringen zu können, auch wohl die erste Woche nach der Beicht sich inacht zu nehmen suchen, später aber keinen guten Voratz mehr kennen und wieder Sünde auf Sünde häufen. Tritt solches Verfahren regelmäßig ein, so ist das nur eine Täuschung des Beichtvaters bezüglich des guten Willens, es ist ein geschicktes Verdecken der Mangelhaftigkeit an genügendem Voratz. Solchen Beichtfindern muß ernst in's Gewissen geredet werden, und falls sie nicht einen entschiedenern Willen zeigen, nicht bloß auf vierzehn Tage, sondern für immer mit der Sünde zu brechen, ist ihnen die Lossprechung aufzuschieben. Doch kann und soll man von der zeitweiligen Enthaltung von Sünden Anlaß nehmen, um ihnen zu zeigen, wie das Freibleiben von schwerer Sünde unter dem Beistande der göttlichen Gnade keine Unmöglichkeit sei; was sie einige Wochen hindurch vermocht hätten, sei ihnen auch auf längere Zeit möglich, wenn sie nur allwöchentlich oder alltäglich den entschiedenen Willen erneuern und zur Zeit der Versuchung beten wollten, und vor allem oft, nach Ablauf von der einen oder andern Woche im Empfang der Sacramente sich von neuem Kraft holten.

Noch ernster müssen natürlich Solche behandelt werden, welche nicht einmal ein zeitweiliges Freibleiben von schwerer Sünde zustande gebracht haben, sondern vielleicht schon jahraus jahrein trotz wiederholten Beichten sofort wieder dieselben Gewohnheitsünder waren. Das sind die Rückfälligen im vollsten Sinne des Wortes.

Kam nun der Rückfall aus einer äußern freiwilligen Gelegenheit, dann liegt hier gegründetes Anzeichen vor, daß der Beichtvater oder die Beichtväter nicht immer ihre Pflicht gethan haben. Denn ein rückfälliger Gelegenheitsünder hätte weit eher zum Aufgeben der freiwilligen Gelegenheit angehalten werden müssen; damit wäre die Quelle der Sünden und des Rückfalls verstopft gewesen. Ja, auch wenn die Gelegenheit nicht so ganz freiwillig, sondern halb nothwendig, jedoch unter Opfern abwendbar war: dann mußte nach ein paar erfolglosen Versuchen jenes Opfer der Auscheidung der Gelegenheit gefordert werden. Dies selbst durch Aufschub der Lossprechung zu erzwingen, wäre die Aufgabe und Pflicht des Beichtvaters gewesen: bei einer occasio in esse hätte er das zweite- oder drittemal schon nicht lossprechen sollen, bis die Trennung durchgeführt war; bei einer occasio non in esse nicht, bis wenigstens eine zeitlang die Gelegenheit gemieden war: nur wenn diese selten, nach langen Zwischenräumen, wieder vorlag, konnte nicht durch Aufschub der Lossprechung, sondern mußte durch Entgegennahme ernstlicheren Versprechens und Anwendung anderer Mittel das Urtheil über den ernstten Willen des Beichtfindes gefestigt werden.

Kam jener gewohnheitsmäßige, von Beicht zu Beicht sich wiederholende Rückfall von innerer Schwäche ohne äußere Gelegen-

heit: dann gerade ist es von Wichtigkeit, die obige Unterscheidung eines Rückfalls im theologischen Sinne von andern Rückfällen zu machen, d. h. zu untersuchen, ob der Rückfall stets ohne Kampf und Widerstand, kurz nach geschehener Beichte, unter Vernachlässigung oder doch nur trägen Anwendung der vom Beichtvater bezeichneten Besserungsmittel geschah; oder ob der in den jeweiligen Beichten gefasste Voratz sich durch einen die ersten Tage oder auch Wochen hindurch geführten Kampf gegen die Versuchungen als ernst erwies, allmählich erst erschlaffte und dann in einen unglücklichen Sündenfall für lange wieder begraben lag. In letzterm Falle ist vor allem der Wille dahin zu stählen, daß öfters als bisher der ernste Voratz Gott treu zu bleiben erneuert werde, womöglich durch wirklichen Empfang der Sacramente, sonst durch ernste Selbsteinkehr, ähnlich der Vorbereitung zum wirklichen Sacraments-Empfang, etwa vor einem Bilde des Gekreuzigten, und daß, wenn wider Erwarten ein neuer Rückfall sich ereignen sollte, gleich nach der ersten Sünde die Zuflucht zum Bußgericht stattfinde. Zeigt sich dazu der Rückfällige willig und bereit: dann können die auch häufigeren Rückfälle nicht so gegen ihn zeugen, daß sie ihn der nochmaligen Losspredung für unwürdig machten. War aber der Rückfall, wie oben gesagt, sofort wieder da, ohne Kampf und Energie, dann muß freilich dem Sünder das Gefährliche seiner Lage und das Unzulängliche seines Voratzes fühlbar gemacht werden. Ein entschiedener und fester Wille, die Sünde nicht mehr zu begehen, wendet wenigstens auch Mittel zur Besserung an, und er wird nicht stets wieder vom leisesten Windhauch ausgelöscht. Daher bietet die Vergangenheit eines solchen Rückfälligen einen allerdings starken Grund, um die Zulänglichkeit von bisheriger Reue und Leid anzuzweifeln. Gibt das Beichtkind also auch jetzt nicht bessere Beweise von aufrichtigem und entschiedenem Willen, dann ist ihm die Losspredung aufzuschieben. Möglicherweise hilft die ernste Erklärung des Beichtvaters, daß an eine Losspredung, wie bisher, nicht mehr zu denken sei, und die bloße Androhung nicht zu absolvieren, wirkt schon so heilsam auf den Rückfälligen ein, daß er sich aufrafft, und jetzt endlich entschiedenern Willen zeigt: dann lasse man's bei der Drohung bewenden; sonst ist die Drohung auszuführen und die sacramentale Ausöhnung mit Gott auf einige Zeit zu verschieben. Doch muß der Aufschub so eingeleitet und so bewerkstelligt werden, daß er das Beichtkind nicht entmuthigt; vielmehr muß der Muth und die Hoffnung auf die allvermögende Gnade recht in ihm erweckt werden. Die leider schon so lang genährte Gewohnheit möge es ihm schwer machen, zu kämpfen, aber eines kurzen Kampfes sei Gott und der Himmel doch wert; bei etwas Anstrengung würde es leichter werden, als er selber glaube; die böse Gewohnheit könne und müsse er durch gute Gewohnheit überwinden; sollte aber auch trotz der jetzt in's Werk gesetzten Anstrengung der böse Feind ihn vielleicht wieder zum Falle gebracht haben, so

solle er ja nicht deshalb es unterlassen, am festgesetzten Tage (nach acht oder vierzehn Tagen) wieder in den Beichtstuhl zu kommen. Zudem wird es nützlich sein, auf die Bedeutung und Wirksamkeit der vollkommenen Reue das Beichtkind aufmerksam zu machen.

Gibt sich der Beichtvater auf diese Weise Mühe, um den Betreffenden zu disponieren, so wird er nicht selten erreichen, daß entweder der Aufschub der Lossprechung gar nicht nöthig ist, oder doch, daß nach kurzem Aufschub die Lossprechung ertheilt werden kann. Ein Rückfall in der bestimmten Zwischenzeit, welche für den Aufschub der Lossprechung wäre angesetzt worden, würde traurig sein, aber nicht immer hindern, die Lossprechung trotzdem zu ertheilen. Gesah der Rückfall erheblich seltener, als sonst; gesah er nach vorausgegangenem, mehrmaligem Kampf und Sieg: dann sporne man den Willen noch eifriger an, spreche aber von den Sünden los, falls nur der Sünder den absoluten Willen, nicht mehr zu sündigen, gefaßt hat.

Lehrreich sind in dieser Beziehung die Beispiele der Heiligen in der Verwaltung des Bußsacramentes. Wir entnehmen zwei bekannte Beispiele dem Manuel des confesseurs von Gaume n. 336 und 338. In beiden Fällen handelte es sich um rückfällige Gewohnheitsfünder bezüglich der heiligen Tugend. Der hl. Bernhard stieß im Beichtgericht auf einen dieser Unglücklichen, der sich nicht einmal zu einem ernstern Willen, für immer der Sünde zu entsagen, aufzuraufen konnte. Da war ein sofortiges Lossprechen ausgeschlossen. Der Heilige heißt den Betreffenden nach drei Tagen wieder zur Beichte zu kommen, und wenigstens diese drei Tage lang zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit sich der Sünde zu enthalten. Der Sünder hält Wort. Der Heilige trägt ihm auf, das Gleiche nochmals zu thun zu Ehren der seligsten Jungfrau. Der Sünder hatte schon Kraft und Muth gewonnen; er bringt's bis zu sechs Tagen, ohne wieder zu fallen. Zum drittenmale trägt der Heilige dasselbe auf, zu Ehren des hl. Schutzengels, und stellt für's Ende dieser Probe die Lossprechung in sichere Aussicht. Auch diese Probe wird bestanden, aber zugleich ist in dem sonst rückfälligen Sünder durch die Gnade Gottes der Wille so gekräftigt, daß er ernstlich verspricht, nicht nur für drei Tage, sondern für stets der Sünde Lebewohl zu sagen — er war geheilt. — Der hl. Philipp Neri behandelte einen ähnlichen Rückfälligen in etwas anderer Weise. Derselbe hatte die schmählliche Gewohnheit, fast alle Tage in die Sünde zu fallen. Er kommt zum hl. Philipp mit Reue über seine Sünde und verspricht Besserung. Der Heilige gibt ihm zur Buße kaum etwas anderes auf, als sofort wieder zur Beichte zu kommen, wenn sich von neuem eine Sünde ereignet haben sollte, ohne den zweiten Rückfall abzuwarten. Das Beichtkind gehorcht, wird stets mit derselben Buße entlassen und losgesprochen: — nach ein paar Monaten war die tief gewurzelte Gewohnheit ausgerottet; der unenthaltsame Gewohnheitsfünder war

engelgleich an Reinheit geworden. Gerade bei solchen Sünden ist häufige, sehr häufige Zuflucht zum Sacrament der Buße ein fast nothwendiges Mittel; und da braucht man, wenn guter Wille vorhanden ist und Muth zum Kampfe, auch wegen öfterer Rückfälle die Losprechung nicht zu verweigern.

Rathlos kann vornehmlich dann der Beichtvater werden, wenn der Rückfall herrührt, zum Theil wenigstens herrührt von einer äußern, nicht gerade freiwilligen Gelegenheit.

Ist diese nicht freiwillige Gelegenheit eine absolut nothwendige, dann unterscheidet sich die Behandlungsweise des in der Gelegenheit öfters rückfälligen Sünders kaum von der Behandlungsweise dessen, der aus innerer Schwäche immer wieder in die alten Sünden fällt. Es ist nichts anders möglich, als die Anwendung geeigneter Heilmittel vorzuschreiben, diese Anwendung so lange einzuschärfen und nöthigenfalls zu verschärfen, bis wirksame Besserung erfolgt. Wird also dieser Vorchrift vom Beichtkind nicht die gehörige Folge geleistet, so ist die Befolgung mit Androhung der Absolutions-Verweigerung, beziehungsweise mit Ausführung dieser Drohung zu erzwingen.

Ist die Gelegenheit nicht zwar eine absolut nothwendige, sondern nur moralisch nothwendige, d. h. ihre Entfernung mit großen Schwierigkeiten verbunden; dann gerade ist es Sache der Klugheit, nach beiden Seiten hin es richtig zu bemessen: einerseits, wie lange man trotz Rückfalls, sich auf die Verordnung von Heilmitteln beschränken darf, welche die Gefahr aus einer nahen zu einer entfernten zu machen geeignet sind; andererseits, wann man schließlich die Hoffnung, auf diese Weise Besserung zu erzielen, muß fallen lassen, und, auch mit Auferlegung großer Opfer, die thatsächliche Entfernung der Gelegenheit unter Verweigerung weiterer Losprechung zu fordern hat. Oben haben wir es als einen unsichern und täuschenden Maßstab bezeichnet, den Unterschied zwischen sogenannter nächster Gelegenheit und noch nicht nächster Gelegenheit durch ein Rechenexempel festsetzen zu wollen: als ob man wohl von nächster Gelegenheit sprechen müßte, wenn jemand von zehnmalen, wo er in einer bestimmten Gelegenheit war, acht- oder neunmal gefallen sei, es aber noch nicht nächste Gelegenheit sei, wenn von den zehnmalen es fünf- oder sechsmal zur Sünde käme. Als allgemeiner Maßstab kann diese Berechnung allerdings nicht gelten; aber man kann ihn auch nicht für alle Fälle als Thorheit bezeichnen. Thorheit und Vermeßlichkeit wäre es wohl, das gestehen wir, sich noch freiwillig in eine solche Gelegenheit oder Gefahr zu begeben, in der man auch nur eben so oft gefallen, als nicht gefallen wäre. Freiwillig und ohne wichtigen Grund dies zu thun, wäre ein Aufsuchen der nächsten Gelegenheit oder einer Gelegenheit, die der nächsten Gelegenheit gleichwertig ist, d. h. ein sündhaftes Aufsuchen. Gesähe es aber aus wichtigen Gründen und unter Anwendung von Vorichtsmaßregeln und Gebet: dann dürfte freilich ein wesentlicher Unterschied bestehen, ob man früher ebenso oft von Sünde

frei blieb, als fiel, oder ob es fast immer zum Falle kam. In der letztern Voraussicht müßten für die nochmalige Zulassung der Gefahr, trotz Anwendung geeigneter Schutzmittel, die Gründe so hochgradig sein, daß die Vermeidung der Gelegenheit einer moralischen Unmöglichkeit gleich käme; in der andern Voraussetzung dürften doch auch minder schwere Gründe genügen.

Was hier von einer nochmaligen Zulassung der Gefahr, also eigentlich von einer *occasio non in esse* gesagt wird, hat seine analoge Anwendung auch auf die *occasio in esse*. Hielt sich Fallen und Nicht-Fallen ungefähr das Gleichgewicht, dann braucht man augenscheinlich nicht unter solchen Opfern des Beichtkinds von demselben das thatsächliche Aufgeben der Gelegenheit zu fordern, als wenn es regelmäßig zum Fall in die Sünde kam; vielmehr hat man begründete Hoffnung, daß die sorgsamere Anwendung von Vorkehrungsmitteln oder Anwendung schärferer Mittel ohne thatsächliches Aufgeben der Gelegenheit dieser ihre Gefahr benehmen könne. Hier die richtige Mitte einzuhalten, so daß man weder die Gefahr unterschätze und zu lange noch gestatte, noch auch unter Forderung zu großer, kaum leistbarer Opfer die Gelegenheit thatsächlich da beseitigen heiße, wo eine Befolgung des Befehls nicht zu erwarten ist und wo unter Belassung der Gelegenheit ihre Gefahr sehr abgeschwächt werden könnte: das kann nicht nach starrer Formel gelernt werden; das muß der Beichtvater von Fall zu Fall ermeßen; dazu muß er, unter Mißtrauung seiner bloß natürlichen Einsicht, sich durch demüthiges Gebet auch Licht und Leitung des heiligen Geistes erbitten.

Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß Fälle sich ereignen, in welchem einerseits die Gegenwart des äußeren Anlasses (Sache oder Person) einen solchen gewaltigen Reiz ausübt, und andererseits der betreffende Gelegenheitsfünder erfahrungsmäßig eine solche Schwäche und Willenlosigkeit bekundet, daß dem Beichtvater sich die Ueberzeugung aufdrängt, ein Aufrechtbleiben in der Gefahr werde dem Betreffenden schwerer fallen, als die ein- für allemal auszuführende, wenn auch mit schweren Opfern verbundene Trennung. Dann erfordert es das Amt des Beichtvaters, daß er das Beichtkind zu diesem Opfer bereit macht und daraufhin auf rasches Handeln dringe. Den subjectiven Reiz für den Sünder und dessen subjective Schwäche muß freilich der Beichtvater hier in Betracht ziehen; diese können über das sonst gewöhnliche Maß hinausgehen. Aber trotzdem muß, wo noch andere Hilfe und Hilfsmittel möglich sind, nicht das gefordert werden, was ein übermenschliches Opfer wäre, oder was nur dazu diente, den Sünder noch tiefer in die Sünden zu stürzen und der Verzweiflung zuzuführen.

Bei einer solchen nothwendigen Gelegenheit, sei sie nun absolut, oder nur moralisch, doch so weit nothwendig, daß man glaubt, sie vorläufig wenigstens belassen zu müssen, kann nun wohl die Pflicht des Beichtvaters dahin gehen, daß er bei beständigem Rück-

fall unter Umständen auch durch Aufschiebung der Lossprechung den erforderlichen Eifer in Anwendung der geeigneten Hilfs- und Vor-sichtsmittel erzwingen. Wie die Verweigerung oder den Aufschub der Lossprechung für berechtigt halten, wäre Larismus; ihn bei jedem Rückfall anwenden wollen, unseidliche Strenge.

V. Es sind wahrhaft goldene Worte, welche Leo XII. in seiner Encyklika Charitate Christi im Jubiläumsjahr 1825 niedergeschrieben hat, und wohl wert, öfters beherzigt zu werden, um bezüglich der Verweigerung oder des Aufschubes der Lossprechung freilich nicht zu lax, aber auch ja nicht zu streng zu handeln. „Der Beichtvater“, heißt es da, „muß vor Augen haben die Anweisungen des römischen Rituals: er sehe wohl zu, wann und wem die Lossprechung zu erteilen, zu verweigern oder aufzuschieben sei, damit er nicht diejenigen losspreche, die dieser Wohlthat unfähig sind; solche sind, die gar keine Zeichen von Reue geben, die Haß und Feindschaft nicht ablegen, fremdes Gut, obwohl sie können, nicht zurückgeben, die nächste Gelegenheit zur Sünde nicht meiden, noch sonst die Sünde aufgeben oder ihr Leben bessern wollen; oder solche, die öffentliches Aergernis gegeben haben, falls sie nicht öffentlich Genugthuung leisten und das Aergernis heben. Jeder sieht nun, wie weit diese Vorschriften von der Handlungsweise derjenigen abstecken, welche kaum eine schwerere Sünde gehört haben oder jemanden in vielfachen Sünden verwickelt antreffen, und schon sofort aussprechen, sie könnten nicht absolvieren. Gerade denen nämlich verweigern sie ihre Hilfe, deren Pflege vor allen von demjenigen übertragen ist, der da sagt: Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Und wie weit entfernen sich solche von jenen Vorschriften, welchen kaum jemals der bei der Gewissenserforschung aufgewandte Fleiß oder die vorliegenden Anzeichen von Reue und Leid genügen, um sich zur Ertheilung der Lossprechung für berechtigt zu halten, und welche schließlich dann sicher gegangen zu sein meinen, wenn sie ihre Beichtkinder behufs Lossprechung auf spätere Zeit vertrösten. Wenn irgendwo Mäßigung am Platze ist, dann ist's vornehmlich hier, damit weder eine zu große Leichtigkeit bei der Lossprechung Leichtigkeit im Sündigen hervorrufe, noch zu große Schwierigkeit die Gemüther von der Beicht abwendig mache und der Verzweiflung entgegen treibe.

Manche zwar stellen sich dem Beichtvater ganz ohne richtige Disposition, aber oftmals doch so, daß die Undisponierten disponiert werden können, wenn nur der Priester, mit der Barmherzigkeit Christi Jesu angethan, der gekommen ist, nicht die Gerechten, sondern die Sünder zu rufen, es versteht, sich nur etwas Mühe kosten zu lassen und geduldig und sanftmüthig das Beichtkind zu behandeln. Wenn er das nicht thut, dann muß man freilich sagen, daß er nicht besser disponiert zum Beichtthören kommt, als die anderen zum Ablegen der Beicht. Für undisponiert nämlich sind nur jene zu halten,

nicht welche auch noch so schwere Sünden begangen haben, oder jahrelang von der Beicht entfernt blieben — denn des Herrn Barmherzigkeits-Erweise sind ohne Zahl und der Schatz seiner Güte ist unererschöpflich — noch auch solche, welche, weil ungebildet und schwerfällig, sich selber nicht genug erforcht haben und ohne Hilfe des Beichtvaters nie zu einer genauen Gewissenserforschung kommen; sondern für undisponiert sind solche zu halten, welche trotz der nothwendigen, nicht zu beschwerlichen Ausfrage seitens des Beichtvaters, und trotz allen Fleißes, den er aufgewandt hat, sie zur Reue über die Sünden zu bringen, trotz seines inbrünstigen Gebetes zu Gott und allen Eifers, in dem seine Liebe sich erschöpft hat, dennoch dergestalt ohne Reue=schmerz und ohne Aeußerung der Buße bleiben, daß man vernünftigerweise urtheilen muß, sie entbehren selbst der Bußgesinnung, welche sie empfänglich mache, vermittelt des Sacramentes die Gnade Gottes aufzunehmen. Wie immer aber auch diejenigen beschaffen sein mögen, welche zum Beichtvater hinzutreten, so muß dieser vor allem sich hüten, daß nicht etwa aus seiner Schuld er veranlasse, daß jemand von ihm scheide voll Mißtrauen auf Gottes Güte oder voll Abneigung gegen das Sacrament der Wiederveröhnung. Besteht also ein gerechter Grund, die Losprechung aufzuschieben, dann muß der Beichtvater in möglichst schonender Weise die Betreffenden davon überzeugen, daß nur die Sorge für ihr Seelenheil und eigene Pflicht jene Maßregel nöthig gemacht hätten, und er muß sie aufs freundlichste zu bestimmen suchen, recht bald nach Erfüllung der auferlegten Forderungen zurückzukommen, um der Wohlthat der Losprechung alsdann theilhaftig zu werden und sich des Besizes der göttlichen Gnade dann freuen zu können.“

Besonders in unseren Tagen, die sich durch Abfall vom religiösen Eifer auszeichnen, ist doppelte Vorsicht vonnöthen, um nicht durch Härte und Strenge vom Beichtstuhl abzuschrecken. Ja, wo diese Schlassheit und Laueheit herrschend geworden ist, hat der Beichtvater nicht so selten Grund, bei zweifelhaft bleibender Disposition, bei der er sonst und fürs gewöhnliche die Losprechung aufzuschieben hätte, bedingungsweise die Losprechung zu ertheilen. Der heilige Alfons billigt dies gerade bezüglich eines rückfälligen Beichtkinds für den Ausnahmefall, „daß man vernünftigerweise fürchten müsse, der Betreffende würde nicht wieder zur Beicht zurückkehren und dann ganz in seinen Sünden verkommen“ (S. Alph. Theol. mor. lib. 6 n. 432, IV). Da kann dann das paradox Scheinende sich ereignen, daß man sehr wohl einem weniger gut Disponierten die Absolution — freilich nur bedingungsweise — ertheilt, während man sie einem besser, aber doch auch noch zweifelhaft Disponierten eine zeitlang aufschiebt. Nur die gegründete Furcht, es möge der Aufschub der Absolution den Betreffenden noch schlimmer machen, ist ja Grund, dieselbe sofort bedingungsweise zu ertheilen. Diese gegründete Furcht faßt der Beichtvater aber vorzugsweise aus dem Mangel an reli=

grossem Eifer, also aus der recht dürftigen Disposition, die vielleicht noch eben ausreicht, beim geringsten Anprall einer ernstern Schwierigkeit aber zu Boden zu fallen droht. Wer hingegen in Sünden zwar verstrickt ist, auch jetzt noch nicht die sichere Bürgschaft genügender Festigkeit bietet oder noch nicht alle seine schwer verbindlichen Pflichten erfüllt hat, dabei aber soviel religiöse Kraft noch besitzt, daß ihm das Opfer einer nochmaligen Beicht nicht so schwer dünkt: bei dem darf man das schärfere, aber auch gründlicher heilende Mittel des Aufschubes der Losprechung unter den gegebenen Umständen schon anwenden.

Daß übrigens auch der heilige Alfons den Aufschub der Losprechung nicht für so viele Fälle befürwortet, erhellt aus seiner Lehre, daß, falls es sich nicht um Gelegenheits Sünder handelt, welche um jeden Preis aus der Gelegenheit heraus müssen, selbst die rückfälligen Beichtkinder immer wieder von neuem absolviert werden könnten, wenn sie irgend ein sogenanntes „außergewöhnliches“ Neuzichen an sich trügen.

Vielleicht hat es einige Leser befreundet, daß auf diese außergewöhnlichen Neuzichen bisher nicht aufmerksam gemacht wurde. Es geschah dies nicht aus Verkennung der Bedeutsamkeit solcher Anzeichen, wenn sie wirklich eine außergewöhnliche Neuz befunden; allein der Lehre über die außergewöhnlichen Neuzichen legen wir darum nicht eine entscheidende Bedeutung bei, weil ihr Begriff und ihre Umgrenzung nicht scharf gegeben werden kann, und weil man ihnen eine ausschließliche Beweiskraft schwerlich zuzuerkennen vermag. Unseres Erachtens läßt sich die Lehre über Zeichen der Neuz und ihre Beweiskraft in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Das gewöhnliche Zeichen von Neuz besteht in der ernstesten Aussage und Versicherung des Pönitenten selbst. Diese Aussage ist fürs gewöhnliche genugsam beweiskräftig, nämlich solange nicht ein positiv triftiger Grund für die Unaufrichtigkeit oder Selbsttäuschung des betreffenden Beichtkinds vorliegt.

2. Häufiger Rückfall schwächt die Beweiskraft der bloßen Aussage des Pönitenten ab, wie schon oben gesagt und erklärt wurde. Wenn man auch nicht gleich bewußte Unaufrichtigkeit zu vermuthen berechtigt ist, so doch eine Selbsttäuschung bezüglich des erforderlichen absoluten Willens, in Zukunft nicht mehr zu sündigen. Es ist also zu sehen, ob jetzt wenigstens außer der bloßen Aussage sich etwas Greifbares entdecken läßt, welches der Beweiskraft jener Aussage zu Hilfe komme. Es sollte das etwas umso Greifbareres sein, je weniger man etwa verschiedener erschwerender Umstände wegen der bloßen Aussage und Versicherung des Pönitenten trauen kann.

3. Was da zu fordern und welche Zeichen die Aussage genügend kräftigen, das kann nicht als für alle Fälle giltig oder auch erforderlich aufgezählt werden. Da spielen sovieler Umstände und subjective Einzelheiten hinein, daß das Urtheil dem jeweiligen klugen Ermeßsen des Beichtvaters anheimgestellt werden muß.

4. Anhaltspunkte zur Orientierung bieten freilich jene als „außergewöhnliche“ Reuezeichen aufgeführten Vorkommnisse, wie sie der heilige Alfons von Liguori (lib. 6. n. 460), der heilige Leonardus a Portu St. Mauricii u. a. anführen. (Vergleiche auch Lehmfuhl, Theol. mor. II n. 427). Dafs sie aber nicht ein für alle Fälle giltiges oder auch nur erforderliches Richtmafs bilden, geht genügend aus der Abschätzung hervor, welche der heilige Alfons den verschiedenen dieser Zeichen angedeihen läfst, indem er ihnen bald eine beweisende, bald eine nur beweisverstärkende mit mehr oder weniger Sicherheit beilegt.

Es könnten hier nun noch im Einzelnen die hauptsächlichsten nächsten Gelegenheiten und die Behandlung der Gelegenheits- und Gewohnheitsjünder nach diesen besonderen Arten von Gelegenheit besprochen werden. Doch das Wesentliche ist in der hier gegebenen allgemeinen Anweisung geschehen. Daher brechen wir, vorderhand wenigstens, ab mit einer kurzen Zusammenstellung als Endresultat der ganzen Ausführung:

1. Bei freiwilliger Gelegenheit in esse ist die Losprechung vor thatsächlich geschehener Entfernung eine übel angebrachte Milde: es sei denn, dafs einerseits unter den gegebenen Umständen das Zurückkommen des Beichtfindes erheblich schwerer ist, als die wirkliche Entfernung der Gelegenheit, und dafs andererseits das Beichtfind noch nicht in seinem Versprechen der Beseitigung den Beichtvater getäuscht hat.

2. Dasselbe gilt bezüglich der thatsächlich ins Werk zu setzenden Anwendung geeigneter Schutzmittel, wenn es sich um eine unfreiwillige Gelegenheit handelt, wenn in diesem Falle das Beichtfind schon das eine oder anderemal sein diesbezügliches Versprechen nicht gehalten hat: es gilt dies auch für die Gelegenheiten non in esse. Handelt es sich um die erstmalige Behandlung eines solchen, der sich in unfreiwilliger Gelegenheit befindet, dann kann man auf ernstliches Versprechen hin losprechen.

3. Ist die Gelegenheit nicht zwar freiwillig, aber auch nicht gerade unabwendbar: so mufs schließlich auch unter erheblicheren Opfern auf die thatsächliche Trennung erkannt werden, wenn die Erfahrung gezeigt hat, dafs entweder auf ernste Anwendung oder auf Wirksamkeit der anderen Mittel nicht zu rechnen ist.

4. Handelt es sich um den Rückfall in Sünden ohne äußere Gelegenheit, also aus subjectiver Schwachheit oder Leidenschaft: so ist vor allem auf Verordnung geeigneter Schutzmittel das Augenmerk zu richten. Falls der Pönitent dieselben in Anwendung bringt, so ist hier vor allem milde Behandlung am Plage; nicht Aufschub der Losprechung, sondern häufige, sehr häufige Beichte ist da das räthliche, vielleicht nothwendige Mittel. Fehlt es aber an Sorgfalt oder gutem Willen in Anwendung der vorgeschriebenen Mittel, dann ist auch hier zeitweise eine ernstere und strengere Behandlung am Plage.

5. Analog hat der Beichtvater zu verfahren bei den in nothwendigen Gelegenheiten sich befindenden Sündern, denen eine Entfernung der Gelegenheit einfach unmöglich ist.

6. Stets jedoch muß der Beichtvater seinerseits alles thun, damit das Beichtkind nicht muthlos oder gar verzweifelnd aus dem Beichtstuhle gehe, sondern voll Vertrauen auf Gottes Gnade und ermuthigt zu christlichem Kampf gegen Versuchung und böse Gewohnheit. Daher erdrücke er auch nie einen Sünder mit Bußen, sondern bemesse dieselben nicht bloß nach dessen physischen Kräften und den Lebensverhältnissen, sondern auch nach dessen größerer oder geringerer geistigen Schwäche; er richte den guten aber schwachen Willen auf und stärke denselben allmählich; nicht aber ersticke oder breche er ihn.

Monsignore Sebastian Kneipp als Seelsorger.

Geschildert von Dr. Andreas Schmid, Director des Georgianums, Universitätsprofessor, erzb. geistl. Rath in München.

Das äußere Leben und die ärztliche Wirksamkeit des Monsignore oder — wie er gewöhnlich genannt wurde — des Herrn Prälaten Kneipp ist bereits von den verschiedensten Seiten theils in öffentlichen Vorträgen von ihm selbst, theils von anderen behandelt worden; weniger wurde bisher die seelsorgerliche Thätigkeit des Verstorbenen in Betracht gezogen und doch verdient auch diese die Aufmerksamkeit, weil im vorhinein zu erwarten ist, daß ein origineller Mann sein Talent nach mehreren Seiten hin zu verwerten sucht. Da Schreiber dieser Zeilen mehr als 42 Jahre zu Prälat Kneipp in freundschaftlicher Beziehung stand, so mögen einzelne Züge aus dem seelsorgerlichen Wirken des Verewigten hier angeführt werden.

Kneipp Sebastian war am 17. Mai 1821 zu Stefansried in der Pfarrei Ottobeuren geboren, begann im 21. Lebensjahre unter Beihilfe des Kaplans und späteren Lyceal-Professors und päpstlichen Prälaten Mathias Merkle die Studien; wurde nach zweijähriger Vorbereitung 1844/45 in das Gymnasium zu Dillingen aufgenommen, absolvierte theils zu Dillingen, theils zu München 1848/49 den philosophischen Kurs und erhielt, nachdem er noch im ersten Jahre seiner theologischen Studien das Lyceum zu Dillingen frequentiert hatte, für die Jahre 1850/52 einen Freiplatz im Georgianum zu München. Nachdem er die theologischen Studien vollendet hatte, wurde er in der Domkirche zu Augsburg am 6. August 1852 zum Priester geweiht und von den Vorständen des Georgianums unterm 17. August in folgender Weise qualificiert: „Kneipp Sebastian besitzt sehr viele Fähigkeiten, vorzüglichen Fleiß, sehr viele Kenntnisse. Die Lücke in denselben datiert von der mangelhaften Vorbildung, indem Kneipp bereits an Alter sehr vorgerückt war, als er vom Webstuhl seines Vaters und den bäuerlichen Arbeiten, gemahnt durch einen unüberwindlichen Drang, den Studien sich zuwandte. Sein

Eifer namentlich für die Schule ist ungemein groß, und er verspricht bei seiner großen Gewissenhaftigkeit, seinem frommen Sinne und heiterem Ernste ein tüchtiger Seelsorger zu werden, zumal er die in seinem früheren Berufsleben unter dem Landvolke gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen wohl zu benützen versteht. Durch die ungewöhnliche Energie seines Willens wird er mit der Gnade Gottes manches Unbehilfliche im Umgange u. s. f. noch überwinden. Sein Vortrag nach Inhalt und Declamation verdient die erste Note; die Form der Darstellung und die Action werden durch die Uebung gebessert werden. Die Gesundheit u. s. f. ist sehr kräftig."

Die erste seelsorgerliche Anstellung erhielt Kneipp in der Nähe von Augsburg an der Wallfahrtskirche Biberbach; jedoch schon nach einem halben Jahre wurde er mehr in seine Heimatsgegend, nach Boos und dann als dritter Stadtkaplan nach St. Georg in Augsburg versetzt. Gegen Ende des Jahres 1854 erfuhr er vom Domdecan Dr. Georg v. Reindl in München, er sei vom Subregens Dr. Thumann als Vorstand zur Leitung eines 1852 errichteten Knabeninstitutes, welches seit 1. August 1856 von München in das Kloster Andechs verlegt wurde, vorgeschlagen worden. Stadtkaplan Kneipp reiste nach München und erhielt die Weisung, um Entlassung aus der Diocese Augsburg nachzusuchen. Er that es, erreichte aber seinen Zweck nicht, weil Bischof Petrus erklärte, wenn man Kneipp auswärts brauchen könne, so könne man ihn zu Augsburg auch brauchen. Dieser Ruf nach München gab Veranlassung, den Stadtkaplan Kneipp unterm 22. Mai 1855 zum Beichtvater im Kloster der Dominicanerinnen zu Wörishofen zu ernennen, weil in diesem Kloster eine Erziehungsanstalt für Waisenmädchen eingerichtet worden war.

In dieser neuen Stellung hörte er allwöchentlich die Beicht der Klosterfrauen und auch anderer Personen, vermied langen Zuspruch und schöpfte den Inhalt desselben zumeist aus dem Kirchenjahre. Alle Sonn- und Festtage hielt er für die Klosterfrauen erbauliche Vorträge, alljährlich Exercitien und nahm sich mit besonderem Eifer auch der Waisenkinder und jener Mädchen an, welche im Kloster die Haushaltung erlernen sollten. Er fragte sie über die gehörten Predigten aus, ließ sich Auszüge fertigen und hielt selbst in späteren Jahren, als er ein vielgeplagter Mann geworden war, ihnen außer jährlichen Exercitien noch an Sonntagen abends besondere Vorträge. Bei seiner ausgeprägten, praktischen Geistesrichtung förderte er im ganzen Kloster neben den erbaulichen und beschaulichen Uebungen die Handarbeit, weil er von dem Grundsatz ausging, der Körper bleibe mehr gesund und der Friede unter den Bewohnern des Hauses mehr gewahrt. Stets war er auch darauf bedacht, das materielle Wohl des Hauses zu fördern, indem er sich die Zeit nicht gereuen ließ, von der Arbeit auf dem Felde selbst stets Einsicht zu nehmen; ja er reiste wiederholt in die Schweiz, nach Borarlberg, in das Salzammergut, um einen tüchtigen Viehschlag

zu gewinnen, oder bezog Jungvieh aus dem Allgäu und verhandelte es an einzelne Dekonomen des Ortes. In freien Stunden pflegte er auch Obstbaum- und Bienenzucht und verfaßte mehrere Schriftchen über Landwirtschaft und Bienenzucht. Er sprach öfters den Grundsatz aus, wer als Seelsorger auch den materiellen Wohlstand des Volkes hebe, wirke doppelt.

Einen größeren Wirkungskreis erhielt er, als er am 7. April 1881 nach eigenthümlichen Zwischenfällen zum Pfarrer von Wörishofen ernannt wurde. Da schon unter seinem Herrn Vorgänger Michael Ziegler neue Altäre, Beichtstühle u. s. f. in die im Barockstyle umgebaute Kirche angeschafft worden waren, glaubte der angehende Pfarrer, diese Restauration fortsetzen zu sollen und ließ 1882 unter Beihilfe des Unterzeichneten die ganze Kirche trocken legen und in Farbentönen austünchen. Die Kosten bestritt er, obwohl er selbst noch unbemittelt war, zu einem guten Theile aus eigenen Mitteln. Diese Restauration wurde in einigen Jahren darauf noch vervollständigt durch Anschaffung einer neuen Orgel und einer großen Glocke. Im Jahre 1885 wirkte er in ähnlicher Weise auch für Restauration der Klosterkirche.

Großes Gewicht legte er auf den Kreuzweg und besorgte daher nicht bloß in seiner Pfarr- und Klosterkirche 1882 neue Darstellungen aus Terracotta, sondern noch ungefähr einem Duzend anderer Kirchen, indem er die Kosten mehrmals selbst übernahm und die Eichenrahmen von benachbarten Schreincrn zur Unterstützung der Landgewerbe ausführen ließ. In mehreren Predigten gab er Anleitung zum Besuche des Kreuzweges und war imstande, ohne irgend ein Buch bei jeder Station aus dem Innern seines Herzens die Betrachtung zu schöpfen. Zu all' diesem Schmucke kam noch eine fleißige Lüftung des Raumes mittelst verstellbarer Fenster und Oeffnung der Thüren, weil er das Husten der Kirchenbesucher zu einem guten Theile der schlechten, eingeschlossenen Kirchenluft zuschrieb. Auf solche Weise war Pfarrer Kneipp auf Erhaltung und Schmuck seiner Pfarrkirche bedacht; er pflegte öfters zu sagen, wenn nur die Geistlichen für ihre Kirche so besorgt wären, wie die Hausbesitzer für ihre Gebäulichkeiten!

Die äußere Restauration der Pfarrkirche war fast gleichzeitig von einer inneren Erneuerung der Pfarrgemeinde begleitet. Schon in der Fastenzeit 1882 und noch zweimal in späteren Jahren hielt Pfarrer Kneipp Conferenzen für seine Pfarrkinder, indem er je eine ganze Woche hindurch täglich einen Standes-Vortrag den Männern, den Frauen, den Jünglingen und Jungfrauen hielt. Auf den Freitag nachmittags lud er einen Nachbarggeistlichen zur Beihilfe im Beichtstuhle ein und am Samstag ließ er General-Communion folgen. Der Eindruck dieser Vorträge war umso größer, als bisher in der Pfarrgemeinde die Furcht bestand, der bisherige Kloster-Beichtvater werde ein gestrenger Pfarrherr werden. Nun zeigte sich, daß diese Furcht ganz unbegründet war; denn jedermann konnte fühlen, daß

Pfarrer Aneipp nicht bloß selbst gut sei, sondern mit allen Menschen es auch gut meine.

Sehr viel lag ihm daran, mit der Gemeinde-Verwaltung und der Männerwelt gutzustehen und zu diesem Zwecke suchte er den Vertretern der Gemeinde bei Processionen und bei anderen Gelegenheiten einen Ehrenplatz einzuräumen. Von derselben Absicht ließ er sich auch gegenüber den Herren Kaplänen leiten, welche ihm seit 1881 bis 1897 zur Unterstützung beigegeben waren.

Eine kurze Zeit hindurch wagte sich Aneipp auf den politischen Kampfplatz, indem er einzelne Wahlreden hielt und Aufsehen erregte. Ende des Jahres 1880 schreibt er selbst darüber: „Es ist wahr, ich politisierte, aber in einer Weise, wie man gelinder und ruhiger nicht auftreten kann, selbst ein Minister müßte sagen, daß ich bei der Stelle bleibe: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist.“

Obwohl Pfarrer Aneipp nicht einmal eine Taschenuhr mit sich führte, hielt er dennoch sehr viel auf Genauigkeit beim Gottesdienst.

Derselbe sollte präcis mit Glockenschlag beginnen und keine Minute durfte nach der Ansicht des Verstorbenen unbenützt verstreichen. War an Sonntagen das Weihwasser ausgetheilt und das Predigtlied gesungen, so war es der Pfarrherr selbst, der fast ohne Ausnahme die Kanzel bestieg, mochten auch unter seinen geistlichen Gurgästen mehrere sich befinden, welche ihm ihre Dienste anboten. Eigenthümlich war die Predigtweise Aneipps. Da derselbe infolge vorgerückten Alters bei Beginn seines Studiums sein Wort- und Sachgedächtnis zuwenig ausgebildet hatte, so sah er sich als Alumnus des Georgianums außer Stand, auch nur eine kurze Anrede auswendig zu lernen und vorzutragen. Nun kam er auf den Gedanken, früh aufzustehen und im Hörsaal im Anschluß an einen Bibelvers gleich laut eine Betrachtung zu halten. Durch längere Uebung brachte er es dahin, daß er immer redesähig war. Man glaube jedoch nicht, daß er ohne Vorbereitung die Kanzel bestieg; im Gegentheil fertigte er schon im Seminare Skizzen zu Predigten und wenn er bei irgend einer Gelegenheit predigen sollte, so sammelte er oft Gedanken, während er mit anderen redete oder den Rücken eines Patienten übergoss. Vielfach besprach er diese Skizzen mit vertrauten Freunden. Nicht kam es ihm darauf an, fein und logisch gegliederte Reden zu halten, sondern darauf war er bedacht, für die Entwicklung seiner Gedanken zwei bis drei Bilder zu gewinnen, Tableaupredigten zu halten, wie er sich ausdrückte. In naheliegenden und treffenden Bildern war er unerschöpflich. War die Predigt auf solche Weise auf einem Blättchen Papier in drei bis vier Sätzen skizziert und im Geiste durchdacht, so mußte der mündliche Vortrag die Lücken ausfüllen. Neuere Predigtwerke, welche ihm zur Benützung übergeben wurden, entsprachen ihm nicht; dagegen leisteten ihm bisweilen Foliobände aus dem vorigen Jahrhundert erspriessliche

Dienste, zum Beispiel Archangelus a Gabriele, Sonntagspredigten. Muggspurg 1719. Es wurde in den letzten Jahren eine Menge Predigten nachstenographiert; es dürfte aber eine Drucklegung nicht angezeigt sein, bevor nicht auf die Gefahr hin, den Originalwert herabzumürdigen, eine Nachbesserung vorgenommen worden wäre.

Die Stimme war ungewöhnlich stark und ermüdete nicht, wenn die Predigt bisweilen auch die Dauer einer Stunde weit überschritt, aber entbehrte musikalischer Ausbildung. Auffallend war, daß die Declamation in profanen Vorträgen im natürlichen Redeton sich bewegte, auf der Kanzel aber gerne in den sog. Kanzelton übergieng. Der Zuhörer konnte bei der Kraft und Lebhaftigkeit des Vortrages und bei dem Eindrucke, das Gesprochene stamme aus einem überzeugungsvollen Herzen, all' diese kleinen Fehler leicht übersehen. Häufig kam aus dem erwähnten Grunde vor, daß mehrere Punkte angekündigt wurden, aber unausgeführt blieben, weil die Zeit mangelte oder daß einzelne Lieblingsgedanken sich einschlichen, z. B.: Wir sind Pilger auf Erden.

Prälat Kneipp predigte außerordentlich gern, oftmals an Sonn- und Festtagen zweimal nacheinander, zuerst in der Pfarr- und dann in der Klosterkirche, oder im Speisesaale des Klosters. Außerdem hielt er bei vielen Gelegenheiten, z. B. bei allgemeiner Beicht der Kinder, an Communiontagen einzelner Stände kurze Anreden, weil er der Ueberzeugung war, daß durch solche Anreden oft mehr erzielt werde, als durch stundenlange Predigten. Er beschränkte seine Thätigkeit auf der Kanzel aber nicht bloß auf Wörishofen, sondern war auch ein gesuchter Festprediger. Die Schlaueit der Menschen hatte es herausgefunden, daß Kneipp zu Curzwecken nicht leicht Reisen mache, wohl aber zu bekommen sei, wenn er als Prediger eingeladen würde. Dieses Mittel versagte selten. Als zur Zeit des Culturkampfes die Missionen der Ordensgeistlichen erschwert waren, kam Kneipp auf den Gedanken, es sollten auch Weltpriester zusammentreten und Missionen halten. Er fand in P. Koneberg, Beneficiat Anton Hauser, Decan Schild, Kämmerer Leonhard Nagler, Pfarrer Josef Wiedemann u. s. f. bald Genossen, deren Zahl bis auf zwanzig stieg, so daß 1877 bis 1885 neben den Ordensmissionen jährlich noch etwa zehn Missionen und Renovationen von Weltpriestern abgehalten werden konnten. Trotzdem Pfarrer Kneipp in dieser Zeit durch seinen eigenen Seelsorgsberuf, Vicarien benachbarter Pfarreien z. B. Schlingen, Dorschhausen, Rammingen, sowie durch eine größere Anzahl von Curgästen schon über Gebühr in Anspruch genommen war, so theilte er sich dennoch meistens als Standesprediger an den Missionen zu Zell, Altusried, Lamerdingen, Großaitingen, Pfaffenhausen, Kettenbach, Ernsing, Bidingen, Ruderatschhofen, Gabelbach, Lauchdorf, Dietkirch, Mindelau, Kirchheim, Sulzberg u. s. f. In späteren Jahren mußte er sich diese Mithilfe versagen; aber erwies die Wohlthat einer Mission noch 1895 seiner eigenen Pfarrgemeinde.

Mit demselben Eifer, mit welchem Pfarrer Kneipp die Kanzel in der eigenen oder auch in fremden Kirchen bestieg, trat er auch in die Schule. Da er die Herzen der Erwachsenen schon gewonnen hatte durch jene Mittel, welche wir bisher erwähnt haben, so war es ihm leicht, auch den Eingang in die Herzen der Kleinen zu gewinnen. Als Katechet war er auf Ordnung bedacht, aber verfuhr so milde, daß die Kinder selbst ihm zustimmten, wenn er einmal zur Ruthe griff. Sehr beliebt war er in der Kirche in der Christenlehre für Erwachsene, weil er den Schulten vermied und einen fortlaufenden (akroamatischen) Vortrag hielt. Er gestand wiederholt, daß ihm der Beharrlichkeits-Katechismus von Gaume sehr gute Dienste geleistet habe.

Wohl kam bei Besuch von Kranken bisweilen vor, daß Kneipp auf Wunsch oder in Nothfällen auch Wasser-Anwendungen anrieth; allein er vergaß nie, daß er Seelsorger und Arzt der Seele sei. In dieser letzteren Eigenschaft sah er vom Wesen längerer Gebete ab und betrachtete, je nach der Lage des Kranken, aus dem unversiegbaren Reichthume seines Innern vor. Insbesondere befolgte er diese Methode bei Sterbenden, indem er z. B. das Sterbekreuz dem Kranken in die Hände gab und in kurzen Sätzen das Leiden Christi, die fünf Wunden, die Schmerzensmutter zum Gegenstande der Betrachtung machte.

Eine ähnliche Methode beobachtete er auch bei einem Brautexamen. Vom Ausfragen des Katechismus sah er ganz ab; dagegen besprach er die künftigen socialen und religiösen Pflichten und erörterte den Standesverkehr mit einem solchen Ernste, daß Thränen flossen. Je seltener derselbe stattfindet, desto mehr seien die Kräfte des Körpers und des Geistes geschont und bestehe Hoffnung, gesunde und talentvolle Kinder erziehen zu können.

Von protestantischer Seite aus wurde Pfarrer Kneipp häufig der Vorwurf gemacht, daß er seine Cur zum Abfall vom evangelischen Bekenntnisse mißbrauche; ja es wurde sogar der Gedanke ausgesprochen, Kneipp sei nur wegen seiner Conversionen zum päpstlichen Geheimkämmerer ernannt worden. Letztere Ansicht ist von Grund aus falsch; denn wer den näheren Sachverhalt kennt, weiß, daß nur der Einfluß einer fürstlichen Person dem Pfarrer Kneipp diese Auszeichnung verschaffte, da sein eigener Bischof in dieser Angelegenheit eher Zurückhaltung bewies. Wohl ist nicht zu leugnen, daß etwa 12 bis 20 Conversionen in und außerhalb Wörishofens mehr oder weniger dem Einflusse Kneipps zugeschrieben werden müssen; worin aber bestand dieser Einfluß? Kneipp selbst war gegen Andersgläubige sehr tolerant und polemisierte nie in seinen Predigten gegen andere Confessionen; allein er erklärte mit überzeugender Kraft die katholische Lehre, so daß Gurgäste, welchen mehrfach ganz schiefe Ansichten eingeeimpft worden waren, zur Einsicht kamen, daß sie bisher irregeleitet worden seien. Dazu kam noch der Schmuck der Kirche, der Paramente und eine

erbauliche Feier des Gottesdienstes. Selbst die Ministranten erhielten rothe Birrete, als wären sie Cardinäle. Ein Protestant äußerte sich einmal: Herr Prälat, wenn der Gottesdienst im 16. Jahrhundert gefeiert worden wäre, wie in Wörishofen, dann hätte es keine Reformation gegeben. Bei vielen andersgläubigen Gurgästen drängte sich bei den Vorträgen und im Privatverkehre der einfache Schluss dem Innern auf: Ein Mann, welcher in körperlicher Hinsicht so sehr das Wohl seiner Nebenmenschen fördert, ist ein edler Mann und verdient auch in religiöser Hinsicht volles Vertrauen.

Man gieng bisweilen sogar soweit, daß man in Wort und Bild die Sittenreinheit Kneipps bezweifelte und seinen priesterlichen Charakter in den Roth herabzog. Statt vieler Worte möge nur anführt werden, daß Prälat Kneipp am 15. März 1897 als beeidigter Zeuge in einer Ehescheidungs-Klage zu München vor Gericht genommen wurde und daß an der Person des Zeugen nicht eine einzige Makel nachgewiesen werden konnte.

In einer Beziehung war Kneipp als Pfarrer nicht muster-giltig, nämlich auf dem bureaukratischen Gebiete; denn ein Jurist gieng wahrlich an Kneipp nicht verloren. Diesen Mangel aber ersetzte er wieder durch andere Vorzüge. Es sei nur die große Uneigennützigkeit in Erinnerung gebracht. In den letzten Jahren, als die Einnahmen sich mehrten, opferte Kneipp ohne Meßstipendium die Früchte des heiligen Opfers zu guten Zwecken auf. Darin und in anderen Spenden sah er auch einen Ersatz für theilweise Unterlassung des Breviergebetes, dessen Recitation ihm durch die vielen äußeren Arbeiten zur Unmöglichkeit geworden war. Er nahm seit dem Jahre 1888 über 700.000 Mark ein; verwendete aber fast die ganze Summe für Zwecke der Wohlthätigkeit in und außerhalb Wörishofens, stiftete für letztere eine Kaplanei, ferner mehrere Freiplätze in das Diöcesan-Seminar zu Dillingen und einen in das Georgianum zu München, weil er in letzterem zwei Jahre hindurch einen Freiplatz genossen hatte. Die höchsten Summen wurden auf das Curhaus Sebastianeum und das Kinderasyl zu Wörishofen verwendet und fielen schon 1893 den barmherzigen Brüdern zu, an deren Spitze als Prior Bonifaz Reile steht. Durch seine Freigebigkeit wäre Kneipp im Jahre 1896 bald selbst in die Lage gekommen, Anleihen zu machen, wenn nicht der Convent der armen Franciscanerinnen zu Mallersdorf den Bau des Kneippianums halbfertig übernommen und vollendet hätte. Oftmals sprach er den Wunsch aus, bei seinem Tode sollte ein zeitlicher Rücklaß bei ihm nicht mehr zu finden sein. Dieser Wunsch wird fast buchstäblich in Erfüllung gehen; widrigenfalls soll auch der Rest aus der Hand des Herrn Pfarrers Alois Stücker als Universalerben der leidenden Menschheit zukommen.

So sehr Prälat Kneipp die Methode seiner Wassercur hochschätzte, so wollte er dennoch nicht, daß Geistliche seinem Beispiele

folgten; ihm selbst war sie schon zur Last geworden, ehe nur der Andrang von Außen an ihn herantrat. Im December 1885 schreibt er mir: „Jetzt was Neues! Was sagen Sie dazu? Soll jedoch vorläufig noch geheim gehalten bleiben. Viel angegangen — soll in Wörishofen eine Heilanstalt gegründet werden. Somit ein Arzt und ich — bloß sein Beistand sein. Die Lage wird mir immer lästiger und in Zukunft unmöglicher.“ Es sollte noch unmöglicher werden. Im Herbst 1886 erschien „Meine Wassercur“, welche den Wunsch ausspricht: „Ich habe nichts sehnlicher gewünscht, als daß ein Mann von Beruf, ein Arzt, mir diese schwere Last und drückende Arbeit abgenommen hätte“; am 29. November desselben Jahres aber schreibt er: „Mein Büchlein soll sehr rasch vertheilt werden. Seit dieser Zeit bekomme ich eine große Anzahl Briefe. Die Leute werden immer mehr krank.“ Ueber zehn Jahre vergingen unter dieser Last, sodaß die Frage sich nahe legt: Wie konnte Prälat Kneipp diese Last tragen? Das Geheimnis beruht darin, daß Kneipp seine Zeit zu benützen verstand. Schon früher haßte er jede Zeitverschwendung durch Wirthshausbesuch oder Spiel und oblag zu seiner Unterhaltung und Kräftigung der Gesundheit ökonomischen Arbeiten und bemerkte oft, ein Geistlicher könne darin unschuldige, reine Freuden finden; jetzt, nachdem Wörishofen zu einem internationalen Curort geworden war, stand Prälat Kneipp morgens zwischen 4 bis 5 Uhr auf, je nachdem sein weißer Spitz an der Bettlade die Rolle eines Weckers ausübte, celebrierte im Kloster und suchte abends 9, höchstens 10 Uhr sich zur Ruhe zu begeben. Doch eher als man wünschte und ahnte, gieng der Körper trotz seiner kräftigen Constitution und der liebevollen amtlichen Unterstützung von Seite des Herrn Kaplans Johann Gernlein dem Verfall entgegen. Am 3. April 1897 überfiel denselben ein Schüttelfrost und in Folge verschiedener Umstände trat eine solche Schwäche ein, daß der Kranke schon am 11. April (Palmsonntag) aus meiner Hand die heilige Wegzehrung und die letzte Delung empfing. Noch wochenlang schwebte er zwischen Hoffnung und Gefahr; war aber so geduldig und gottergeben, daß ich nie eine Klage über seinen Zustand hörte. Gerne wollte er noch Gesundheitsregeln für Seminarien abfassen und Abschiedsworte an Pfarrfinder und Gurgäste richten und seine Curmethode den Aerzten zur Pflege anempfehlen und äußerte, er habe die Gedanken schon gesammelt; allein schon am 9. Mai fühlte er sich so schwach, daß er sagte: Ich kann es nicht mehr machen. Am 13. Juni hielt er seine letzte öffentliche Ansprache, und zwar an die Mitglieder des neugegründeten St. Josefs-Vereines für Männer, Arbeiter und Gesellen bei Gelegenheit der Fahnenweihe. Nachdem er am 16. Mai den vom heiligen Vater Leo XIII. ihm speciell gesendeten apostolischen Segen und am 16. Juni abends 10 Uhr nochmals die heilige Delung empfangen hatte, hauchte er am Frohnleichnamsfeste, den 17. Juni 1897 früh morgens, in Gegenwart seines treubeforgten Arztes Dr. Baum-

garten und der Klosteroberinnen Alberta, Alphonsa und der Frauen Benedicta, Carolina und Sebastiana, unter meinem Segen seine edle Seele aus, während Missionär E. Zimmermann gerade für ihn das heilige Opfer darbrachte. Ein hochbegnadigter und vielgeprüfter Mann war seiner Pfarrgemeinde und der leidenden Menschheit entrissen. Er ruhe im Frieden.

Die Muttergottes-Feste und ihre Verherrlichung durch die christliche Kunst.¹⁾

Von Dr. Heinrich Samson, Vicar in Darsfeld, Westfalen.

Schluss.

7. Das Fest der heiligen Jungfrau unter dem Titel „Helferin der Christen“ am 24. Mai ist das jüngste unter jenen, welche allgemein zur Ehre Mariä gefeiert werden. Papst Pius VII. hat dasselbe eingesetzt zur dankbaren Erinnerung an seine Rückkehr nach Rom, nachdem er mehr als fünf Jahre die härteste Gefangenschaft in der Stadt Savona und in Fontainebleau erduldet hatte. Wider alles Erwarten wurde das Oberhaupt der Kirche aus der Gefangenschaft befreit, kehrte am 24. Mai 1814 nach Rom zurück und verordnete nun für ewige Zeiten ein Fest, um der heiligen Gottesmutter für ihre mächtige Fürbitte zu danken, sowie auch dieselbe für immer zu ersuchen. In die lauretanische Litanei war schon früher die Anrufung „Hilf der Christen, Bitte für uns!“ eingefügt worden zur dankbaren Erinnerung an den glorreichen Sieg der christlichen Waffen in der Seeschlacht bei Lepanto. Die Muttergottes-Kirchen haben häufig den schönen Titel „Maria Hilf!“ erwählt, namentlich viele in den letzten Jahrzehnten neuerrichtete Pfarrkirchen in den Vereinigten Staaten; die Kirchen-Widmungen folgen gern dem Zuge der christlichen Andacht.

Es gibt keine Leibes- oder Seelennoth, kein Anliegen des Lebens, welches nicht unter den Heiligen Gottes seine Helfer und Vertreter hätte. Die weiteste Freistätte, die hoffnungsreichste Zuflucht ist allen Christen in der Liebe und Macht der seligsten Jungfrau aufgethan. Darum wendet sich die Christenheit, wenn sie der Noth des Lebens gedenkt, gern an die Fürbitte der Mutter der Gnade. Auch die heilige Kirche legt diese Gebetsweise nahe, wie Bischof Eberhard es schön erklärt: „Süß und hochgeehrt“, so sagt er, „ist jedem Menschen das Andenken an die leibliche Mutter, durch welche ihm das Leben ward, welche in den harmlosen, freudenreichen Jahren der Kindheit ihn liebend umfieng, pflegte und zum Gebete leitete. Und wir sollten unsere geistige Mutter vergessen können, die uns die Fülle der Gaben und Gnaden gegeben, deren mütterliche Sorge und Liebe

¹⁾ Siehe Quartalschrift, Jahrg. 1897, Heft II, S. 280, Heft III, S. 549.

noch immer für uns wacht, die mit ihrem Gebete auf allen Lebenswegen uns begleitet, deren Bitte der Sohn mit vorzüglicher, herrlicher Gewährung krönt! Trefflich ist in dieser Beziehung, woran die katholische Kirche ihre Kinder gewöhnt hat, nach dem Gebete des Herrn auch gleich mit einem frommen Ave Maria zur seligsten Jungfrau sich zu wenden. Denn inhaltschwer umfassen die Bitten des Vaterunser alle Anliegen, alle Noth unseres geistigen und leiblichen Daseins. Derjenige aber, durch welchen wir in der Hilflosigkeit und Gnadenbedürftigkeit dieses Lebens Zutritt zum Vater haben, durch welchen und in welchem die Erfüllung der Bitten uns verheißen ist, ist uns aus Maria geschenkt. Und wenn alle unsere Noth und Sünde uns vor Augen tritt, liegt es da nicht nahe, jenes Wort des himmlischen Boten freudig zu wiederholen, welches aller Noth und Schuld gegenüber Frieden und Freiheit verheißt, zu wiederholen jenen freudigen und ehrfurchtsvollen Gruß Elisabeths und diejenige um ihre Fürbitte im Leben und Tode anzuflehen, welche als hehre Mutter des Menschensohnes soviel vermag und als Mutter aller Menschen nichts sehnlicher wünscht, als daß alle ihre Kinder unter dem Segen der Erlösung stehen!“

Maria als Helferin der Christen ist oft von der christlichen Kunst abgebildet worden. Eine schöne Darstellung hat diese Schutzherrschaft der heiligen Jungfrau auf Kirchenbildern des Mittelalters gefunden: die Muttergottes wurde nämlich abgebildet mit einem weiten Mantel, dem sprichwörtlich gewordenen Mantel der Liebe, unter welchem Christen aller Stände Schutz suchen. Es hängt eine Darstellung dieser Art mit der Symbolik des altdeutschen Rechtes zusammen. Der Mantel galt als Zeichen des Schutzes, besonders der Mantel der Fürsten und Fürstinnen. Adoptierte und legitimierte Kinder wurden unter den Mantel genommen und hießen davon Mantelkinder. Als Beispiel dieser Darstellung kann auch das alte Rosenkranzbild dienen, das in der St. Andreas-Kirche zu Köln sich befindet gegenüber dem Altare des seligen Albertus Magnus. Die Mutter des Herrn ist stehend dargestellt im blauen Gewande und rothem, mit weißem Hermelin gefütterten Mantel; sie trägt auf dem rechten Arme das Jesuskind. Ueber dem Haupt der seligsten Gottesmutter halten Engel drei Kränze von Rosen. Unter dem ausgebreiteten Mantel knien auf der rechten Seite zu den Füßen der Himmelskönigin die Vertreter der geistlichen Stände, auf der linken Seite die Vertreter der weltlichen Stände.

8. Schon das christliche Alterthum hatte eine fromme Andacht zum heiligen Herzen Mariä und betrachtete es als ein Sinnbild ihrer hehren und unbegrenzten Mutterliebe. Im Jahre 1668 erlaubte der apostolische Stuhl, öffentliche Andachten zu Ehren des unbefleckten Herzens Mariä zu feiern und einige Jahre später wurde es gestattet, zu diesem Zwecke Bruderschaften zu errichten, die mit Ablässen begnadigt wurden. In unserem Jahrhundert hat diese An-

dacht eine große Verbreitung in der Christenheit gefunden, seitdem im Jahre 1837 zu Paris „die Erzbruderschaft vom heiligsten und unbefleckten Herzen Mariä“ errichtet worden war. Der Pfarrer der Kirche „Maria vom Siege“ in Paris wandte sich in den ersten Tagen des Christmonates 1836 während der heiligen Messe an die Fürbitte der seligsten Gottesmutter um Abhilfe gegen die Glaubenslosigkeit und religiöse Gleichgiltigkeit seiner Gemeinde. Er stellte letztere unter den Schutz des heiligen und unbefleckten Herzens Mariä, unter welchem Titel er die Erzbruderschaft zur Bekehrung der Sünder errichtete. Bald erfolgten die auffallendsten Bekehrungen, und überaus rasch verbreitete sich diese Bruderschaft durch die christlichen Länder. Diese religiöse Vereinigung, die Gott als ein wirksames Mittel zur Belebung des Glaubens und der Frömmigkeit für unsere Zeiten aufbewahrt hatte, feierte anfangs das Herz Mariä-Fest am zweiten Sonntage im October, der die Octav des Rosenkranz-Festes bildet. Nachdem die Andacht eine so weite Verbreitung gefunden hatte, wurde im Jahre 1855 diesem Feste ein eigenes Officium gewidmet. Es ist dann gestattet worden, dasselbe entweder am dritten Sonntage nach Pfingsten, somit zwei Tage nach dem Herz Jesu-Feste, oder am Sonntage nach der Octav des Festes Maria Himmelfahrt zu begehen. Der Grund für diese Auswahl gerade dieser zwei Festzeiten ist leicht zu erkennen, da einerseits die Verehrung der beiden heiligsten Herzen enge zusammengehört, andererseits das Fest Mariä Himmelfahrt daran erinnert, daß in dieser Andacht das glorreich verklärte Herz Mariä verehrt wird. An das Herz der Mutter wendet sich die Christenheit im kindlichen Vertrauen; zu dem liebevollen und erbarmungsreichen Herzen der heiligen Gottesmutter nimmt sie ihre Zuflucht in dem Gebete um die Bekehrung der Sünder. Schön findet dieses kindliche Vertrauen seinen Ausdruck in dem bekannten Festliede: „O unbefleckt empfang'nes Herz, Herz Mariä“, dem das Volk so sehr befreundet ist. Die darin wiederkehrende Bitte und Widmung an das heiligste Herz Mariä („Nimm mein Herz, dein soll es sein“ u. s. w.) ist von großer Schönheit, Innigkeit und Beredsamkeit. Unschuldige Kinder, Christen in der Trübsal, reumüthige Sünder in der Umkehr und Buße gebrauchen bei dieser Widmung dieselben Worte: doch anders ist jedesmal die Meinung und der Inhalt der Bitte. An die Macht und Güte des Mutterherzens wenden sich alle zumal. Das Lied hat noch den großen Vorzug, daß es an mehrere Muttergottes-Feste erinnert. Ein reicher Schatz christlicher Andacht ist in diesem frommen und herzlichen Lobpreise zu Ehren U. L. Frau enthalten.

Die Kirche Notre Dame des Victoires in Paris besitzt ein schönes Muttergottes-Bild „Maria vom Siege“ genannt. Es stellt dar, wie die heilige Gottesmutter das Jesuskind hält, welches die Rechte auf die Brust legt, die Linke ausstreckt und auf einer mit Sternen besäeten Weltkugel steht. Nachbildungen dieses Kunst-

werkes sind deshalb so verbreitet, weil von der genannten Kirche die Bruderschaft zum heiligen Herzen Mariä für die Bekehrung der Sünder ausgegangen ist. Oft sind die Abbildungen des heiligsten Herzens Jesu und des reinsten Herzens Mariä miteinander verbunden. Bei dem Herz Mariä-Bilde sind bedeutungsvoll die drei Sinnbilder: das Schwert, die Flammen und die Lilien; dieselben bezeichnen das Leiden, die Liebe und die Jungfräulichkeit der heiligen Muttergottes. In neuerer Zeit haben die St. Marien-Kirchen wiederholt den Titel „Herz Mariä“ angenommen, z. B. die Pfarrkirche zu New Berlin, Bisthum Alton. Die Kirchen dieser Widmung zeigen auf dem Altarbilde wohl die heilige Jungfrau als Trösterin der Betrübten. Als „Trösterin der Betrübten“ hat die heilige Gottesmutter auf Kirchenbildern den Mond als Abzeichen, der in der Nacht, in der Finsternis leuchtet. Esther, den Assuerus um Gnade bittend für ihr Volk, galt schon in alter Zeit als Vorbild der seligsten Jungfrau als der „Trösterin der Betrübten“, weshalb jene, den König anflehend, auf Marienbildern oft dargestellt ist.

9. Das Fest Mariä Heimsuchung (2. Juli) hat zum Gegenstande den Bericht des Evangelisten Lukas (1, 39), die Offenbarung der hl. Elisabeth über die Muttergottes-Würde Mariä, die Heiligung des Vorläufers Christi und den herrlichen Lobgesang der allerseeligsten Jungfrau, das Magnificat. Die weissagenden Worte dieses Lobgesanges: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter“, haben sich in der katholischen Kirche fortwährend erfüllt. In ihren priesterlichen Tagzeiten wiederholt die Kirche täglich das Magnificat, um Gott dem Herrn für das gnadenvolle Werk der Erlösung Dank zu sagen. Der hl. Franz von Sales hat dem von ihm gestifteten Frauenorden den Namen „Von der Heimsuchung“ gegeben, da er demselben besonders die Tugenden, welche die heilige Jungfrau bei diesem geheimnisreichen Besuche übte, als Muster des Lebens empfahl. Worte aus dem ehrfurchtsvollen Gruße, mit welchem Elisabeth die gesegnete Gottesmutter empfing, sind in den englischen Gruß aufgenommen. Gern verweilt die christliche Andacht bei der Betrachtung der Reise der seligsten Jungfrau; auch das zweite Gesetz des freudereichen Rosenkranzes ist dem Gegenstande des Festes „Mariä Heimsuchung“ befreundet und stellt uns die heilige Pilgerfahrt der Hochgebenedeiten vor Augen, welche das leuchtende Vorbild und die himmlische Schirmerin der Erdenpilger ist: Auf den Bildern der Heimsuchung trägt die allerseeligste Jungfrau stets den Pilgerstab.

Das Fest Mariä Heimsuchung wurde zuerst im Franciscaner-Orden gefeiert und fand gleich anfangs in der Christenheit viel Anklang; der hl. Bonaventura war für die Einführung des Festes thätig. Auf der Kirchenversammlung zu Le Mans im Jahre 1247 geschieht desselben Erwähnung, und die Päpste Urban VI. und Bonifaz IX. haben es als allgemeines Kirchenfest vorgeschrieben.

Der Gedenktag wurde auf den 2. Juli, den Tag nach der Octav von Johannis Geburt, festgesetzt; da die heilige Jungfrau ungefähr drei Monate bei Elisabeth blieb, so entspricht diese Zeitbestimmung dem Schlusse ihres gnadenreichen Besuches. Als Titel der Muttergottes-Kirchen kommt Mariä Heimsuchung häufig vor. (Samson, die Heiligen als Kirchenpatrone, S. 54.) Nicht ohne sinnige und poetische Erfindung hat man zuweilen die St. Mariä-Kapellen auf den Höhen diesem Titel geweiht; es heißt ja im Fest-Evangelium: „Maria gieng eilends über das Gebirge.“ In den Volkssprüchen wird dieser Gedenktag häufig genannt. Der lehrreiche und freundliche Gegenstand dieses Festes ist von der deutschen Dichtung zuweilen besungen worden, z. B. von Rückert in dem Liede „der Weichdorn“. Auch die deutsche Sage verweilt mit Vorliebe bei der Betrachtung dieses Fest-Geheimnisses und hat der allerheiligsten Jungfrau „eilige Reise über das Gebirge“ mit freundlichen Bildern ausgeschmückt. Die ganze Naturwelt, welche nach dem hl. Paulus (Römerbr. 8) durch die Sünde des Menschen in den Fluch mit hinabgezogen wurde, sei, so meldet die sinnige Sage, bei dem Erscheinen der gesegneten Gottesmutter in freudige Erregung gekommen (Scherer. Bibl. 6, 540). Jubelnd hätten die Frühlingsboten, die Schwalben, sie umkreist, daher sie als Muttergottes-Vöglein mit einer gewissen Pietät zu achten seien. Als die hl. Maria über den steilen Anstieg des Gebirges Ephraim, welcher im hebräischen Akebarim, das ist Skorpionen-Höhe heißt, geeilt, da habe ihr, der verkündeten Schlangenbesiegerin, allerlei giftiges Gewürm nachgestellt, sei aber mit Blindheit geschlagen und in der Verfolgung gehindert worden; so sei es gekommen, daß durch die Kraft Mariä die Blindschteiche den Menschen unschädlich geworden u. s. w. Es liegt solchen Volkssagen nicht nur ein frommer Sinn, der sich mit der heiligen Geschichte vertraut weiß, zu Grunde, sondern es wird darin in bildlicher Sprache auch die von dem hl. Paulus im 8. Kapitel des Römerbriefes verkündete Wahrheit angedeutet. Bei einem Ungewitter und Regenguß, so heißt es ferner in den Volkssagen, hätten Bäume und Gesträuche zu beiden Seiten des Weges von freien Stücken sich herübergezogen und ein schirmendes Laubdach gebildet; daher noch die Volkssitte mancher Gegenden, am Heimsuchungstage einen grünen Zweig, gewöhnlich einen Zweig von der Birke oder der Haselnußstaude, mit nachhause zu nehmen als Zeichen des frommen Andenkens an das Fest. Das Volk stiftet sich gern in den Dingen der Natur Erinnerungszeichen an die heilige Geschichte.

Wie der heilige Wandel und das Tugendbeispiel der allerheiligsten Jungfrau, so sind auch ihre Worte, welche das Evangelium mittheilt und auf welche mehrere Kirchenfeste, wie Epiphanie, Mariä Verkündigung und namentlich Mariä Heimsuchung hinweisen, für die Christenheit eine reiche Quelle des Trostes und der Lehre. Der hl. Bernhard zählt nach den evangelischen Begebenheiten vier, der hl. Bonaventura nach dem Inhalte sieben Worte Mariä. Zwei der-

selben sind an den Erzengel Gabriel gerichtet, der die frohe Botschaft brachte; sie bezeugen die hervorragendsten Tugenden der heiligen Jungfrau: ihren Glauben, ihre Demuth und ihren Gehorsam. Zwei dieser Worte sind an die Menschen gerichtet: der Gruß an die hl. Elisabeth, dessen Wortlaut nicht bekannt ist (die gewöhnliche Begrüßungsformel war: „Der Friede sei mit Dir!“) und das Wort an die Diener auf der Hochzeit zu Kana: „Alles, was er euch sagt, das thuet!“ Auf die Christenheit angewendet, hat dieses letztere Wort eine schöne Bedeutung. In diesem Worte liegt für die Christenheit eine Aufforderung zur Nachfolge Christi, zum Gehorsam gegen die Lehre des Herrn. Die drei Worte an Gott sind das Magnificat, ihr Wort im Tempel, als sie dankerfüllten Herzens nach langem, schmerzlichen Suchen Jesus wiederfand, und ihre Fürbitte bei der Hochzeit zu Kana, worauf der Heiland das erste Wunder wirkte. Ihre Worte an Gott sind also Gebete, und wir finden in diesen drei Worten die drei Hauptformen des Gebetes wieder: das Lobgebet, das Dankgebet und das Bittgebet.

Bilder der Heimsuchung — Maria und Elisabeth, die einander begrüßen — sind von berühmten Meistern der christlichen Kunst hinterlassen, z. B. Cimabue, Dürer, Lukas von Leyden, Rembrandt. Eine alte Darstellung in den Katakomben beschreibt Bosio (Roma sotter.) Auch Rafael hat ein in Madrid aufbewahrtes Kunstwerk, die Heimsuchung Mariä darstellend, hinterlassen. Auf neueren Bildern erscheint zuweilen die seligste Jungfrau in Begleitung des hl. Josef vor Elisabeth und Zacharias. Benedict XIV. verwirft diese Darstellung, da sie in dem Berichte der heiligen Schrift keine Begründung hat.

10. Das Fest Mariä vom Berge Karmel, auch Scapulier-Fest genannt, wird am 16. Juli begangen; als allgemeines Kirchenfest besteht es seit dem Jahre 1726. Die Scapulier-Andacht stammt von dem Karmeliter-Orden, dessen Kirchen oft den Titel „ad s. Mariam de monte Carmelo“ haben. Der genannte Orden verehrt besonders den heiligen Propheten Elias, der als Einsiedler am Berge Karmel lebte. In dem Martyrologium des Karmeliter-Ordens hat Elias seinen Gedenktag am 20. Juli; er wird darin genannt mit den Worten: „Auf dem Karmel das Andenken des heiligen Propheten Elias, unseres Vaters und Führers.“ Zum 27. Juli heißt es in dem erwähnten Martyrologium: „Octav-Tag des heiligen Propheten Elias unseres Vaters.“ In die Fest-Octav des Heiligen, den der Karmeliter-Orden als Vorbild und Schutzpatron verehrt, wurde das Scapulier-Fest verlegt. Darstellungen des Propheten Elias kommen schon auf Katakomben-Bildern vor. Wie Elias, so wurde auch Elisäus von dem Orden der Karmeliter hochverehrt.

Die Scapulier-Andacht stammt von dem Karmeliter-Generaloberen, dem hl. Simon Stock. In der englischen Grafschaft Kent geboren, als Kind schon von seiner frommen Mutter der heiligen Jung-

frau geweiht, schloß er sich im Jahre 1212 den Karmelitern an, die vom Berge Karmel nach England kamen. Damals hatten die frommen Mönche am Berge Karmel von den Ungläubigen viele Bedrängnisse zu erleiden. Wie in jenem Jahrhunderte das heilige Haus von Nazareth, das ehrwürdige Wahrzeichen des christlichen Familienlebens und die Stätte heiligen Gedenkens, vor dem das Familienleben bedrohenden und entweihenden Islam durch den Dienst der Engel nach Loreto geflüchtet wurde, so hat Gott in jenen Zeiten der Bedrängnis und Noth auch den frommen Mönchen vom Berge Karmel in der abendländischen Christenheit eine Zuflucht und eine neue Heimath bereitet; durch die Verdienste des hl. Simon blühte der Orden rasch auf, und es gieng reicher Segen von ihm aus. Im Jahre 1226 erhielt der Karmeliter-Orden durch Papst Honorius III. für die abendländischen Niederlassungen die kirchliche Guttheißung. Unterdeß gerieth der Orden im Morgenlande in immer größere Bedrängnis. Ein General-Capitel auf dem Berge Karmel im Jahre 1237 beschloß dessen Verpflanzung nach Europa, wo besonders der heilige König Ludwig von Frankreich sich als Schützer und Gönner des Ordens hervorthat. Im Jahre 1245 wurde zu Aylesford das erste abendländische Ordens-Capitel abgehalten, auf welchem der hl. Simon, damals schon 80 Jahre alt, zum General gewählt wurde. Zu Ehren der heiligen Gottesmutter verfaßte er den Hymnus „Flos Carmeli“. Im Jahre 1251 hatte er die Erscheinung der seligsten Jungfrau, durch welche er über die Scapulier-Andacht belehrt wurde. Er übergab daselbe seinen Mitbrüdern mit den Worten: „Bewahret das Andenken an diese Wohlthat tief in euren Herzen und bemühet euch zugleich, durch Ausübung guter Werke in eurem Berufe Stärke zu erlangen. Ermüdet nicht, Gutes zu thun; wachet und betet ohne Unterlaß, damit die Verheißungen des Himmels in Erfüllung gehen und zum Lobe der heiligsten Dreifaltigkeit, sowie zur Ehre der seligsten Jungfrau sich im schönsten Lichte zeigen können.“ Der Heilige starb am 16. Mai 1265. Bald nach seinem Tode begann die Verehrung dieses begnadigten Ordensmannes, den Papst Nikolaus III. heilig sprach. Das Martyrologium gedenkt seiner am 16. Mai.

Die Schriftsteller jener Zeit versichern, daß nächst der Rosenkranz-Andacht keine so verbreitet wurde, als die des Scapuliers; dieselbe bringt den Dienern Mariä reichen Segen; zu denselben gehört aber nicht derjenige, welcher sündhaft lebt und Gott unablässig beleidigt. Die sonstigen Marianischen Andachten sind regelmäßig für gewisse Zeiten bestimmt; die in der Scapulier-Bruderschaft vereinigten Diener Mariä sind nie ohne das sinnvolle Abzeichen dieses heiligen Dienstes, durch welches sie sich den Schutz der Himmelskönigin ersuchen. Zur Einführung des Scapulier-Festes sagt Papst Benedict XIII: „Die allerseeligste Jungfrau hat sich nicht damit begnügt, den Orden der Karmeliter hier auf Erden mit mehreren Vorrechten auszustatten, sondern sie tröstet auch, wie ein frommer Glaube lehrt, der sich

darauf gründet, daß die Macht und Barmherzigkeit Mariä an allen Orten überaus groß ist, mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit jene ihrer Kinder im Fegfeuer, welche ihr heiliges Kleid getragen haben, und sie erwirkt ihnen, daß sie, sobald es nur immer möglich ist, in das himmlische Vaterland gelangen.“ — Das Jesuskind und seine heilige Mutter halten ein Scapulier, wenn diese als Königin der Scapulier-Bruderschaft abgebildet ist.

11. Der Festtag Maria Schnee fällt auf den 5. August; er ist der Gedenktag der unter Papst Liberius zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria in Rom erbauten Kirche Maria Maggiore und hat die Bedeutung eines Kirchweih-Festes mit besonderer Beziehung auf die Mutter der Gnade, die uns in Christo erschienen ist. Der Schnee ist wegen seiner weißen, reinen Farbe ein Sinnbild der jungfräulichen Reinheit; auch die heilige Schrift nennt den Schnee als Symbol der Herzensreinheit. In altdeutschen Marienliedern, so in Conrads von Würzburg „goldener Schmiede“, wird der Schnee, der vom Himmel fällt, auf die allerseeligste Jungfrau gedeutet; daher die marianische Devise: *Mihi candor ab alto!* So ist der Schnee, der nach der Ueberlieferung mitten im Sommer wunderbarerweise ein Feld in Rom genau so weit bedeckte, als der Raum der darauf erbauten, noch jetzt bestehenden, prachtvollen Kirche einnehmen sollte, ein Sinnbild der Jungfräulichkeit der gebenedeiten Gottesmutter. Vier alte Mosaikbilder in Santa Maria Maggiore zu Rom, und zwar an der Vorderseite der Kirche, stellen die Geschichte der Gründung dieses Gotteshauses dar. Maria Maggiore gehört zu den vier Patriarchal-Kirchen der ewigen Stadt, in denen der Papst an gewissen Tagen den Gottesdienst hält. Wenn der heilige Vater bei dieser Kirche wohnte, unterschrieb er seine Erlasse mit den Worten: „*ad Sanctam Mariam Majorem.*“ Sixtus III. hat diese Kirche im Jahre 435 unter dem Namen der heiligen Jungfrau Maria eingeweiht. Wegen ihrer Würde und ihres hohen Alters ist sie die vornehmste der zahlreichen in Rom der Gottesmutter befohlenen Kirchen. Es ist jedoch unrichtig, wenn man sie die älteste Muttergottes-Kirche der ewigen Stadt nennt; schon Papst Calixtus hat eine solche erbaut. Maria Maggiore gehört zu den berühmtesten Andachtsstätten der christlichen Welt und ist reich an Heiligthümern; sie besitzt ein Bildnis der allerseeligsten Jungfrau, welches dem heiligen Evangelisten Lukas zugeschrieben wird. Auch wird darin die Krippe des Herrn aufbewahrt, die am heiligen Weihnachtsfeste zur öffentlichen Verehrung ausgestellt wird; davon hat dieses Gotteshaus auch den Namen „*ad Praesepe*“ erhalten.

Auf Kirchenbildern unter dem Titel „Maria Schnee“ erscheint die heilige Jungfrau mit dem göttlichen Kinde; Schnee fällt auf den Ort, der den Bauplatz für die Kirche Maria Maggiore bezeichnen soll. Daneben stehen die beiden Eheleute, der römische Patrizier Johannes

und dessen Gemahlin, denen im Traume gezeigt wurde, daß sie da eine Kirche erbauen sollten, wo des Morgens Schnee gefallen sein würde. Das schönste hierauf bezügliche Bild ist in St. Sulpice zu Paris. Der Titel dieses Festes heißt in Italien „Madonna della neve“, in Frankreich „Notre Dame aux niéges“. Die christliche Andacht hat den Titel „Maria Schnee“, „Maria ad Nives“, gern für die Kirchen und Kapellen der hohen Alpenregionen gewählt, so auf dem Rigi in der Schweiz. Die nördlichste Kirche der Mutter Gottes ist tief im Schnee Sibiriens begraben, zu Albalask bei Tobolsk und hat den Titel „Maria Schnee“. Die höchstgelegene Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat gleichfalls die Widmung „Maria ad Nives“; es ist die 11.000 Fuß über dem Meerespiegel in Summit County, Staat Colorado, gelegene, der heiligen Gottesmutter geweihte Kirche.

12. Das Fest Mariä Himmelfahrt, welches am 15. August gefeiert wird, ist die Krone aller Gedächtnistage, welche zu Ehren der Muttergottes von der Kirche gefeiert werden. Die Himmelfahrt des Herrn wird von derjenigen der seligsten Jungfrau schon durch die Kirchensprache unterschieden; die erstere heißt *ascensio* (Aufsahrt), um anzuzeigen, daß Christus durch eigene Macht in den Himmel aufstieg; die letztere heißt *assumptio* (Aufnahme), um anzudeuten, daß die heilige Jungfrau Maria durch eine besondere Gnade Gottes in den Himmel aufgenommen wurde. Mariä Himmelfahrt gehört zu den ältesten Muttergottes-Festen; es findet sich schon in dem Sacramentarium des Papstes Gelasius (492—496). Weil dieser kirchliche Gedenktag schon so früh begangen wurde, so kommt der Titel Mariä Himmelfahrt bei sehr vielen, und schon bei den ältesten Pfarrkirchen vor. Nach einer Entscheidung der Riten-Congregation vom 2. Mai 1654 haben die Kirchen, welche zu Ehren U. L. Frau geweiht sind und nicht ein besonders Marienfest in ihrem Titel nennen, ihr Titular-Fest am 15. August zu feiern. Wie hoch dieses Fest im Mittelalter begangen wurde, geht schon daraus hervor, daß es in der äußeren Feier den Hochfesten Weihnachten, Ostern und Pfingsten gleich geachtet wurde; das Volk rechnet noch vielerorts diesen Tag zu den Bierhochzeiten. Das Fest-Evangelium ist von der Kirche mit weiser Absicht ausgewählt; es handelt von dem Schwesterpaare in Bethanien. Martha und Maria erscheinen ganz in den Dienst des Festes aufgenommen; sie sind zu symbolischen Gestalten geweiht, welche das thätige und beschauliche Leben auf Erden uns vorstellen. Wie ein Maler, um ein hehres Heiligenbild zu vollenden, ihm die edelsten Züge leiht, so hält es die Kirche, wenn sie an diesem Feste in den Lebenszügen der Martha und Maria von Bethanien das Leben der allerseiligsten Jungfrau uns darstellt. In ihrem Thun und Wirken spiegelt sich das bewegte äußere und das überreiche innere Leben der Gottesmutter ab, wie in einem kleinen See der Himmel mit seinen Sternen sich spiegelt.

In den Datierungen der Urkunden des Mittelalters hat dieses Fest folgende Namen: „Großer Frauentag“, „Frauentag der Scheidung“, „Maria im Herbst“. In vielen Gegenden ist am 15. August die Kräuterweihe üblich. Die Kräuter sind durch örtliches Herkommen bestimmt, in der Regel 24 an der Zahl. Es sind theils solche, welche in der heidnischen Zeit dem Aberglauben dienten, theils sind sie als Heilkräuter beim Volke angesehen; dazu kommen die wichtigsten Getreidearten. Durch den ihnen erteilten Segen soll der Mißbrauch gesühnt, die Heilkraft gefördert, das Gedeihen in Gottes Schutz empfohlen werden. Die „Weihkräuter“ sind nicht überall die nämlichen, indem die Verschiedenheit des Herkommens, sowie auch die Verschiedenheit der örtlichen Flora sich geltend machten. Früher fand auf der Schneekoppe, der höchsten Spitze des schlesischen Riesengebirges, eine Kräuterweihe am 15. August statt, bei welcher sich die sogenannten Kräutermänner versammelten: Leute, die aus den heilkräftigen Kräutern des Gebirges Arzneimittel bereiteten und weithin verkauften. Von dieser Segnung wird im Sachsen-Spiegel, einem im Anfange des 13. Jahrhunderts ausgegebenen Rechtsbuche, das Fest selbst „Würzmesse“ genannt; die Glosse bemerkt dazu: „dat is to Krudemesse unser lieben Frawen, als sei to Himmel voer“. Die Kräuterweihe erinnert daran, daß die allerseeligste Jungfrau in der heiligen Schrift mit Blumen und fruchtbaren Gewächsen verglichen wird und daß nach einer alten ehrwürdigen Ueberlieferung, deren schon Johannes Damascenus gedenkt, zur Erfüllung der Worte des hohen Liedes (3, 6), als die heilige Gottesmutter dem Grabe entstieg, sich ein überaus wohlriechender Duft, wie von blühenden Kräutern verbreitete. Die Kirche bittet bei der Segnung, daß Gott die Kräuter heilbringend mache, und weist hin auf die Allmacht Gottes, welche der Erde befahl, Kräuter hervorzubringen zur Nahrung und den Kranken zur Heilung; ferner erinnert sie an die Mosaische Vorschrift, daß die Kinder Israels die Erstlinge der Früchte opfern sollten. Es liegt also in der Feier auch eine Aufforderung zum Danke gegen Gott für den Segen der Ernte, von dem Clemens Brentano so schön sagt:

Wenn wir durch die Stoppeln zieh'n
Und die Aehren lesen,
Danken Gott wir auf den Knie'n,
Daß er so treu gewesen.

Von der christlichen Kunst sind der Tod und die Himmelfahrt der Muttergottes überaus häufig dargestellt worden. Berühmte Bilder ihres seligen Hinscheidens haben u. a. Dürer, Holbein und Giesole hinterlassen. Die alten Meister waren bestrebt, in dem Tode der seligsten Jungfrau den schönsten und glücklichsten Tod zur Anschauung zu bringen. Auf den Bildern dieser Art hat die Sterbende oft eine brennende Kerze in der Hand, und die Apostel reichen ihr die heilige Communion. Auf einigen Bildern steht der Heiland

neben der Sterbenben und nimmt ihre heilige Seele auf; letztere wird durch die Gestalt eines Kindes versinnbildet. Schöne Darstellungen der Himmelfahrt Mariä sind u. a. das große Bild von Titian, und die Gemälde von Paul Veronese, Palma Vecchio, Dürer und Rubens. Auf den Bildern der Himmelfahrt wird die heilige Maria gewöhnlich mit weißem Kleide und blauem Sternenmantel dargestellt, um ihre Unschuld und himmlische Herrlichkeit anzuzeigen. Ihr Fuß ruht auf einer lichten Wolke, auf beiden Seiten erscheinen Engel, die ihre Königin begrüßen. Die Krönung der heiligen Gottesmutter ist oft dargestellt auf den Altarbildern in den Sanct Marienkirchen. Bekannt sind die Bilder von Fiesole, der in der Darstellung himmlischer Seligkeit Meister ist. Sehr schön ist die Himmelfahrt Mariä oft in Glasgemälden abgebildet. Oben thront die allerheiligste Dreifaltigkeit, vor welcher die Himmelskönigin die Krone empfängt; auf dem unteren Theile des Bildes gewahrt man das offene Grab mit Blumen, die wie Edelsteine funkeln. Maria, als Königin der Engel, ist von Engelscharen umgeben und trägt Krone und Scepter; das Jesuskind auf ihren Armen trägt die Krone und die Weltkugel mit dem Kreuze (Reichsapfel). Sie hat unter ihren Füßen die Erdkugel; um letztere windet sich die Schlange, von der es schon im Paradiese heißt, daß ihr von der Gebenedeiten der Kropf zertreten werden solle. Häufig hat sie den Mond zu ihren Füßen und auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen; diese Abzeichen kommen auch auf dem Bilde der unbefleckten Empfängnis vor. Die Sternenkrone ist aus der geheimen Offenbarung (12, 1) entnommen. Der Mond als Abglanz der Sonne, das ist Jesus Christus, kann die Kirche bedeuten; gewöhnlicher ist die Auffassung, daß er ein Bild der irdischen Veränderlichkeit und Unbeständigkeit sei. Auch wird der Mond nach Aeußer als Eva aufgefaßt, und Maria als Heilbringerin der Unheilbringerin entgegengesetzt. Auf alten Bildern sieht man darum die Mondichel mit einem Mädchengesichte, z. B. auf dem Bilde in der Gruft von St. Peter zu Straubing.

13. Das Fest Mariä Geburt wird am 8. September begangen; es gehört zu den gefeiertsten Muttergottes-Festen, den sogenannten Frauentagen, auf welche sich die vornehmsten Erinnerungen an ihr Leben vertheilen. Im Volksmunde heißt Mariä Geburt wohl „der kleine Frauentag“, welcher den mit Mariä Himmelfahrt, „dem großen Frauentage“ beginnenden sogenannten Frauendreißiger schließt. Das Fest steht schon im Sacramentarium des Papstes Gelasius; in Deutschland pflegten an diesem Tage kirchliche Processionen gehalten zu werden. Die Widmungen der Muttergottes-Kirchen unter dem Titel „Mariä Geburt“ sind ziemlich zahlreich. Auch in den Volksprüchen wird dieser Gedenktag oft genannt; er gilt in Deutschland, besonders in Tirol, für den Tag des Wegzuges der Schwalben; daher der Spruch: „An Mariä Geburt, ziehen die Schwalben furt.“ Zu den verehrtesten Gnaden-

kindern, welche vorzugsweise an diesem Tage besucht werden, gehört das von Maria Zell in Steiermark.

Die althergebrachte katholische Sitte feiert nicht den Geburtstag, sondern den Namenstag; denn dieser erinnert an den Empfang der heiligen Taufe und an die Aufnahme in die christliche Kirche. So wird das Andenken der Heiligen meist an deren Todestage gefeiert, da ihr Sterbetag der Geburtstag für eine glückselige Ewigkeit war. Wohl aber begeht die Kirche den Geburtstag der heiligen Gottesmutter als einen hohen Festtag, weil sie ohne Erbsünde empfangen ist und weil mit ihrer Geburt die nahende Erlösung gekommen war. „An diesem Tage, der durch die Geburt der vornehmsten aller Jungfrauen verherrlicht ist“, so sagt der hl. Augustinus, „soll der ganze Erdfreis frohlocken; denn das Kind, welches an diesem Tage geboren wurde, steht jedem Christen nahe, weil es zur Mutter des Heilandes erkoren war. Maria ist uns ein Muster in jeglicher Tugend und Fürsprecherin bei Gott; um Alles mit einem Worte zu sagen: Maria ist deine Mutter, die in allen Nöthen, und auch noch in der Todesnoth ihren Beistand leiht.“

Um die Herrlichkeit der Mutter der Gnade zu preisen, schaut die christliche Andacht auf zu den Sternen des Himmels. Die Gebete und Gesänge der Kirche begrüßen die heilige Jungfrau Maria als „Morgenstern“, *stella matutina*. Wie der Morgenstern der Erde den Tag verkündet und das Verschwinden der Nacht anzeigt, so kündigte die Geburt der seligsten Jungfrau die Nähe des christlichen Tages an, den der Heiland, „die Sonne der Gerechtigkeit“ brachte. Unter den Vorbildern der heiligen Gottesmutter wird Esther genannt, welche hinweist auf die Macht ihrer Fürbitte. Esther (früher Hadassä „die Myrte“ genannt), heißt der Stern und deutet schon durch ihren Namen hin auf die heilige Jungfrau Maria, welche die Christenheit als „Morgenstern“ und „Meeresstern“ anruft. Von dem Morgensterne sagt der Hymnus am Dreifaltigkeits-Sonntage: „Es ist aufgegangen in seinem Glanze der Morgenstern; er geht als Bote der Sonne voraus. Es weichen die Schatten der Nacht, das heilige Licht möge uns erleuchten“. Dem Morgenstern ist entgegengesetzt der Abendstern, der immer nur tief am Himmel steht, wenn die Sonne eben untergegangen ist und dessen Sichtbarwerden das Hereinbrechen der Nacht verkündet. Mit Beiden wird in altchristlichen Hymnen die seligste Jungfrau verglichen. Die Jugend wird genannt der Morgen des Lebens, und von dem Alter sagt man: „Es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt“. Maria ist der Morgenstern, der hell und freundlich hineinleuchtet in die Kindheit und Jugend des Lebens, und sie ist auch der Abendstern, dessen mildes Licht das Alter tröstet. Bei dem Leuchten dieses Sterns hat schon so Mancher den Weg zurückgefunden zu Gott, bevor die Nacht anbrach, in der Keiner mehr wirken kann. Als Morgenstern wird die heilige Gottesmutter angerufen in der Lauretanischen Litanei; auch in dem kirchlichen Hymnus

„Salve mundi Domina“ wird sie als „stella matutina“ begrüßt. Wie der Morgenstern alle anderen Sterne an Glanz übertrifft, so übertrifft die seligste Jungfrau durch den Glanz ihrer Tugenden und Gnadenvorzüge alle Heiligen. Wie beim Aufgange des Morgensterns lichtscheue Thiere sich an dunklen Orten verbergen, so verschleucht die Fürbitte und der Schutz der heiligen Gottesmutter die finsternen Mächte der Hölle. Die seligste Jungfrau wird als „Morgenstern“ angerufen, und die christliche Kunst zeigt ihr Bildnis mit dem Abzeichen des leuchtenden Sterns, der über ihrem Haupte erglänzt; die aufgehende Sonne erscheint am Horizonte; Fledermäuse und andere Nachthiere, sowie ein brüllender Löwe ergreifen die Flucht. Der hl. Bernhard sagt: „Die allerseeligste Jungfrau Maria ist jener Stern aus Jakob (Mos. 24, 14), dessen Strahl die ganze Welt erhellt; sie ist der glänzende Stern, der über dem großen und weiten Meere (Ps. 104) aufgehen mußte, glänzend durch Verdienst und erleuchtend durch ihr Vorbild.“

14. Mariä Namensfest wird als selbständiges Fest gefeiert, insofern die Erinnerung an die Heiligkeit und Gnadenvorzüge der seligsten Jungfrau sich an ihren Namen knüpft. Die dem Gedenktage zugrunde liegende Ehrfurcht gegen den Namen der gebenedeiten Gottesmutter reicht in das christliche Alterthum hinauf, und schon die heiligen Väter haben sich öfter mit der Deutung dieses Namens beschäftigt. Das Namensfest Mariä wurde zuerst in der Stadt Cuenca in Spanien gefeiert, und zwar am 22. September, weil nach dem Mojaischen Geetze die Töchter 14 Tage nach der Geburt den Namen empfiengen; für Spanien erhielt das Fest im Jahre 1513 die päpstliche Bestätigung. Aehnlich dem Feste Maria vom Siege ist der Gedenktag jetzt zugleich ein Dankfest für einen glorreichen Sieg, den die christlichen Waffen über die Türken erfochten. Im Jahre 1683 trieb nämlich der Polenkönig Sobieski die Türken, die unter Kara Mustapha Wien belagerten, in ihre Länder zurück. Zum Danke für diesen unter der Anrufung der seligsten Jungfrau erfochtenen Sieg und zum ewigen Andenken an diese Hilfe und Befreiung dehnte Innocenz XI. im Jahre 1683 das Fest auf die ganze Kirche aus und wies demselben den Sonntag in der Octav von Mariä Geburt an. Wie enge das Fest Mariä Geburt mit dem Namensfeste Mariä zusammenhängt, ist schon daraus ersichtlich, daß an dem letzteren Feste die Octav des ersten nicht commemoriert wird (Entscheidung der Riten-Congregation vom 25. September 1684).

Der Name Maria ist die in der Vulgata bewirkte Umbildung des griechischen Namens Marjam, der für die hebräische Benennung Mirjam gesetzt ist; letztere wird von marah, stark sein, herrschen abgeleitet. Da im hebräischen mara „Bitter“, mir „Licht“, „glänzend“, jam „Meer“ bedeutet, so wird der Name Maria, namentlich zu erbaulichen Zwecken, auch als „bitteres Meer“ und als „Meeresstern“ gedeutet. Die verschiedenen Deutungen des Namens Maria

sind enthalten in dem alten beliebten Kirchenliede, das am Namensfest Maria in der Christenheit gesungen wird und das mit den Worten beginnt: „Maria wir verehren den heiligen Namen dein.“ Der Name Mirjam begegnet uns im alten Testament zuerst bei der Schwester des Moses (2. Mos. 15). Mehrere Väter lehren, daß Maria, die Schwester des Moses und Aaron, das Vorbild der allerjüngsten Gottesmutter, unvermählt geblieben sei. Beim Propheten Michäas (4, 6) erinnert Gott das Volk an diese große Führerin in der wunderbaren Erlösungszeit. Sie ist Prophetin, Führerin auf dem Wanderzuge, Führerin beim Gottesdienste. Maria, welche die Kindheit Moses, des Befreiers, bewacht und geschirmt hat, ist auch die mütterliche Schirmerin der vorbildlichen Kirche Gottes, der jetzt zum Volke Gottes emporkwachsenden Gemeinde des Herrn. Nach dem Durchzuge durch das rothe Meer stimmt sie den Lobgesang an, Gott allein die Ehre gebend. Es ist der erste Gesang des alten Testaments und weist hin auf das Magnificat, den Lobgesang der allerjüngsten Jungfrau Maria, den ersten Gesang, das hohe Lied des neuen Bundes. Die Züge der Ähnlichkeit zwischen der frommen, gott-erleuchteten Maria des alten Testaments und der hochgebenedeiten Maria des neuen Bundes, der über alle Frauen Gesegneten, lassen sich leicht erkennen; schon die Gleichheit des Namens muß aufmerksam machen.

Während die Form Marjam (im griechischen Texte der heiligen Schrift und im Arabischen) auf das „bittere Meer“ gedeutet wird, legt die hebräische Bezeichnung „Mirjam“ noch eine andere Erklärung nahe; schon Hieronymus deutet „mir“ auf Licht und Leuchte und vermittelt so die Deutung „Licht des Meeres“ „Meeresstern“. Das ist ein schöner deutungsreicher Titel, den die christliche Andacht gern betrachtet. In den Gebeten und Liedern der Christenheit wird die allerjüngste Jungfrau Maria häufig als „Meeresstern“ begrüßt. Sie wird angerufen als „maris stella“ nicht nur von den Schiffen in Nacht und Sturm, sondern auch von den Angefochtenen und Schwachen, die im Meere der Welt und Sünde unterzugehen fürchten; sie ist der Hoffnungsstern der mit den Wellen kämpfenden Seefahrer und auch aller derer, die in den Stürmen des Lebens den himmlischen Hafen der Ruhe ersuchen. Der schöne Hymnus „Ave maris stella“ klingt in den andächtigen Liedern des Volkes fort: „Meersterne ich dich grüße“. Die Sterne sind Gleichnisbilder der Heiligen Gottes. „Coelis haerent, terris lucent“, sie stehen am Himmel und leuchten der Erde. Das gilt von den Gestirnen am Firmamente, wie von den Seligen des Himmels. In der sinnbildlichen Sprache der heiligen Schrift werden die Engel und reine, gerechte Menschen, selige Gottesfinder mit den Sternen verglichen und Sterne genannt. Dante schließt alle drei Theile seiner „göttlichen Komödie“ mit dem Worte „Sterne“. Der Sterne Licht ist friedlich und klar, rein und unbefleckt ist ihr Glanz; sie ziehen in freundlich leuchtender Pracht ihre still erhabenen

Bahnen; ihr Licht schimmert tröstlich durch die dunklen Nächte auf die Erde hernieder. Himmelslicht und Himmelsklarheit, Himmelsfriede und Himmelstrost, das verkünden, daran erinnern die fernen glänzenden Sterne. Der Stern ist darum ein treffliches Gleichnisbild der heiligen Mutter der Gnade, welche die Kirche als „amica stellae naufragis“, als „freundlichen Stern“ begrüßt.

Der schöne Titel „Maria Meeresstern“ kommt auch bei den Widmungen der Mutter Gottes-Kirchen vor. Namentlich bei solchen Kirchen und Kapellen findet sich diese Widmung, die sich am Gestade des Meeres oder an den Ufern der Seen erheben. Auch noch in neuerer Zeit wurde der schöne Titel „Maria Meeresstern“ gewählt, z. B. für die Kirche auf der Insel Borkum und für die Kirche zu Far Rockaway im Bisthume Brooklyn. Kreuser schreibt über die bildliche Darstellung dieses Titels: „Das Meer ist die Zeitlichkeit unserer Lebenstage, die wir alle durchschiffen müssen bis zum Hafen, d. i. zum Tode. Also ein Schiff ist darzustellen, gefüllt mit Beteren; die Wellen stürmisch, auf der Mastspitze der Stern. Ich würde ihm zwölf Zacken oder Strahlen geben wegen der Beziehungen zu den heiligen Aposteln.“ In kirchlichen Gebeten und Bildern sind die Namen Jesus und Maria häufig miteinander verbunden. Der gottselige Thomas von Kempen bemerkt: „Die Anrufung der heiligen Namen Jesus und Maria ist ein kurzes Gebet, leicht für das Gedächtnis, zugleich lieblich für die Erinnerung und mächtig, den, welcher sie andächtig gebraucht, gegen alle Feinde seines Heiles zu schützen. Auf Kirchenbildern ist der Name Maria von einer Glorie oder einem Blumenkranze umgeben. Oft sind lobpreisende Engel zu beiden Seiten, und eine Krone schwebt über ihm, auch wohl drei Kronen, weil Maria als Tochter, als Mutter und als Witwe solche verdiente. Von einer Glorie umgeben, schwebt dieser Name wohl über dem Bilde des hl. Bernhard und anderer Verehrer der allerseeligsten Jungfrau.

15. Das heilige Rosenkranzfest (festum Rosarii B. M. V.) wurde, nachdem es schon lange von den Dominicanern und den Rosenkranz-Bruderschaften gefeiert worden war, durch Clemens XI. (1700—1721) im Jahre 1716 für die ganze Kirche vorgeschrieben. Durch Papst Leo XIII. erhielt dasselbe im Jahre 1888 ein neues Officium und einen höheren Rang. Das Rosenkranzfest fällt mit dem Feste „Maria vom Siege“ zusammen; das Kirchenlied erinnert noch daran, das mit den Worten beginnt:

O Maria, Jungfrau sehr,
Führerin zu Land und Meer,
O Maria Siegerin!
Troph in deinem Siegesglanze
Knien wir mit dem Rosenkranze.
O Maria, Siegerin!

Das Andenken (commemoratio) an die seligste Jungfrau vom Siege ist vom Papste Pius V. zur Dankagung für den am 7. October

1571 über die Türken in der Seeschlacht bei Lepanto erfochtenen Sieg angeordnet worden, 15.000 Christen, die als Galeerensclaven auf den feindlichen Schiffen dienen mußten, erlangten die Freiheit wieder. Das in der Schlacht von den Türken eroberte Gold wurde zum Schmucke der Kirche Maria am Capitol (Santa Maria in Ara Coeli) verwendet. Der heilige Papst Pius V. erhielt die Nachricht von diesem glorreichen Siege durch eine himmlische Offenbarung. Den Oberbefehlshaber des christlichen Heeres, Don Juan d'Austria, begrüßte der Papst mit den Worten der Schrift: „Es war ein Mann von Gott gesandt, und dieser hieß Johannes“. An den Tagen vor der Entscheidungsschlacht hielten in der Christenheit alle Rosenkranz-Bruderschaften Bittprocessionen, um für die christlichen Waffen den Sieg zu erflehen. Pius V. war so überzeugt von dem Schutze und der Hilfe der heiligen Mutter Gottes, daß er zum Andenken an den Sieg das Dankfest anordnete. In die Lauretanische Litanei wurde die Bitte eingefügt: „Hilfe der Christen, bitte für uns!“ Das von Pius V. eingefeste Fest der Dankagung hat Gregor XIII. auf den ersten Sonntag des Monates October verlegt und mit dem Rosenkranzfest vereinigt.

Das Rosenkranzfest ist das Hauptfest der zahlreichen Rosenkranz-Bruderschaften geworden, welche in der Verehrung der gebenedeiten, jungfräulichen Mutter unseres Herrn einen heiligen Wettstreit an den Tag legten. Wie alles Gute in der Christenheit durch Trübsal und Verfolgung geläutert und im Kreuze vollendet wird, so ist auch das altherwürdige Rosenkranzgebet in glaubensarmen Zeiten wiederholt verkannt und verachtet worden. So hob, um nur ein Beispiel anzuführen, Kaiser Josef II. nicht bloß die Rosenkranz-Bruderschaften, sondern sogar das Rosenkranzfest selbst auf. Doch hat diese Maßregel einer rohen, thörichten sogenannten Aufklärung, die dem Unglauben zu Gefallen die christliche Frömmigkeit verfolgte, nicht lange nachgewirkt. Die Rosenkranz-Andacht hat gerade in neuerer Zeit einen mächtigen Aufschwung genommen, — ein Zeichen von guter Vorbedeutung für die Zukunft und ein Beweis und ein Unterpfand für den Aufschwung des kirchlichen Lebens. Zu den Ehrentiteln, welche der allerseligsten Jungfrau in der Lauretanischen Litanei beigelegt werden, hat der heilige Vater Papst Leo XIII. den Titel „Königin des hochheiligen Rosenkranzes“ hinzugefügt, und der Monat October ist in besonderer Weise dem heiligen Rosenkranzgebete geweiht.

Die heiligen Ordensstifter Franciscus und Dominicus, welche zu gleicher Zeit lebten und einander befreundet waren, haben beide dem christlichen Volke eine Andachtsübung hinterlassen, von der ein reicher Segen ausgegangen ist. Die Rosenkranz-Andacht verbreitete sich rasch; schon der Sachsenspiegel nennt unter den Gegenständen, welche die Tochter von der Mutter erben soll, neben den „frommen Büchern“ auch psaltere und tzapel (chapeletus, Rosenkranz). Die Perlen des Rosenkranzes, fromm und andächtig benützt, mehren und

sichern ein hohes Gut — Lebensglück und Gottesgnade. Der Name „Rosenfranz“ wird in verschiedener Weise erklärt: Die Rose, die Königin der Blumen und das uralte Sinnbild der Liebe, wurde schon in alter Weise besonders der allerseligsten Jungfrau geweiht, als der Mutter der Liebe und des Erbarmens und der Fürbitterin für die Sünder. Maria heißt die Rose von der Wurzel Jesse (Jaias 11, 1); daher das alte Kirchenlied: „Eine Rose ist entsprungen, von Jesse war die Art“. Von der Rose hatte man die Meinung, daß sie vor dem Sündenfalle ohne Dornen gewesen sei, da die Dornen erst wuchsen nach der Sünde und dem über die Erde von Gott verhängten Fluche. Die unbefleckt empfangene Jungfrau wird daher auch die Rose ohne Dornen d. i. ohne Sünde genannt. Die Kirche hat das Sinnbild der Rose ganz besonders der heiligen Jungfrau geweiht; in ihrer Litanei wird sie als „die geheimnisreiche Rose“ (*Rosa mystica*) begrüßt. Nach anderen hat der Rosenfranz von den aus Rosenholz gemachten Perlen seinen Namen; letztere sollen ursprünglich in der Form kleiner Rosen geschnitten worden sein. Es kann übrigens der Name auch sinnbildlich gedeutet werden. Wie die Rose aus grünen Blättern, aus Dornen und der herrlichen Blüte besteht, so ist auch das Rosenfranzgebet dreifach: Der freudenreiche Rosenfranz, welcher die Vorbereitung und Nähe, der schmerzenreiche, welcher die Vollbringung und der glorreiche, welcher die Früchte der Erlösung vergegenwärtigt.

In neuerer Zeit werden, der christlichen Andacht entsprechend, manche Mutter Gottes-Kirchen der Königin des heiligen Rosenfranzen geweiht. Von der christlichen Kunst ist die heilige Gottesmutter als Beschützerin der Rosenfranz-Andacht oft dargestellt worden, mit einem Kranze von weißen, rothen und goldenen Rosen zu ihren Füßen; dadurch werden die freudenreichen, schmerzenreichen und glorreichen Geheimnisse dieser Andacht angedeutet. Als Inschrift wird wohl beigefügt der Anfang des bekannten Gebetes; „*Memorare, o piissima virgo Maria.*“ Ein auf die Einführung des heiligen Rosenfranzfestes bezügliches Bild von Albrecht Dürer wird in dem Stifte Strachow bei Prag aufbewahrt; es stellt dar, wie Kränze von blühenden Rosen den Vertretern der geistlichen und der weltlichen Stände überreicht werden. Das schöne Gemälde in St. Andreas zu Köln wurde schon erwähnt. Sogenannte Rosenfranzbilder sind Darstellungen der allerheiligsten Dreifaltigkeit und anderer Geheimnisse des christlichen Glaubens, welche von aus Rosen gebildeten Kränzen umrahmt sind. So ist auf einem Bilde der Kirche von Weilheim die heilige Jungfrau mit dem Kinde von drei Kränzen umgeben; der äußere hat weiße Rosen, welche an die Kindheit des Herrn erinnern sollen; der mittlere hat rothe Rosen zur Bezeichnung des Leidens Christi; der innere goldene Kranz deutet die Auferstehung und die Himmelfahrt des Herrn und das glorreiche Geheimnis des Pfingstfestes an. Auch hat wohl die heilige Gottesmutter als Königin des Rosenfranzen

das Jesuskind auf den Armen, und beide halten Rosenkränze, um sie herum sind gewöhnlich auf kleineren Bildern die fünfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes dargestellt. Es gibt auch Bilder, auf denen die seligste Jungfrau, das göttliche Kind auf dem Schoße, dem heiligen Dominicus (neben dem die Kugel und der Hund mit der brennenden Fackel) und der hl. Rosa von Lima (als Dominicanerin, die Dornenkrone auf dem Haupte) Rosenkränze reicht. Das Gemälde von Laurentius Loth stellt dar, wie die seligste Jungfrau dem heiligen Dominicus den Rosenkranz reicht, während die hl. Rosa das Christuskind in die Arme nimmt. Bei diesen Bildern ist die Farben-Symbolik oft sorgfältig berücksichtigt; so sind die drei ersten Perlen wohl blau (Glaube), grün (Hoffnung) und roth (Liebe), um die drei göttlichen Tugenden anzuzeigen. Das schöne Gemälde „Maria, Königin des heiligen Rosenkranzes“ von A. Müller ist nach einem Stiche Müllers durch den Düsseldorfer Verein verbreitet worden.

Der Aufbau dieses großen Volksgebietes zeigt manche Ähnlichkeit mit dem Bilderschnucke alter Kirchen: in der Vorhalle derselben sind nach altem Brauche die Bilder der Verkündigung Mariä, in dem Schiffe die Kirche der Stationen des Leidens, in dem Sanctuarium oder Chore die Darstellungen der Auferstehung und der Himmelfahrt des Herrn.

16. Mariä Opferung (Praesentatio B. M. V.) wird am 21. November gefeiert; es ist das letzte Mutter Gottes-Fest des Kirchenjahres. Eingedenk der Mahnung des Herrn: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr in das Himmelreich nicht eingehen“, stellt die Kirche an diesem letzten Feste uns das Beispiel des heiligsten Kindes Maria vor Augen. In der morgenländischen Kirche wurde Maria Opferung schon früh gefeiert; nach Simeon Metaphrastes kam das Fest in Constantinopel im Jahre 730 in Aufnahme: Im Abendlande wurde es später und langsamer eingeführt, wohl deshalb, weil keine feste biblische Nachricht zugrunde liegt. Seit dem 15. Jahrhunderte wurde dieser Gedenktag auch durch Kirchenwidmungen geehrt. Eine uralte Ueberlieferung, die schon der heilige Hieronymus erwähnt, berichtet, daß das heilige Kind Maria in Folge eines Gelübdes seiner Eltern und auf eigenes Verlangen in den Tempel gebracht worden ist und dort vor dem Herrn gedient hat. Mariä Opferung ist der heiligen Kindheit der seligsten Gottesmutter gewidmet, stellt die unschuldige Jugend des heiligen Kindes Maria vor Augen und mahnt zugleich die christlichen Eltern, ihre Kinder durch Gebet und Unterricht zu Gott zu führen.

Die Kirche hat der heiligen Kindheit Mariä und dem schlichten und frommen Berichte der Ueberlieferung einen eigenen Gedenktag geweiht, weil derselbe reich ist an Erbauung und heilsamer Lehre. Schon in seinem Namen enthält das Fest Mariä Opferung eine ernste und segensreiche Mahnung. Wie die Kindheit und das ganze Leben der Mutter des Herrn, so soll und muß auch das Leben

eines jeden Christen ein Leben des Opfers sein; denn in seinem Sterben wird er nur das wahrhaft besitzen, was er in seinem Leben Gott aufgeopfert hat. Es gibt kein heilsameres Wort als das Wort „Opfer“; es bezeichnet den heiligsten und erhabensten christlichen Gottesdienst. Der Heiland opferte sich auf an seinem heiligen Kreuze für das Heil der Welt. Die Heiligen alle haben nichts höheres gekannt als das Leben des Opfers; sie haben sich mit allem, was sie hatten und was sie waren, Gott geweiht, Gott zum Opfer gebracht; sie waren eingedenk der Mahnung des Weltapostels: „Darum bitte ich euch, Brüder, um der Erbarmungen Gottes willen, daß ihr eure Leiber als ein lebendiges, heiliges, gottgefälliges Opfer darbringt.“ (Römer 12, 1.) Schön ist deshalb die Sitte vieler geistlicher Genossenschaften, das Fest Mariä Opferung durch die Erneuerung der Gelübde ihrer Mitglieder auszuzeichnen und bedeutsam zu machen.

Das christliche Volk liebt diesen Mutter Gottes-Tag und ist ihm sichtlich zugethan; es nennt denselben in seinen Sprüchen. Wegen ihres Dienstes im Tempel wurde die heilige Jungfrau von den Wachsziehern und Teppichmachern als Patronin verehrt, und sie waren deshalb dem Gedenktage Mariä Opferung befreundet. In den Urkunden der Vorzeit hat letzterer die Bezeichnungen „Frauentag ihrer Begegnung“, „Frauentag, als sie in den Tempel kam.“ Das Kirchenlied an diesem heiligen Gedenktage „Maria jung und zart, geführt zum Tempel ward“, erzählt kurz den Bericht der Legende und nennt die vorzüglichsten Tugenden und Gnadenvorzüge des heiligen Kindes Maria; das Lied ist im Ausdrucke schlicht und andächtig. Hieronymus, Anselmus und andere Kirchenlehrer gedenken mit Bewunderung und Freude der heiligen Kindheit der allerseeligsten Jungfrau und zeigen, wie dieselbe für die Christenheit eine Schule aller Tugenden und besonders ein Vorbild der Demuth, des heiligen Stillschweigens, der Sanftmuth und der Abtödtung ist.

Der Bericht der Ueberlieferung, daß die allerseeligste Jungfrau in ihrer zartesten Jugend von ihren Eltern Joachim und Anna dem Herrn im Tempel zu Jerusalem aufgeopfert wurde und sich selbst durch ein Gelübde dem Dienste Gottes weihte, ist von der christlichen Kunst oft dargestellt worden; hierauf bezügliche Bilder haben hinterlassen Gaddi (Santa Croce zu Florenz), Ghirlandajo (Santa Maria Novella in Florenz), Titian (Akademie in Venedig), Israel van Mecken (Boissere'sche Sammlung), Dürer, Holbein u. a. Hans Holbein der Ältere malte die Aufopferung Mariä in einem berühmten Bilde; dasselbe zeigt, wie die heilige Jungfrau von ihren Eltern in den Tempel geführt wurde, um dem Herrn geweiht zu werden. Der Hohenpriester erwartet das heilige Kind; Joachim und Anna bringen es an den Stufen des Altares dar. Oft ist abgebildet, wie das heilige Kind Maria, im weißen Kleide als Gottesbraut eine brennende Kerze in der Hand, die Stufen zum Tempel hinaufgeht. Titian hat der seligsten Jungfrau auf dem erwähnten schönen Gemälde das

Einhorn als Sinnbild gegeben. An den Chorstühlen der Kathedrale zu Amiens ist abgebildet, wie das heilige Kind Maria von Engeln gespeist wird. Guido Reni und Luini (Brera in Mailand) stellten dar, wie Maria mit noch sechs anderen Jungfrauen den Vorhang im Tempel wirkt und ihre Gefährtinnen im Geleze unterrichtet. In San Marco zu Venedig und in der Wiesenkirche zu Soest, worin das Leben Mariä in Feldern abgebildet ist, wird auch Mariä Opferung zur Anschauung gebracht. Die Darstellung zeigt, wie das dreijährige Kind Maria von Joachim und Anna zum Tempel geleitet wird und dann (der Legende gemäß) die fünfzehn Stufen des Tempels allein hinauffsteigt. Mariä Opferung wird von der christlichen Andacht den sogenannten fünf Freuden der heiligen Mutter Anna beigezählt; als solche werden angegeben: Die Auserwählung der hl. Anna zur Mutter Mariä; die Ankündigung des Engels; Mariä Geburt; Mariä Opferung; der Lohn der hl. Anna im Himmel. Hierauf bezügliche Bilder findet man häufig, z. B. in der schönen Mariahilf-Kirche der Münchener Vorstadt Au. Das treffliche Bild Ph. Veit's, welches die hl. Anna als Muster der frommen, mütterlichen Erziehung vorstellt, ist durch den Düsseldorfer Verein verbreitet worden. Albrecht Dürer gibt wie Titian auf seinem Bilde „Mariä Opferung“ darstellend, der seligsten Jungfrau als Abzeichen das Einhorn, das uralte Sinnbild der Jungfräulichkeit und Unschuld. Passend und sinnig wird die Aufopferung Mariä häufig in Klosterkirchen dargestellt; denn sie ist ja das heilige Vorbild des gottgeweihten Lebens.

Die Bergpredigt nach Matthäus (Cap. 5, 6, 7).*)

Von Pfarrer A. Riefterer, in Müllen, Baden.

Sechster Artikel.

Das Vaterunser

wird nach dem Vorgange des hl. Augustinus von den katholischen und manchen lutherischen Theologen in eine Anrede, die gleichsam das Proömium oder die *captatio benevolentiae* bildet, und in sieben Bitten eingetheilt, während die Reformirten nach Origenes, Chrysostomus und Tertullian nur sechs Bitten zählen. Diese sieben Bitten lassen sich wieder in zwei Classen zusammenfassen. Wie im Dekalog die drei ersten Gebote die unmittelbaren Pflichten gegen Gott und die sieben andern die Pflichten gegen den Nächsten enthalten, so beziehen sich die drei ersten Bitten des Vaterunser mit dem dreimaligen „Dein“ auf die Verherrlichung Gottes, die andern mit dem viermaligen „unser“ respective „uns“ auf unser eigenes Bestes. Sene bewegen sich um die höchsten, unvergänglichen Güter, diese um die zeitlichen, die zur Erlangung jener unentbehrlich sind. Nach dem

*) Siehe Heft III, S. 583.

Aufschwung zum höchsten und heiligsten Interesse folgt die Demüthigung im Bewußtsein der menschlichen Hilfsbedürftigkeit im materiellen wie im sittlichen Leben, wodurch einzig die Verwirklichung dessen, womit das Gebet begonnen, vermittelt werden kann. Ferner wird in den einzelnen Bitten noch eine Beziehung auf die Trinität gefunden.

Man erkennt in der ersten und vierten Bitte die Beziehung auf Gott den Vater, in der zweiten und fünften auf Gott den Sohn, in der dritten und sechsten und siebenten auf Gott den heiligen Geist. Besser vielleicht wird man sagen: Jedes Vaterunser und jedes Wort desselben beten wir zum Vater durch Jesum Christum seinen Sohn, der mit ihm lebt und regiert in der Einheit des heiligen Geistes. „Daß die Anbetung des Vaters nothwendig zugleich die Huldigung an den Sohn und heiligen Geist, die Anbetung auch der zweiten und dritten Person involviert, ist jedem klar, der gläubig im Sinne Christi zum Vater fleht, d. h. in demüthiger Anerkennung, daß er nur durch das Verdienst des menschengewordenen Sohnes Gottes und durch die gnädige Vermittlung des heiligen Geistes den einen Vater auch als den seinen anrufen darf, der aus sich den eingeborenen Sohn und durch den Sohn den heiligen Geist ewig hervorgehen läßt.“ (Grimm).

α. Die Anrede:

„Vater unser, der du bist in den Himmeln.“

Vor jeder Bitte, sagt S. Augustin, suchen wir die Gunst dessen zu erwerben, den wir bitten, das geschieht aber gewöhnlich durch eine lobende Ansprache an denselben. So hat auch unser Gebet eine Anrede als *captatio benevolentiae*. Darin ist das vollkommene Lob Gottes enthalten bestehend in der Anerkennung und Bekennung seiner Güte, Macht und Herrlichkeit. Die Güte leuchtet besonders daraus hervor, daß er unser „Vater“ sein und genannt werden wollte; die Macht und Herrlichkeit daraus, daß er „im Himmel“ wohnt, weshalb in diesen Worten zugleich ausgedrückt ist, daß er uns alles Gute geben wolle und könne, ihm also im höchsten Sinne der Titel „*optimus maximus*“ gebührt. Ehe wir uns besondere Wohlthaten von Gott ersuchen, erinnern wir ihn und uns an die Wohlthat, welche allen unseren Bitten zugekommen ist, daß Gott sich gewürdigt hat, unser Vater zu sein. Was wird der uns versagen können, der uns die unaussprechliche Wohlthat der Kindschaft Gottes erwiesen hat?

Während die Heiden ihre Götter, um ihnen zu schmeicheln sehr oft im Gebete „Vater“ nannten — die Römer gaben in den öffentlichen Gebeten allen Göttern unterschiedlos den „Vater“, allen Göttinnen den „Mutter“namen; auch bei den Griechen findet sich der Vatername schon in den ältesten Zeiten, wenn auch nicht so constant, wie bei den Römern — gaben die Juden nur selten (Deut. 32, 6; Ps. 63, 16; 64, 8; Ps. 2, 16; 14, 3; Sir. 23, 1;

51, 14; Tob. 13, 4) Jehova diesen Namen, fast immer in der bestimmten Absicht, ihn an Israels bevorzugte Stellung als theokratisches Volk zu mahnen, zu erinnern, daß es Gottes Erstgeborener (Exod. 4, 22) somit besonderer Rücksicht wert sei. Weil in diesem Appell der Ausdruck eines ungestümen Verlangens nach Erhörung lag, so wagten sie es nur in der höchsten Noth Jehova so zu nennen; da nur diese eine solche Vertraulichkeit oder Zudringlichkeit zu entschuldigen schien.

Im messianischen Reiche soll es anders sein. Jesus will, daß die Seinen Gott immer „Vater“ nennen. Dieser Name, bisher nur mit Scheu ausgesprochen, soll von nun an das Lösungswort beim Gebete und die damit kundgegebene kindliche Vertraulichkeit fortan die beständige Seelenstimmung des Beters sein. Warum? Einmal weil Gott schon natürlicherweise unser Vater ist als unser Schöpfer. Durch die Erschaffung treten wir ja zu ihm nicht bloß in ein Verhältnis vollständiger Abhängigkeit, sondern auch der innigsten Angehörigkeit. Aber noch viel mehr; in einem viel höheren eigentlichen Sinne ist er unser Vater; weil im neuen Bunde, nachdem der heilige Geist ausgegossen ist auf die Söhne der Adoption, in welcher wir Abba, Vater, rufen, ein wirkliches Vater- und Sohnsverhältnis zwischen Gott und den durch Christus Erlösten besteht. Wir alle sind ja durch den Glauben und die Taufe Glieder am mystischen Leibe Christi, mit ihm dem Mensch gewordenen Sohne Gottes aufs innigste vereint und so alle in dem Einen angenommene Kinder Gottes.

Wir bezeichnen also mit dem Vaternamen Gott wie als unseren Schöpfer und Erhalter so auch insbesondere als den Ursprung, die Quelle unseres übernatürlichen Lebens, den Urheber unserer höchsten Ehre als Kinder Gottes, und unserer Berufung zur himmlischen Erbschaft. Dieses unvergleichliche Verhältnis der Vaterschaft und Kinderschaft hat der Heiland vor Augen, wenn er seinen Jüngern sagt: Vater nennt keinen von euch auf Erden; denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist (Matth. 23, 9). Eine höhere Würde kann es für uns nicht geben, als daß wir Gott zum Vater haben, aus ihm geboren, seines Lebens theilhaftig, seine Kinder sind (Joh. 1, 12 f.).

Die Kinderschaft Gottes war der Inhalt der beseligenden Botschaft, welche die Apostel in die weite Welt hinaustrugen. Diese Lehre war nicht bloß für die Heiden, die bisher ferne von Gott gelebt hatten, sondern auch für die Israeliten neu und bedeutungsvoll. Die Israeliten waren streng genommen nicht Kinder, sondern Knechte Gottes, der ihnen vor allem als „Herr“ vorgestellt wurde. An die Stelle der Knechtschaft trat nun in der Fülle der Zeiten die Kinderschaft Gottes, an die Stelle der Furcht die Liebe (Röm. 8, 15). Mit dieser Kinderschaft Gottes ist das Recht auf die himmlische Erbschaft gegeben, bezüglich deren der Apostel spricht: Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der . . uns wieder-

geboren . . . zur unvergänglichen, ungetrübten und unverwelflichen Erbschaft, die im Himmel für euch aufbewahrt ist (1 Febr. 1, 3 f.).

So erinnert uns das erste Wort „Vater“ an die unendliche Liebe Gottes und entflammt unsere Gegenliebe. Denn was soll, sagt S. Augustin, den Kindern theurer sein als der Vater? Auch erzeugt dieser Name eine frohe Zuversicht der Erhörung, denn was sollte er den bittenden Kindern nicht geben, welcher ihnen gab, daß sie Kinder würden? zerstreut allen Kleinmuth, zu Gott unsere Zuflucht zu nehmen, denn wenn uns Gott nur als allmächtiger Herr, als strenger Richter vorgestellt würde, möchten wir zagen, ihm zu nahen; da wir ihn aber durch Jesus als unseren Vater kennen, muß uns die Versicherung, ein Vaterherz zu finden, kindliches Vertrauen einflößen. Mit wie vielen und anderen Titeln hätte Gott sich können anreden lassen! Er wollte es nicht; er wählte diesen. „Er ist für Gott der glorreichste und für uns der vortheilhafteste. Er vereinigt unser Herz aufs innigste mit Gott, dem höchsten Ziele unserer Hoffnung und Liebe“ (Meßler).

Weil alle Gläubigen durch Christus in Einen Leib, in Eine Familie vereinigt sind, deshalb geziem es sich, daß fortan Jeder bete als Glied dieser Familie, zu Gott spreche nicht „Vater mein“, was zudem das erhabene Vorrecht des wesensgleichen Sohnes ist, sondern „Vater unser“. Das Wort „unser“ erinnert uns also an unsere Gleichheit vor Gott. Wir können, sagt S. Augustin, nicht in Wahrheit sagen „Vater unser“ wenn wir nicht alle als unsere Brüder anerkennen. So wird also damit der Stolz gedämpft, der Geist der Gemeinschaft, der Liebe und Sorge für einander geweckt. „Der göttliche Heiland“, sagt Meßler, wollte „durchaus uns einer gewissen Engherzigkeit und Abgeschlossenheit entreißen; wir sollen uns stets als Glieder eines großen Ganzen fühlen, denken, beten, handeln. So dachte und betete und handelte er selbst und diesen Charakter der Gemeinsamkeit wollte er hiermit unserem Wesen und Beten einprägen. Mit diesem Wörtchen schlägt er den Ton an, der durch das ganze Vaterunser geht.“ Im Namen Aller loben wir und bitten wir Gott. So vervielfältigt sich die Wirkung des Gebetes. Gott wird mehr verherrlicht und wir selber beten mit mehr Eifer und mehr Vertrauen und Hoffnung auf gnädige Erhörung (Matth. 18, 19). Gut bemerkt ein alter Erklärer, daß Gott es gerne hört, wenn wir nicht bloß für uns beten; denn für sich selbst beten, ist Sache der Natur, für andere Sache der Gnade; für sich zu beten mahnt die Noth, für andere die brüderliche Liebe, angenehmer ist aber vor Gott das Gebet aus Liebe. — Schön ist in diesen zwei Worten der ganze Geist unserer heiligen Religion ausgedrückt: Liebe Gottes zu uns Menschen, Liebe der Menschen zu Gott und zu allen ihres Geschlechtes.

Dieser „unser Vater“ ist aber „in den Himmeln“. Wie es allgemeine, fast angeborene, sozusagen unwillkürliche Vorstellung der

Menschheit ist, daß der reine, stille, unwandelbare, unermessliche Himmel Gottes Wohnsitz ist, so insbesondere bestimmteste Lehre der Offenbarung. In ihr verkündet sich der Himmel aufs deutlichste zur besonderen Wohn- und Thronstätte der göttlichen Herrlichkeit (Jf. 66, 1; Ps. 2, 4; 102, 19; 119, 3; Job. 22, 12 ff.; Apg. 7, 55; Tim. 6, 16). Darum kommt Gottes Stimme vom Himmel (Matth. 3, 17; Joh. 12, 28); kommt der Sohn Gottes dorthin (Joh. 6, 38 f.) und kehrt dorthin zurück (Mark. 16, 19; Luc. 24, 51); wird Gottes Geist vom Himmel gesandt (Matth. 3, 16; Apg. 2); steigen die Engel, die Diener Gottes vom Himmel hernieder (Joh. 1, 52); kommt vom Himmel jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk (Jak. 1, 17). Im Himmel gibt auch Gott den Auserwählten in unendlicher Liebe sein ganzes Wesen zu schauen und zu genießen (Hebr. 13, 24). Es ist der Ort einer Seligkeit ohne Ende, das Ziel unserer Sehnsucht, darum auch unsere wahre Heimat (Phil. 3, 20). Mit dieser Vorstellung, von dem Wohnen Gottes im Himmel soll aber Gott keineswegs beschränkt, vom Raume umfaßt, sondern gerade über alle Schranken erhoben werden. Eben weil er so hoch thront, ist er der Unendliche, nicht ein Gott der Nähe bloß, sondern auch der Ferne (Jer. 23, 33 f.), ist ihm alles untergeben, schaut und beherrscht er alles (Ps. 137, 6; Jf. 40, 22).

So ist also der Zusatz „der du bist in den Himmeln“ (der Plural bezeichnet die Größe) ein Hinweis auf die unendliche Erhabenheit und Macht Gottes (Matth. 24, 30; Phil. 3, 20), welche das seiner eigenen Armiseligkeit und Hinfälligkeit sich bewußte Kind Gottes mit tiefster Demuth und Ehrfurcht erfüllen muß, aber auch wieder mit froher Zuversicht, im Gedanken, daß die geringste Bethätigung dieser Macht all sein Bedürfen an Leib und Seele reichlichst zu befriedigen vermag; es ist aber auch eine ernste Mahnung, Herz und Sinn weg vom Irdischen und Vergänglichen nach oben zu richten, wo der Vater wohnt, wo Christus sitzt zu seiner Rechten (Kol. 3, 1 f.), wo die wahre Heimat ist (Hebr. 11, 14 ff.). „Wenn er also sagt ‚in den Himmeln‘, so will es Gott nicht dort einschließen, sondern uns Väter von der Erde weg in die höheren Gebiete versetzen.“ (Chrys.).

Ein Kranz der weisevollsten Anmuthungen ist es also, der sich um die Anrede unseres Gebetes schlingt: Lob und Preis der unendlichen Vaterliebe Gottes, seiner Macht und Herrlichkeit, Antriebe zur Gegenliebe, Demuth und Ehrfurcht, zur kindlichen Hoffnung und Sehnsucht nach unserem ewigen Ziele.

β. Erste Bitte:

„Geheiligt werde dein Name!“

Wir müssen vor allem die zwei Begriffe „Name Gottes“ und „heiligen“ erklären.

Der Ausdruck „Name Gottes“ kommt in der heiligen Schrift unzähligemal vor und bezeichnet nicht diesen oder jenen göttlichen Namen, sondern aller göttlichen Namen und Attribute Inbegriff und Offenbarung, Gottes gesamte Vollkommenheit als geoffenbarten Gegenstand menschlicher Erkenntnis und Ehrfurcht, die überirdische geheimnisvolle Macht, wie sie allwaltend, heiligend, Gehorsam verlangend an die Menschheit herantritt. Dieser „Name“ wohnt im Heiligthum (Deut. 12, 11; 2 Kön. 23, 27), ist im Engel, den der Herr sendet (Ezod. 23, 21), fährt von Zorn brennend, wie fressend Feuer zum Gerichte nieder (Jes. 30, 27), rächt sich, wenn er „der herrliche und furchtbare Name, das ist der Herr dein Gott“ von dir nicht gefürchtet wird u. s. w. (Jes. 9, 19; Jes. 48, 1; vgl. Ps. 8, 2; 75, 2; 110, 9; 112, 3; 134, 3; Jes. 12, 4).

„Heiligen“ heißt etwas heilig machen oder heilig halten, ehren. Heilig gemacht wird das Unheilige, Profane. So von den Personen oder Gegenständen die zum heiligen Gebrauche oder Dienste geweiht werden. Das schon Heilige will heilig gehalten, geehrt sein. Durch solches Heilighalten, Ehren wird aber auch das von Natur schon Heilige, so viel am Menschen liegt, geheiligt. Das Gegenteil von heiligen ist entweihen, verunehren, verachten.

Den Namen Gottes heiligen, heißt also ihn nicht verunehren, ehren, heilig halten. Darin liegt eine dreifache Beziehung: 1. Heilig halten in Gedanken: die Anerkennung der Heiligkeit, Macht und Hoheit Gottes; 2. mit dem Willen: die Unterwerfung unter ihn, im Gehorsam; 3. Aeußerung der Heilighaltung im Lobpreis Gottes in der Gottesverehrung. Die Auffassung von der Vermeidung eines Mißbrauchs des göttlichen Namens ist zu enge. Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen 2 Mos. 20, 7, worauf man sich dafür bezieht heißt eigentlich: zum Richtigen, Boshaften, zum falschen Eide.

Die Geschichte der Offenbarung zeigt indessen, wie der sich offenbarende Heilige von Anfang so vielem Widerstand, schnöder Verkennung und Verachtung, boshafte[m] Troze begegnet, wie er, statt durch Anerkennung, Verehrung, Liebe, Gehorsam und Dienst verherrlicht zu werden, beleidigt, verkannt, gelästert, entehrt wird. Schmerzlich davon berührt beten darum seine Kinder: „Geheiligt werde dein Name!“ Mögest du himmlischer Vater überall, wo du über den Himmel hinaus dich offenbarest, die Creatur mit der Fülle deiner Liebe und Heiligkeit zu ergreifen und zu durchbringen suchst, diese deine Absicht auch erreichen, auf daß alle Herzen von dir geheiligt, wie im Reflexe dich selbst mit ihrer Heiligkeit verklären, als den einen Quell der Heiligung anerkennen und verherrlichen mögen.

Da wir Kinder Gottes sind, soll uns nichts höher stehen, als die Ehre unseres Vaters (Ps. 28, 2). Alles soll darauf hinzielen, daß er verherrlicht wird. Größeres gibt es nicht. Darum legt der

große Lehrmeister des Gebetes diese erste Bitte seinem betenden Kinde als den Ausdruck der vollkommenen Liebe und Kindespflicht vor allem auf die Lippen. Gottes Vollkommenheit ist freilich unendlich, seine innere Herrlichkeit kann weder vergrößert noch verkleinert werden, wohl aber die äußere. Es fehlt noch viel daran, daß Gott von allen und überall anerkannt und verherrlicht wird. Wenn wir beten, daß dies geschehen möge, so können wir also Gott ein Gut verschaffen, das er noch nicht hat und dessen Besitz er von uns erwartet. Wir können aber auch für unsere Mitmenschen nichts Besseres und Heilbringenderes thun, als indem wir so beten. „Wie viel Glück und Friede wäre auf der Welt und wie viel mehr Seelengröße wäre in den Herzen bei der Verherrlichung Gottes, als bei der Menschen- und Selbstvergötterung, der man verfällt, wenn man nicht Gott die Ehre gibt“ (Menschler).

Die priesterlichen Gewänder.

Von P. Beda Kleinschmidt O. S. F. in Harreveld.

(Zweiter Artikel.)

2. Entwicklung.

Nachdem wir im ersten Artikel weitläufig nachgewiesen haben, daß in den ersten fünf Jahrhunderten die liturgische Kleidung in Form und Schnitt von der profanen sich nicht wesentlich unterschied, tritt nun von selbst die Frage an uns heran: Wie lange haben sich denn die Liturgen bei Verrichtung des Gottesdienstes dieser Kleidung bedient, oder wann hat die Kirche eine eigene Cultgewandung eingeführt? Hierauf lautet zunächst die kurze Antwort: die christlichen Liturgen haben ihre Kleidung wesentlich überhaupt nie geändert, die Laien vielmehr wechselten im Laufe der Zeit die Form ihrer Kleider und dadurch trat allmählich der spezifische Unterschied zwischen der liturgischen und profanen Kleidung ein.

Den Hauptgrund für die Bildung des Unterschiedes zwischen profaner und kirchlicher Kleidung finden wir mit Marriott in der großen Wanderung der germanischen Stämme, in der sogenannten Völkerwanderung (375). Als die verschiedenen Völkerstämme in stetem Wechsel Italiens Gaue überfluteten, da lernten die Römer germanische oder, wie man damals sagte, barbarische Sitten und Anschauungen kennen und ließen sich so sehr von denselben beeinflussen, daß in dem kurzen Zeitraume von nur 150 Jahren Rom hinsichtlich seiner Sprache, seiner Sitten und Gebräuche ein barbarisches wurde. Wäre es nicht wunderbar, wenn nicht auch die Tracht dadurch verändert worden wäre? Natürlicherweise mußte sich dieser Wechsel besonders in den niederen Ständen zeigen, wo gar bald die bis dahin gebräuchliche Tracht der fremdländischen Kleidung wich. Die „Mode“

gestaltete die Kleider in mannigfacher Weise um hinsichtlich des Stoffes, besonders aber des Schnittes und der Form. Und so kam es, daß sich jetzt der gewöhnliche Mann statt der alten, langen und breiten Gewänder, zum Theil auch aus Bequemlichkeits-Rücksichten des kürzeren und engen germanischen Rockes bediente. Die vornehmen Römer hielten zwar noch lange Zeit an der alten Kleidung fest, am längsten blieben die kaiserlichen Beamten der alten „Mode“ treu. Doch auf die Dauer konnten auch sie dem allgemeinen Zuge nicht widerstehen. Anders verhielt es sich mit den liturgischen Kleidern. Wie in allem, so war auch betreffs der Kleidung die Kirche conservativ. Sie widersetzte sich dem Wechsel der Kleider seitens der Cleriker, und als diese dennoch an einigen Orten anfiengen, zunächst im bürgerlichen Leben gleichfalls kurze Kleider zu tragen, da schritt sie gegen solche Neuerungen ein. So bestimmte die Synode von Dovin (527) in Armenien (c. 13): „Ein Priester darf nicht weltliche Kleider tragen, namentlich nicht Soldatenkleider.“¹⁾ Vorzüglich behielt sie bei den liturgischen Handlungen die alte, feierliche Tracht bei und bewahrte so in ihren liturgischen Gewändern die letzten Spuren der alten, classischen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Gewandung, wenn auch nicht ganz unverletzt. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht, worauf Marriott aufmerksam macht, eine Nachricht des Johannes Diaconus, des Lebensbeschreibers des großen Papstes Gregor, woraus wir schließen müssen, daß um das Jahr 600 die barbarische Kleidung in Italien schon vielfach im Gebrauche war, während Gregor mit all' seinen Hausgenossen an dem Alten sowohl in Bezug auf Sprache als Tracht festhielt. „Nullus pontifici famulantium a minimo usque ad maximum barbarum quodlibet in sermone vel habitu praeferebat, sed togata Quiritium more seu trabeata Latinitas suum Latinum in ipso Latiali palatio singulariter obtinebat.“²⁾

Indes läßt sich doch eine gewisse Entwicklung der liturgischen Gewänder im christlichen Alterthume nicht leugnen, und zwar waren es hauptsächlich zwei Ursachen, welche dieselbe bewirkten. Der erste Grund lag in dem Frieden, welcher der Kirche durch Constantin gewährt wurde, wodurch es möglich ward, die Formen des Cultus und der Liturgie auch äußerlich immer mehr zu entfalten und den Gottesdienst mit größerer Feierlichkeit zu begehen, was anfangs allerdings nur auf die Kostbarkeit des Stoffes, später aber auch auf die Anzahl und Form der liturgischen Kleider von Einfluß war. Dazu kam zweitens, daß nach und nach einige im profanen Leben gebräuchte Kleidungsstücke, und zwar auszeichnende Gewänder zu liturgischen erhoben wurden. Wenn dies zunächst auch nur in der

¹⁾ Hefele, Conciliengeschichte II², 718. Dieselbe Bestimmung finden wir von vielen anderen Synoden erlassen. — ²⁾ Vit. S. Greg. I. II. c. 13, edit. Paris 1675, p. 28.

römischen Kirche der Fall war, so gieng dieser Gebrauch doch allmählich auf andere Kirchen über, was Walafridus Strabo andeutet mit der Bemerkung: „Die priesterlichen Gewänder haben sich nach und nach zu der Form und Ausstattung entwickelt, die sie jetzt haben.“¹⁾ Treffender und ausführlicher schreibt über den letzten Grund Thomassin: »Constat rursum ab ecclesia maxime Romana ceteras (ecclesias) identidem varia extorsisse privilegia ut cum ipsis magnificentiora quaedam divini cultus indumenta communicarentur, Antiquissimas enim et pretiosissimas has vestes, et frequenter usurpaverat et retinuerat constantius urbs imperii totius regina. Imperatoriae etiam in veste et ornatu magnificentiae copia maior facta fuerat ecclesiae Romanae. Ab ea ergo effundebantur hi veluti pompae gloriaeque sacerdotalis rivuli in reliquum christianum orbem.«²⁾

2. Fragt man, wann diese Entwicklung vor sich gieng, so können wir mehrere Perioden unterscheiden. Thomassin unterschied deren fünf, besser nehmen wir mit Marriott drei an.

In der ersten Periode (1—400) feierten die Liturgen, wie wir früher gezeigt haben, die heiligen Geheimnisse ganz und gar in der Landestracht, und zwar in den beiden ersten Jahrhunderten gewöhnlich in der Tunika, selten nur in dem den rechten Arm und die Schulter freilassenden Pallium; in den beiden folgenden Jahrhunderten trugen sie immer Tunika und Pallium. Schon am Ende des vierten Jahrhunderts gieng aus den eben erwähnten Gründen manche Veränderung vor sich.

In der zweiten Periode (400—800) wird in der abendländischen Kirche statt des Palliums die Planeta (Kasel) gebraucht, anstatt der Tunika tragen die Diaconen der römischen Kirche die Dalmatika; in der morgenländischen Kirche wird das Pallium durch das Phelonium (eine Art Kasel) verdrängt. Wichtiger als diese Veränderung war die eben aus Thomassin angedeutete, später näher zu besprechende Aufnahme mehrerer profaner Kleidungsstücke unter die liturgischen. Es wurden nämlich in dieser Periode zu liturgischen Gewändern erhoben Manipel, Stola und (erzbischöfliches) Pallium, in der morgenländischen Kirche Encheirion (Epimanifion), Epitrachelion (Orarium), und Omophorion genannt, wozu in beiden Kirchen das im ganzen Alterthume gebräuchliche Cingulum kommt. Auch Stab und Ring waren in dieser Periode schon das Abzeichen des Bischofs. Aus dem 28. Canon der vierten, unter Isidor von Sevilla zu Toledo abgehaltenen Synode (633) erfahren wir, welche liturgischen Gewänder um diese Zeit schon allgemein waren. „Wenn ein ungerecht abgesetzter Bischof oder Priester oder Diakon in einer späteren Synode als unschuldig erkannt wird, so muß er seinen ver-

¹⁾ De ecclesiasticarum rerum exordiis et incrementis c. 25, ed. Monachii 1890, p. 72. — ²⁾ Nova et vetus discipl. eccles. p. I. l. II. c. 47, n. 4, ed. Moguntiae 1787, II. 327.

lorenen Grad wieder vor dem Altare zurückhalten, und zwar der Bischof durch Empfang des Drarium (Stola), des Ringes und des Stabes, der Priester durch Empfang des Drarium und der Planeta (Kasel), der Diacon durch Empfang des Drarium und der Albe.¹⁾

In die dritte Periode (800—1200) fällt die völlige Ausbildung der liturgischen Gewänder. Diese weitere Entwicklung erklärt sich dadurch, daß man vom neunten Jahrhunderte anfang, die liturgischen Gewänder des neuen Testaments mit denen des alten zu vergleichen, nach Aehnlichkeit zwischen beiden zu suchen, wo keine waren, und die heiligen Kleider nach dem Vorgange älterer Schriftsteller symbolisch zu deuten, wie aus den Worten des genannten Walafrius Strabo ersichtlich ist. „Addiderunt in vestibis sacris alii alia vel ad imitationem eorum, quibus veteres utebantur sacerdotes vel ad mysticae significationis expressionem.“²⁾ Man fügte nach dem zehnten Jahrhunderte, wo eine große Zahl bedeutender Liturgiker, theilweise aus der Reihe der Bischöfe, blühte, um dieser Analogie willen einige ganz neue Gewänder zu den alten (bischöflichen) hinzu, z. B. das Rationale (eine Art Brustschild), wodurch die scheinbare Verwandtschaft der Pontifical-Gewänder mit den betreffenden Kleidern des Hohenpriesters im alten Bunde äußerlich noch mehr hervortrat. Wenn Walafrius († 849) noch schreiben konnte: „numero suo antiquis respondent“ und nur acht liturgische Kleidungsstücke aufzählen weiß: „dalmatica, alba, mappula, orarium, cingulum, sandalia, casula et pallium“, so erfahren wir von dem großen Papste Innocenz III. († 1216), daß zu seiner Zeit deren nicht weniger als 18 gebraucht wurden, über deren Bedeutung er in seinem Buche über die heilige Messe ausführlich handelt (I. I. c. 48—58). Ueber diese Zahl ist man nicht hinausgegangen, denn seitdem wurde kein liturgisches Gewand mehr hinzugefügt.³⁾

3. Wie die Kirche bis dahin keine allgemein verpflichtende Vorschriften über Form und Schnitt der liturgischen Gewänder erlassen hatte, so that sie es auch später nicht; nur schärfte sie immer wieder von neuem ein, dieselben sollten reinlich, decent und geeignet sein, und wenn sie unbrauchbar geworden seien, sollten sie nicht zu profanen Zwecken verwendet werden. So hielt man sich bis zum 16., theilweise bis ins 17. Jahrhundert hinein an das durch fast tausendjährigen Gebrauch geheiligte Herkommen. Seitdem aber fieng man (vielerorts, selbst in Rom) an, theils aus Nützlichkeitserwägungen, theils der Kunststrichtung der Zeit folgend, theils aus Unkenntnis der tieferen Bedeutung der liturgischen Kleider an der Form zu ändern, ohne daß die Kirche dagegen Einsprache erhob.

¹⁾ Harduin, Coll. concil. III, 586. — ²⁾ De exordiis c. 25, ed. cit. p. 73. — ³⁾ Vergl. Marriott, Vestiarium christianum XXVII. seqq.; Kraus, Geschichte der christl. Kunst I, 531 f.

hätte. Die größte Veränderung erlitt die Kasel, welche schon seit dem 13. Jahrhunderte immer mehr von ihrer ursprünglichen, glockenähnlichen Form verloren hatte und nun in der Rococozeit zu der noch jetzt gebräuchlichen Baßgeigenform zugestutzt wurde. Man überließ die Anfertigung der liturgischen Kleider dem herrschenden Industrialismus und dem Geschmacke der einzelnen. „So kam es, um uns der Worte Jakobs zu bedienen, daß wie in Stoff und Farbe und Dessin, so auch in der Form die für den gottesdienstlichen Gebrauch bestimmten Gewänder an vielen Orten weder den Anforderungen der Liturgie, noch weniger denen der Kunst entsprachen. Wir bemerken hier nur zweierlei. Vor allem unterscheiden sich unsere Paramente von den älteren durch eine auffallende Kleinheit, sowie durch einen Schnitt, welcher gar oft kaum mehr ahnen läßt, welches die ursprüngliche Form dieser oder jener kirchlichen Kleidung gewesen sei. Für's zweite haben die kirchlichen Kleider den Charakter eines Gewandes durch die eigenthümliche Steifheit verloren, welche von untergelegtem Zeug oder gar Pappe und Fischbein herrührt. Man wird so lange an eine eigentliche Reform der kirchlichen Paramente nicht denken können, so lange nicht dieses Steifen der Stoffe, wohl nur ob der geringen Dauerhaftigkeit dieser selbst angewendet, ganz beseitiget, und dem Gewande wieder seine natürlich fließende, und darum auch faltenreiche und volle Form gegeben wird.“¹⁾

Es sind erst einige Jahrzehnte her, daß der um die Hebung der kirchlichen Kunst so hochverdiente August Reichensperger noch schreiben konnte: „Die liturgischen Gewänder werden joviel nur immer thunlich, dem Geiste der Zeit angepaßt. Sah ich doch mit eigenen Augen an dem Laden einer Paramentenhandlung ein Bluviale für den Muttergottesdienst ausgehängt, auf dessen Rückseite ein heidnischer Sarkophag abgebildet war, über welchen eine gar sentimentale Trauerweide ihre „grünen Haare“ herabhängen ließ, während zur Seite pausbackige Genien eine ziemlich vollständige Janitscharen-Musik aufführten. Es fehlte eben nur noch die Pyramide des Cestius im Hintergrunde.“²⁾ Freilich ist in den letzten Jahrzehnten für die Wiederherstellung einer würdigen Cultkleidung sehr viel geschehen; es werden wieder wie im Mittelalter in Klöstern und Instituten kirchliche Paramente angefertigt, die hinter den besten mittelalterlichen Leistungen nicht zurückstehen. Aber es muß noch weit mehr geschehen, soll überall wieder eine der Heiligkeit des Ortes und der Handlung entsprechende Cultkleidung die noch vielfach im Gebrauche befindlichen, unwürdigen Paramente verdrängen. „Es versteht sich übrigens von selbst, daß die durch Willkür entstandenen Schäden nicht durch neue Willkür, wie sie in den Einzelversuchen einer solchen Reform fast immer sich einschleicht, geheilt werden

¹⁾ Jakob, Die Kunst im Dienste der Kirche, 4. Aufl. S. 349. — ²⁾ A. Reichensperger, Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart, 3. Aufl. Trier 1860. S. 120.

können. Eine allgemeine Rückkehr zu würdigeren Formen kann nicht herbeigeführt werden durch beliebige Nachahmungen älterer Muster aus verschiedenen Perioden, sondern nur durch die Wiederbefolgung von kirchlichen Bestimmungen, die allgemeine Bedeutung haben, durch Beachtung des diesen am nächsten kommenden Usus in den ersten Kirchen Roms, oder durch erneuerte und genauere Vorschriften der Kirche selbst.“¹⁾ — Wir haben mit dieser Darstellung die von uns anfangs gesteckten Zeitgrenzen weit überschritten, wie wir auch im Folgenden die priesterlichen Gewänder nicht nur vom archäologischen Standpunkte behandeln werden.

3. Farbe.

1. Schon im ersten Artikel haben wir einige Stellen angeführt, aus denen hervorgeht, daß für die Feier des Gottesdienstes im Alterthume weiße Gewänder verwendet wurden, die bei den Römern häufig mit dem farbigen Zierstreifen (*clavus*) versehen waren. Die weiße Farbe galt schon den Heiden als die für den Gottesdienst allein passende, weil sie als ein Zeichen und Symbol der Freude angesehen wurde. Wie aus Stellen der alten Schriftsteller erhellt, bedienten sich nicht nur die Priester der Römer und Griechen, sondern auch die der Syrer, Araber, Perser, Germanen und Gallier bei der Opferfeier weißer Kleider.²⁾ So sagt Cicero: „color albus praecipue decorus deo est tum in ceteris, tum maxime in textili, tincta vero absint, nisi a bellicis insignibus“;³⁾ und Ovid singt:

„Vestibus intactis tarpejas itur ad arces
Et populus festo concolor ipse suo est.“⁴⁾

Zumal die Feste des Jupiter, der Ceres und des Herkules wurden in weißen Gewändern gefeiert. Von Pythagoras wird berichtet, daß er immer weiße Gewänder trug⁵⁾ und von seinen Schülern, daß sie den Göttern immer in weißen Kleidern opferten⁶⁾, und Plato, dem Cicero die oben angeführten Worte entnimmt, lehrt ebenfalls ausdrücklich, den Göttern gezieme die weiße Farbe, vorzüglich an den Kleidern, die man ihnen weihe.⁷⁾ Auch ist es hinlänglich bekannt, daß die Römer bei festlichen Gelegenheiten immer weiße Gewänder, weiße Tuniken und Togen trugen, daß die Amtsbewerber in glänzend weißer Toga einhergingen; ebenso daß sie zum Zeichen der Trauer dunkle, selbst schmutzige Kleider anlegten.⁸⁾

Bei den Juden waren außer der weißen Farbe an der Cultkleidung noch drei andere Farben von Moses vorgeschrieben; sie dienten nicht nur dazu, die Pracht und Schönheit der Gewänder zu

²⁾ Jakob, a. a. O. — ³⁾ Vergl. Sigis. Selmann, De colore sacro et speciatim vestitus sacerdotalis, Wittenberg 1707. — ⁴⁾ De legibus l. II. § 45.

— ⁵⁾ Fasti l. I. v. 79. — ⁶⁾ Ἐσθλῆτι ἐργάζτο λευκῇ καθαρᾷ. Jamblichus in vit. Pythag. c. 28. — ⁷⁾ Θεοῖς μετ' εὐφροσύνης λευχεύουσιν καὶ ἀψύχουσι. Diog. Laert. in vit. Pythag. — ⁸⁾ De legibus l. XII. § 956. Vergl. auch Ruinart, Acta Martyrum, ed. Ratisb. 1859, p. 306. — ⁹⁾ Cicero pro Ligario c. 11.

heben, sie hatten auch noch eine symbolische Bedeutung, wie auch Flavius Josephus ausdrücklich es hervorhebt¹⁾. Die vier Farben waren: Weiß, das Symbol der Unschuld, der Heiligkeit; Dunkelgrau, als Farbe des Himmels das Symbol der göttlichen Offenbarung, des Glaubens; Hellroth, als Farbe des Blutes und des Feuers deutet auf die Liebe und das Opfer, durch welches der Zorn des beleidigten Gottes versöhnt wird, und endlich Dunkelroth, das Symbol der königlichen Majestät, der göttlichen Macht und Würde.²⁾

Für die Kleider der Christen verlangt Clemens von Alexandrien die weiße Farbe, und er spricht sich sehr scharf gegen die gefärbten Stoffe aus: „Für Menschen, die weiß (unschuldig) und innerlich noch nicht verdorben sind, paßt es sich, weiße, aber nicht seltene und kostbare Kleider zu tragen (τοὺς δὲ λευκοὺς καὶ οὐ νόθους τὰ ἔνδον λευκαῖς καὶ ἀπεριέργαις ἀρμολιώτερον ἐσθῆσσι γρησθαι). Wenn man andere Farben wolle, so genüge an und für sich die Naturfarbe. . . Purpurne Kleider solle man den Schauspielern überlassen. Die färbisch gefärbten Stoffe, die olivengrünen oder blaßgrünen, die rosafarbenen und scharlachrothen und unzählige andere seien eine Erfindung verderblicher Ueppigkeit.“³⁾ Tertullian sagt sogar, daß diese Farben vom Teufel, nicht von Gott herkommen.⁴⁾ Wenn schon von den gewöhnlichen Gläubigen weiße Kleider verlangt wurden als ein Zeichen der Reinheit und ein Bild der Wahrheit, dann können wir umsomehr von den Liturgen annehmen, daß sie nur in weißen Gewändern das reine und unentwehte Speiseopfer darbrachten. Und in der That schreiben die apostolischen Constitutionen den Liturgen ein weißes Gewand (λευπρὸν ἐσθῆτα) vor, ebenso der hl. Hippolytus (c. 37). Auch der hl. Hieronymus schreibt: „Quae sunt inimicitiae contra Deum? si episcopus, presbyter, diaconus et reliquus ordo ecclesiasticus in administratione sacramentorum in candida veste processerit?“⁵⁾ Gregor von Tours spricht von „vielen Priestern in weißen Gewändern“⁶⁾ und der heil. Gregor von Nazianz von den Diaconen, die „in schneeweißen Kleidern“ am Altare dienen.⁷⁾ — Dürfen wir den Forschungen von H. Forrer (Frühchristliche Alterthümer), auf welche wir noch zurückkommen, Glauben schenken, dann sind allerdings schon in frühchristlicher Zeit buntfarbige liturgische Gewänder mit prachtvollen Besätzen nicht selten in Gebrauch gewesen.

Blieb die weiße auch die gewöhnliche Farbe der liturgischen Gewänder bis ins zwölfte Jahrhundert, so steht doch aus schriftlichen und monumentalen Zeugnissen fest, daß schon in der ersten Hälfte des Mittelalters auch Paramente mit rother, grüner, violetter

¹⁾ Antiquit. l. III. c. 7. n. 6. — ²⁾ Vergl. Goethe, Zur Farbenlehre, Bd. 1. § 758 ff. — ³⁾ Paedag. l. II. c. 10, edit. Colon. 1678, p. 201.

⁴⁾ De habit. mul. c. 8. — ⁵⁾ I Adver. Pelag. l. I. — ⁶⁾ Hist. Franc. l. II c. 23. — ⁷⁾ In Somn. de templ. S. Anast. Opp. omnia Basel 1571, p. 937.

oder schwarzer Farbe in Gebrauch waren. So wurde in der Absis der Kirche des hl. Benantius in Rom dieser Heilige und der Erbauer der Kirche, Papst Johann IV. († 641) mit Gewändern von „dunkelblauer Farbe“ dargestellt. Gregor der Große trug auf dem schon früher erwähnten Bilde¹⁾ eine „kastanienfarbige“ Kasel, der heilige Bischof Augustin, der Apostel von England († 604), schenkte seinem Schüler Vivinus eine „purpurfarbige Kasel, gleichsam als ein Vorzeichen seines Martyriums“ und im Kloster des hl. Richard wurden im Jahre 813 40 kastanienfarbige, fünf schwarze, fünf goldgelbe, drei gelbliche Kaseln aufbewahrt.²⁾

Weil die Farben der liturgischen Gewänder durch kein allgemein verpflichtendes Gesetz reguliert waren, und andererseits die Seidenstoffe das frühere Mittelalter hindurch in sehr hohem Werte standen,³⁾ so entschied meistens das Vermögen der einzelnen Kirchen oder auch die Ansicht der Kirchenvorsteher über die Wahl der Farben. Bis zum 13. Jahrhundert hatte sich indes in der römischen Kirche durch den Gebrauch eine bestimmte Ordnung ausgebildet, welche von Innocenz III. beschrieben wird, und woraus wir erfahren, daß damals in Rom die weiße, grüne und rothe Farbe an denselben Tagen und bei denselben Gelegenheiten gebraucht wurde wie auch heute noch. Im Advent, von Septuagesima bis Ostern, an Buß- und Bittagen gebrauchte man jedoch die schwarze anstatt wie jetzt gebräuchlich die violette Farbe. Der violetten Farbe bediente man sich nur am Feste der unschuldigen Kinder und am Sonntag Väterc. Aber schon zur Zeit des großen Liturgikers Durandus († 1296) wurde die violette an denselben Tagen wie heute gebraucht.⁴⁾ Erst durch Pius V. wurde der Gebrauch der fünf Farben: Weiß, Roth, Grün, Violett und Schwarz für alle Kirchen, welche den römischen Ritus haben, vorgeschrieben.⁵⁾

Nicht liturgisch und von der Kirche ausdrücklich verboten sind⁶⁾: Hellblau, als Farbe des Himmels, Symbol der Wahrheit und Treue; Gelb, als Farbe der Sonne, Sinnbild der Güte Gottes, aber auch Zeichen der Treulosigkeit und Falschheit (weshalb Judas der Verräther häufig mit gelbem Gewande abgebildet wurde)⁷⁾; Grau, das Symbol der Abtötung und Buße. Paramente, welche ganz oder zum

¹⁾ Das Bild hat sich nicht erhalten; die jetzigen Darstellungen in S. Gregorio und S. Sabas in Rom wurden wahrscheinlich nicht, wie früher gesagt worden ist, nach alten Vorlagen, sondern nach der Beschreibung, welche Johannes Diaconus gibt, am Ende des Mittelalters angefertigt, entbehren daher der historischen Autorität. — ²⁾ Vergl. Krazer, De apost. nec non antiquis ecclesiae ritibus p. 279 seqq. — ³⁾ Vergl. Boß, Geschichte der liturgischen Gewänder II, 32 ff. — ⁴⁾ Rationale I. III. c. 18. — ⁵⁾ S. R. C. 27. Juni 1868. Indes haben mehrere Erzbischöfe Spaniens vom heiligen Stuhle das Privileg erhalten, am Feste der unbefleckten Empfängnis Mariens hellblaue Paramente tragen zu dürfen. — ⁶⁾ Ecclesia quinque coloribus uti consuevit: albo, rubeo, viridi, violaceo et nigro. Miss. Rom. Rubr. gen. tit. XVIII, n. 1. — ⁷⁾ Müller und Mothes, Archäologisches Wörterbuch, Berlin 1877, I, 394 (s. v. Farbe). —

größten Theile aus Goldstoff gefertigt sind (*paramenta revera ex auro maxima ex parte contexta*), dürfen statt weißer, rother und grüner Ornate gebraucht werden.¹⁾ Auch hat die Kirche eine solche Vermischung der Farben an demselben Paramente verboten, daß man eine Haupt- oder Grundfarbe nicht mehr deutlich erkennen kann,²⁾ wie sie auch verboten hat, doppelfarbige Gewänder für beide Farben zu gebrauchen, z. B. eine weiße Kasel mit rothem Kreuz für Weiß und Roth; ein solches Parament darf nur für eine bestimmte Farbe getragen werden; der mittlere Theil gilt als Ornament.

In der griechischen Kirche fehlt die tiefsinnige Farbensymbolik der Paramente. Bei den Griechen, bemerkt der Dominikaner Goar, der lange Zeit in den griechischen Inseln als Missionär thätig war, und dessen Werk über die griechischen Riten bis heute noch nicht übertroffen ist, stehen die weißen und rothen Gewänder im besondern Werte. Die weiße Farbe gebrauchen sie während des ganzen Jahres an allen Festen, während sie die rothe Farbe in der Fastenzeit und beim Trauergottesdienst anwenden, da ihnen Roth als ein Zeichen des Schmerzes und der Trauer gilt.³⁾

2. Die symbolische Bedeutung der liturgischen Farben ist von Innocenz III. in einem eigenen Capitel seiner herrlichen Meß-Erklärung weitläufig angegeben, die späteren Liturgiker haben im allgemeinen wenig Neues hinzugefügt. Wir lassen darum die Stelle aus dem Werke des großen Papstes hier unverfürzt folgen: Von den vier Hauptfarben, in die je nach Eigenthümlichkeit der Festtage die Gewänder sich scheiden. Es gibt vier Hauptfarben, nach welchen die römische Kirche, gemäß der Eigenthümlichkeit der Tage, die heiligen Gewänder unterscheidet: die weiße, die rothe, die schwarze und die grüne. Denn auch an den Gewändern unter dem Geseße waren vielerlei Farben: Weiß, Purpur, Scharlach und Gelb. Weiße Gewänder werden angezogen an den Festtagen der Bekenner und Jungfrauen, rothe bei den Feierlichkeiten der Apostel und Blutzeugen, weswegen die Braut im Hohenliede sagt: „Mein Geliebter ist weiß und röthlicht, ausersesehen aus Tausenden.“⁴⁾ — Diese sind die Rosenblüte, jene die Lilien in den Thälern. Weißer Gewänder hat man sich daher zu bedienen an den Festtagen der Bekenner und Jungfrauen, wegen ihrer Makellosigkeit und Unschuld. „Denn weiß, heißt es, sind Nazaräer und immerdar wandeln sie mit ihm in weißen Kleidern,“⁵⁾ „denn sie sind Jungfrauen und folgen dem Lamm, wohin es geht.“⁶⁾ Deswegen hat man sich weißer Kleider zu bedienen an nachstehenden Festtagen: an denjenigen der Engel, von deren Lichtweiße der Herr zu dem Teufel sagt: „Wo warst du, als mich die Morgensterne priesen?“⁷⁾ Ferner bei der Geburt des Er-

¹⁾ S. R. C. 28. April 1866. — ²⁾ S. R. C. 23. September 1839. —

³⁾ Goar, *Euchologium Graecorum*, ed. Venet. 1730, p. 97. — ⁴⁾ Hohelied 5, 10. — ⁵⁾ Mathei. 24, 7. — ⁶⁾ Offenb. 14, 4. — ⁷⁾ Job 38, 7.

lösers und seines Vorläufers, weil beide rein geboren sind, das heißt ohne Erbsünde. „Der Herr fuhr empor auf einer lichten Wolke“, das heißt, er nahm sein Fleisch frei von aller Sünde und „gieng nach Aegypten“¹⁾, das heißt, er kam in die Welt, wie der Engel zu der Jungfrau sprach: „Der heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten.“²⁾ Johannes, wiewohl in Sünde empfangen, wurde doch geheiligt in seiner Mutter Leib, gemäß jenem Prophetenwort: „Bevor du aus deiner Mutter Leibe giengest, habe ich dich geheiligt.“³⁾ Denn auch zu Zacharias sagte der Engel: „Noch in der Mutter Leib wird er des hl. Geistes voll werden.“⁴⁾ — Sodann bedient sich die Kirche weißer Kleider am Feste Epiphanie, wegen des Glanzes jenes Sternes, der die Magier leitete, nach dem Propheten: „Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanze deiner Wahrheit.“⁵⁾ Weiter am Tage Mariä Reinigung, wegen Marias Reinheit, welche nach Simeons Gesang „ein Licht darbrachte, zu erleuchten die Heiden und zum Preise des Volkes Israel.“⁶⁾ — Am Grünen Donnerstag wegen der Bereitung des Christmas, was zur Reinigung der Seele geweiht wird. Denn auch das evangelische Lesestück empfiehlt bei dieser Feierlichkeit vornehmlich die Reinheit. „Wer gewaschen ist, sagt der Herr, bedarf nur, daß ihm die Füße gewaschen werden, sonst ist er ganz rein“;⁷⁾ und hinwiederum: „Wenn ich dich nicht waschen soll, so wirst du keinen Antheil an mir haben.“⁸⁾ — An Ostern wegen des Engels als Zeugen und Boten der Auferstehung, welcher in weißem Gewande erschien, wovon Matthäus sagt: „Sein Antlitz war wie ein Blitz und sein Kleid wie Schnee.“⁹⁾ Bei der Himmelfahrt wegen der weißen Wolke, auf der Christus gen Himmel fuhr. „Denn es standen zwei Männer bei ihnen in weißen Kleidern, welche sprachen: Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr hier und blicket zum Himmel auf?“¹⁰⁾ — Es wird auch nicht unnöthig sein anzumerken, daß, obwohl bei der Weihe eines Bischofs von den Weihenden und Zudienenden immer solche Gewänder müssen getragen werden, wie es die Eigenthümlichkeit der Tage bringt (nur der zu Weihende muß stets weiße Kleider tragen), bei der Weihe einer Kirche hingegen jederzeit, an welchem Tage auch dieselbe stattfindet, weiße Kleider genommen werden müssen. Denn bei der Weihe eines Bischofs wird die Messe der betreffenden Tage gesungen, bei der Weihe einer Kirche aber die Einweihungs-Messe gelesen. Darum wird auch die Kirche mit dem Namen einer Jungfrau begrüßt, gemäß dem Ausspruch des Apostels: „Ich habe euch getraut

¹⁾ Jf. 19, 3. — ²⁾ Luc. 1, 35. — ³⁾ Jerem. 1, 5. — ⁴⁾ Luc. 1, 15.
— ⁵⁾ Jf. 60, 3. — ⁶⁾ Luc. 2, 32. — ⁷⁾ Joh. 13, 10. — ⁸⁾ Joh. 13, 8. —
⁹⁾ Matth. 28, 3. — ¹⁰⁾ Apostelgesch. 1, 11.

cinem Manne, daß ich Christo eine reine Braut zu-
brächte“; ¹⁾ von welcher im Hohenliede der Bräutigam sagt: „Du
bist ganz schön meine Freundin, und kein Makel ist an
dir. Komm vom Libanon, meine Braut, komm vom
Libanon, komm!“ ²⁾

Rother Kleider hat man sich zu bedienen an den Festtagen
der Apostel und Märtyrer, wegen des Blutes der Leiden, was sie
für Christus vergossen haben. Denn sie sind es, „welche kommen
aus großer Trübsal und ihre Kleider gewaschen haben
in dem Blute des Lammes.“ ³⁾ — Ferner sind sie vorgeschrieben
für das Fest des heiligen Kreuzes, an welchem Christus für uns sein
Blut vergossen hat; darum wir bei dem Propheten lesen: „Warum
ist dein Kleid roth, wie die Füße des Kelterers.“ ⁴⁾ (Viel-
leicht jedoch möchte man an dem Feste des Kreuzes zweck-
mäßiger weißer Kleider sich bedienen, weil es nicht das Fest der
Leiden, sondern der Erfindung oder Erhöhung des Kreuzes ist). —
Am Pfingstfeste, wegen der Blut des heiligen Geistes, der in feurigen
Zungen über den Aposteln sichtbar ward. „Denn es erschienen
über ihnen getheilte Zungen, wie Feuerflammen, und
setzten sich über einen jeden von ihnen.“ ⁵⁾ Darum sagt der
Prophet: „Er sandte vom Himmel Feuer in meine Ge-
beine.“ ⁶⁾ Wiewohl man am Martyrfeste der Apostel Petrus und
Paulus rother Gewänder sich zu bedienen hat, so werden doch an
den Festen der Bekehrung und der Stuhlfeier weiße angezogen, iowie
dieses auch bei der Geburt des hl. Johannes des Täuflers geschehen
mag; für den Tag seiner Enthauptung sind rothe vorgeschrieben.
Wird das Fest eines Solchen gefeiert, der Martyr und Jungfrau
zugleich ist, so geht das Martyrthum der Jungfrauschaft vor als
Zeichen der vollkommensten Liebe, wie die Wahrheit sagt: „Eine
größere Liebe hat niemand, als daß er sein Leben ein-
setze für seine Freunde.“ ⁷⁾ Daher bedienen sich einige rother
Gewänder auch am Feste Allerheiligen, andere aber, wie der römische
Hof, weißer; obwohl nicht bei demselben, so doch von demselben die
Kirche sagt, daß die Heiligen nach der Offenbarung Johannis, „im
Angezicht des Lammes stehen, angethan mit weißen
Kleidern und mit Palmen in den Händen.“ ⁸⁾

Schwarze Gewänder sind anzuziehen an den Tagen der
Trauer und Fasten, für die Sünde und für die Verstorbenen, dem-
nach von dem Advent bis am Vorabend vor Weihnacht, und in der
Septuagesima bis Charfreitag; denn die Braut sagt im Hohen-
liede: „Ich bin schwarz aber wohlgestaltet, ihr Töchter
Jerusalems, wie die Gezelte von Cedar, wie die Teppiche
Salomons. Schaue mich nicht an, daß ich so röthlich

¹⁾ 2 Cor. 11, 2. — ²⁾ Hohelied 4, 7. — ³⁾ Offenb. 7, 14. — ⁴⁾ Jf. 63, 2.
— ⁵⁾ Apostelg. 2, 3. — ⁶⁾ Klagel. 1, 13. — ⁷⁾ Joh. 15, 13. — ⁸⁾ Offenb. 7, 9.

bin, die Sonne hat mich gebräunt.“¹⁾ — Am Tage der unschuldigen Kinder, behaupten die einen, müsse man schwarzer, andere, rother Gewänder sich bedienen. Jene der Trauer wegen: „weil eine Stimme in Rama gehört worden ist, viel Weinen und Klagen, weil Rachel ihre Kinder beweinte und sich nicht wollte trösten lassen, da sie dahin waren.“²⁾ Denn aus gleichem Grunde verstummen die Gesänge der Freude, und setzt sich der Bischof die goldgewirkte Mitra nicht auf. Diejenigen, welche für die rothen Gewänder sind, sagen, das Marterthum fordere solche, und dessen erwähne die Kirche ausdrücklich, denn sie verkünde: „Am Throne Gottes riefen die Heiligen: räche unser Blut, das vergossen worden ist, o unser Gott!“³⁾ Wegen der Trauer, auf welche das Verstummen der Freudengesänge hinweist, ist die Mitra nicht in Goldstoff prangend, und sollte man des Marterthums wegen rother Kleider sich bedienen. Jetzt bedienen wir uns violetter, wie am Tage, da man singt: „Freue dich Jerusalem!“ Wegen der Freude, welche durch die goldene Rose angedeutet wird, trägt an dem benannten Tage der Papst die golddurchwirkte Mitra, wegen der Fasten aber violenfarbene Gewänder.

Noch ist übrig zu bemerken, daß an den Wochen- und an den gewöhnlichen Tagen grüne Gewänder getragen werden, weil die grüne Farbe die Mitte hält zwischen der weißen und der schwarzen. Diese Farbe wird ausgedrückt in den Worten: „Cypern mit Narde, Narde und Safran.“⁴⁾

An diese vier Farben schließen die übrigen sich an: an die rothe die blaue, an die schwarze die violette, an die grüne die gelbe; wiewohl einige die rosenfarbige zu den Märtyrern, die safrangelbe zu den Bekennern, die lilienweiße zu den Jungfrauen in Beziehung treten lassen.⁵⁾

4. Aufbewahrung.

Seitdem die für das heilige Opfer dienenden Kleidungsstücke im profanen Leben nicht mehr getragen werden durften, werden dieselben, wenn die Verhältnisse es gestatteten, mit den heiligen Gefäßen auch wohl in einem besonderen Raume aufbewahrt worden sein. Von den kirchlichen Gefäßen ist diese Aufbewahrung seit der Mitte des vierten Jahrhunderts bezeugt. Die Synode von Laodicea verordnete nämlich um diese Zeit, „daß die Diener (Subdiaconen) ihren Platz nicht in dem Diaconikum haben und die (dort befindlichen) heiligen Gefäße nicht berühren sollten“ (can. 21).⁶⁾

¹⁾ Hohelied 1, 4. — ²⁾ Matth. 2, 18. — ³⁾ Offenb. 6, 9 ff. — ⁴⁾ Hohelied 4, 14. — ⁵⁾ Sechs Bücher von den Geheimnissen der heiligen Messe, I. c. 65. Uebersetzt von Hurter, Schaffhausen 1845, S. 61 ff. Von neuern Liturgikern handelt über die Symbolik der liturgischen Farben am besten Gühr in seiner bekannten Erklärung des heiligen Messopfers, § 30. — ⁶⁾ Hefele, Conciliengeschichte I², 764.

Unter dem Diaconikum versteht Hefele mit Recht die Sacristei, worin nicht nur die heiligen Gefäße, sondern auch die heiligen Gewänder aufbewahrt wurden. Kammen auch die heiligen Gewänder nicht in so unmittelbare Berührung mit dem Allerheiligsten wie die heiligen Gefäße, so mußten doch auch sie durch den Gebrauch am Altare als geheiligt erscheinen, und darum kann man mit Recht annehmen, daß sie um diese Zeit, vielleicht auch schon früher, im Sacretarium¹⁾ (Sacristei) aufbewahrt wurden. Ungefähr 150 Jahre später erließ auch die Synode von Dovin in Armenien (527) eine derartige Bestimmung: „Die Geräthe der Kirche (wozu jedenfalls die Gewänder der Kirche zu rechnen sind) soll der Erzpriester bewahren; er soll in der Kirche wohnen“ (can. 15).²⁾ Für die späteren Zeiten ist die Aufbewahrung der priesterlichen Gewänder in einem besonderen Raume besser bezeugt. Die Belegstellen finden wir schon bei Cardinal Bona zusammengestellt. Das älteste Zeugnis haben wir nach ihm in dem alten Ordo Missae bei Ménard (p. 273), wo es heißt: „sacerdos in vestiario ceterique ministri sanctis vestibus iuxta ordinem induantur.“ Ferner erzählt Fortunatus († 603) von der hl. Radegundis: intrans in sacretarium monachae vestibus induitur.“ Auch Papst Gregor der Große deutet es an, wenn er an Marianus, Erzbischof von Ravenna, schreibt,³⁾ er dürfe das Pallium nur in der eigenen Kirche tragen und zwar solle er es nur bei der feierlichen Darbringung des heiligen Meisopfers im Saluatorium (einem besonderen Theile der Sacristei) anlegen und nach Beendigung der heiligen Messe daselbst auch wieder ablegen.⁴⁾ Ohne Zweifel kann man aus den angeführten Stellen schließen, daß um diese Zeit die heiligen Gewänder in der Sacristei aufbewahrt wurden.

5. Einsegnung.

Daß man schon im vierten Jahrhundert angefangen habe, die kirchlichen Gewänder einzussegnen, wie Winterim⁵⁾ annimmt und Hefele des weiteren zu beweisen sucht, halten auch wir für wahrscheinlich, aber auch nur für wahrscheinlich; denn die von letzterem für eine so frühzeitige Benediction angeführten Argumente vermögen nicht vollständig zu überzeugen, da sie nicht einwandfrei sind. Wo nämlich der Kirchenschriftsteller Sozomenus⁶⁾ von der Einweihung der Kirche, die Kaiser Constantin der Große auf dem Calvarienberge erbaut hatte, redet, erwähnt er ausdrücklich, daß die für diesen Zweck besonders zusammengekommenen Bischöfe mit der Kirche zugleich die vom Kaiser geschickten Kostbarkeiten und Geschenke (κρηπίδες τε καὶ ἀνὰθηματα) geweiht hätten, und wir können als sehr wahrscheinlich annehmen, daß sich unter letzteren auch prachtvolle

¹⁾ Winterim, Denkwürdigkeiten IV, 1, 140 f. — ²⁾ Hefele, Conciliengeschichte II³, 718. — ³⁾ Epp. IV, 54. — ⁴⁾ Bona, Rer. liturg. l. I. c. 24. n. 2, ed. Antwerp. 1694, p. 281 seq. — ⁵⁾ Denkwürdigkeiten IV, 1, 198 f. — ⁶⁾ Hist. eccl. II. 26.

(Kirchen-) Kleider befanden, zumal in dieser Zeit die für den Gottesdienst bestimmten Gewänder im bürgerlichen Leben nicht mehr getragen werden durften und daher jedenfalls nicht selten aus kostbaren Stoffen angefertigt wurden. Wir sind umsomehr zu dieser Annahme berechtigt, da es ein im Alterthume mehrfach bezeugter Gebrauch war, anderen kostbare Gewänder zum Geschenke zu machen, wie denn auch von demselben Constantin berichtet wird, daß er dem Bischof Makarius von Jerusalem ein heiliges Kleid (ἱερόν στολὴν) geschenkt habe, worin dieser die Spendung der Taufe vornehmen sollte.¹⁾ Aber man kann nicht, wie manche gethan haben, aus dem bloßen Worte ἱερόν oder aus dem Ausdrucke vestes sacratae, wie es in der Verordnung des Papstes Stephanus heißt, auf eine eigentliche Benediction schließen; denn durch den bloßen Gebrauch, selbst durch ihre Bestimmung für den Altardienst wurden die Kleider schon geheiligt, auch wenn sonst keine Benediction hinzukam. Nicht etwa eine Benediction, sondern die Berührung mit dem Allerheiligsten ließ die Palla darum auch so geheiligt erscheinen, daß den Frauen dieselbe zu berühren verboten war. „Eine Frau darf die Palla nicht berühren“ (can. 37), bestimmte die Synode von Auzerre²⁾ im Jahre 578. Von den anderen priesterlichen Gewändern, die weniger nahe mit der heiligen Eucharistie in Berührung kamen, ist ein solches Verbot nicht bekannt. Wenn aber Hefele³⁾ weiter schreibt, daß auf eine Benediction der Kirchenkleider auch die Decrete der alten Synode von Laodicea (can. 21) und Agde (can. 66) hindeuten, wonach dieselben von keinem Laien, ja nicht einmal von einem Subdiacon berührt werden durften, so ist zu bemerken, daß die angeführten Canones nicht von Kirchenkleidern, sondern von Kirchengesäßen reden, zwischen denen jedenfalls hinsichtlich der Heiligkeit ein bedeutender Unterschied obwaltet.

Die erste ausdrückliche Erwähnung dieser Benediction geschieht im Sacramentar Gregors, wo im Ordo zur Weihe der Kirche in dem Gebete für die Segnung der kirchlichen Gegenstände auch die priesterlichen Kleider genannt sind. In einem alten Pontificale, das nach dem gelehrten Benedictiner Martène von Egbert, Bischof von York († 729) herrührt, ist uns das älteste vollständige Formular für die Segnung der priesterlichen Kleider erhalten.⁴⁾ Nach den jetzt geltenden Vorschriften ist die Weihe der Paramente dem Bischöfe vorbehalten, der sie jedoch vermöge der Quinquennial-Facultäten einem einfachen Priester übertragen kann. Ordensobere haben in der Regel das Privilegium, Paramente zu benedicieren, aber nur für ihre Klöster und Kirchen. Die Benediction der liturgischen Kleider vor ihrem Gebrauch ist strenge vorgeschrieben; es bedürfen dieser Benediction: Humerales, Albe, Cingulum, Manipel, Stola, Casel, Dat-

¹⁾ Theodoret, hist. eccles. II, 27. Opp. omnia, Halae, 1771, III, 894.

— ²⁾ Hefele, Conciliengeschichte III, 42. — ³⁾ Beiträge, II, 154 f. — ⁴⁾ Martène, De antiq. eccl. ritib. l. I. c. 8. art. 11.

matif und Tunicella und Schultervelum; ferner die Altartücher, das Corporale und die Palla. „Das Purificatorium kann, muß aber nicht benediciert werden, und geziemend ist auch die Benediction der Burse und des Kelchvelums, die zugleich mit dem Meisgewande benediciert werden. In Nothfällen kann die Facultät zur Benediction präsumiert werden. Der delegierte Priester darf aber nicht das specielle Formular aus dem Pontificale Romanum gebrauchen, sondern er muß das allgemeine, im Missale und Rituale stehende, Formular ohne irgend welche Veränderung nehmen. So ist das erste Formular (*benedictio generalis Indumentorum*) für die Paramente. Hat nun der delegierte Priester nur das eine oder andere Cultkleid, z. B. ein Cingulum, eine Albe oder eine Stola zu benedicieren, so muß er die Formel beibehalten und darf in derselben den Plural nicht in den Singular umändern. Ebenso ist das dritte Formular für die Benediction des Corporale zugleich mit der Palla. Sollten aber nur eine oder mehrere Pallen allein ohne Corporale, oder ein Corporale ohne Pallen benediciert werden, so können sie auch besonders benediciert werden, jedoch ist die Formel ohne Aenderung zu gebrauchen, wie sie im Missale oder Rituale für die Benediction der Corporalien sich findet.“¹⁾

Während in der abendländischen Kirche die Benediction nur einmal vorgenommen wird, segnet in der griechischen Kirche der Priester die einzelnen Gewänder, so oft er sie anlegt. Letzterer Gebrauch scheint an einigen Orten auch in der lateinischen Kirche geherrscht zu haben, wenigstens deutet ein von Ménard herausgegebenes Meisformular Ratolds, Abtes von Corvey, darauf hin.²⁾

6. Bedeutung.

1. Die zahlreichen, bedeutenden Liturgiker vom 8. bis zum 13. Jahrhundert, welche sich auch mit Erklärung der priesterlichen Gewänder befaßt haben, legen denselben ausnahmslos einen höheren, geheimnisvollen Sinn bei. Leicht erklärlich. Hatten nach dem Vorgange des Flavius Josephus³⁾ manche der älteren Schriftsteller und Kirchenväter, z. B. Origenes⁴⁾, Hieronymus⁵⁾, Isidor von Sevilla⁶⁾ die alttestamentlichen Cultkleider mystisch erklärt, was war natürlicher, als daß die Liturgiker des Mittelalters, den Boden der Geschichte verlassend, den neutestamentlichen Kleidern, die sie ja für eine Nachbildung der alttestamentlichen hielten, gleichfalls eine mystische Bedeutung beilegen.

Die Kirche selbst legt ihnen eine geheimnisvolle Bedeutung bei, wie es unzweideutig aus den Gebeten hervorgeht, unter denen der Bischof den Ordinanden die einzelnen Gewänder überreicht (respective denen, welche degradirt werden, wieder abnimmt) und der

¹⁾ Hartmann, Repertorium rituum (7. Aufl.) S. 611 f. — ²⁾ Bona l. c. — ³⁾ Antiquit. l. III. c. 7. n. 7. — ⁴⁾ Homil. 5 in Levitic. — ⁵⁾ Epistola ad Fabiolam, de veste sacerdotali (levitica). — ⁶⁾ Comment. in Exod. c. 51.

Priester sie zur heiligen Messe anlegt. Sie will also auch, daß wir diese Bedeutung anerkennen. Von welcher Absicht sie dabei geleitet wird, ergibt sich aus der Erklärung des Concils von Trient, daß die Kleider angewendet werden, „damit sowohl die Herrlichkeit dieses so großen Opfers (der heiligen Messe) uns gezeigt, als auch die Gemüther der Gläubigen durch die sichtbaren Zeichen der Religion und Frömmigkeit zur Betrachtung der erhabensten Dinge, welche in diesem Opfer verborgen sind, angeregt werden.“ Die Kirche will also durch die heiligen Gewänder gewisse Geheimnisse zum Ausdruck bringen, sie will die einfachen Gläubigen, aber auch die Priester durch dieselben auf die Uebung gewisser Tugenden hinweisen, wie sie ja immer und überall sich des Sinnfälligen bedient, um den Geist der Christen auf das Ueberjinnliche hinzuweisen. Somit wäre es ganz gegen den Geist der Kirche, den liturgischen Gewändern eine tiefere, geheimnisvolle Bedeutung abzusprechen.¹⁾

2. Die liturgischen Gewänder bezeichnen ferner nicht nur im allgemeinen den Priester als Vermittler zwischen Gott und den Menschen, sie charakterisieren nicht nur seine Stellung als eine über das Volk erhabene, nein die einzelnen Gewänder haben nach der Erklärung alter und neuerer Liturgiker und nach dem Sinne der heiligen Kirche, sei es wegen ihrer Gestalt oder Farbe, sei es wegen der Art und Weise, wie man sie anlegt oder trägt, besondere Bedeutungen.

Die neueren Erklärer des Messritus nehmen meistens eine doppelte Bedeutung der einzelnen Gewänder an, eine allegorische und eine ascetisch-moralische. „*Duplicem significationem vestes sacrae habent, quae quidem praepriis ministris, sed etiam populo bene perspecta esse debet, nempe allegoricam, quae respicit Christi passionem. et moralem, quae spectat virtutes sacerdotales.*“²⁾ Diese doppelte Bedeutung leitet sich aus dem Wesen der heiligen Messe her. Als geheimnisvolle Erneuerung des Kreuzesopfers ist die heilige Messe zunächst und hauptsächlich ein Opfer Christi, der sich in derselben seinem himmlischen Vater aufopfert; sodann ist sie auch ein Opfer des Priesters, der sie celebriert. Diesem doppelten Charakter der heiligen Messe gemäß haben auch die bei der Feier derselben gebräuchlichen heiligen Gewänder eine zweifache

¹⁾ Postquam sanctae matri Ecclesiae placuit singularem vestibus sacris usum assignare formamque praescribere easque alio quam ministerii tempore adhibere vetuit ac denique easdem certarum caeremoniarum pompa tradere, particularibusque precibus benedicere incepit, profecto tamquam res sacrae ac symbolicae considerandae sunt. At ridiculus sane mihi foret ille, qui rejectis omnibus symbolicis et mysticis significationibus hic solum causas naturales physicas et necessitatis reperiri contenderet universosque mysticos conceptus debiles et inanes indicaret. Languet, De vero Eccl. sensu circa sacrar. ceremon. usum, § 33. — ²⁾ Müller, Theol. mor. I. III. tit. 1. § 31.

mystische Bedeutung. Zunächst weisen sie hin auf Christus, dann auf den celebrierenden Priester. In Hinsicht auf Christus ergibt sich die allegorische, in Hinsicht auf den Priester die moralisch=ascetische Bedeutung der Cultkleider.

Der allegorische Sinn insbesondere deutet vom unblutigen Opfer auf das blutige Kreuzesopfer: in dem opfernden Priester wird dem betrachtenden Auge der Gläubigen ein Bild des sich für uns auf dem Calvarienberge opfernden Heilandes vorgeführt. Und so bedeuten die liturgischen Gewänder Kleider, welche der göttliche Heiland in seinem Leiden trug, oder Gegenstände, die zu seiner Marter angewendet wurden, aber mit dem großen Unterschiede, „daß bei dem unblutigen Opfer das für den Priester zum Schmucke und zur Zierde gereicht, was bei den blutigen Vorgängen am heiligen Charfreitage dem Gottmenschen zur größten Schmach und Schande angerechnet wurde.“¹⁾

Im moralisch=ascetischen Sinne bedeuten die heiligen Gewänder jene Tugenden, mit denen der opfernde Priester geziert vor dem Allerhöchsten stehen und den Gläubigen voranleuchten soll, so daß er, während er an Stelle Christi seines Amtes waltet, auch in seinen Tugenden ein Abbild Jesu Christi ist, ja gleichsam Christum angezogen hat und in Christum umgewandelt erscheint.²⁾ Welche specielle Tugend die einzelnen Gewänder bezeichnen, läßt sich aus den mittelalterlichen Liturgikern nicht leicht angeben, da sie in der Deutung derselben oft sehr von einander abweichen. Manche Liturgiker entwickeln darüber die tiefstinnigsten Gedanken und finden in jedem Gewande eine Erinnerung an die verschiedensten Tugenden. So besonders der geistreiche und seeleneifrige Bischof von Mende (im Departement Bozere), Wilhelm Durandus (Durandus Mimatensis), der mit wahren Bienenfleiß alles, was bis auf seine Zeit über die Liturgie geschrieben war, gesammelt und in seinem während des ganzen Mittelalters sehr hochgeschätzten Werke *Rationale divinarum officiorum* zusammengestellt hat.³⁾ Auch Benedict XIV. hat in seinem Werke über die heilige Messe viele Deutungen der alten Liturgiker über die heiligen Gewänder aufgenommen.⁴⁾ — Den Sinn, welchen die Kirche den einzelnen Gewändern beilegt, sieht man genau, wie schon gesagt, aus den Gebeten, unter denen sie der Bischof den Ordinanden nach der Vorschrift des Pontificale überreichen oder bei der Degradation wieder abnehmen muß und aus jenen, die der Priester beim Anlegen der liturgischen Kleider vor der heiligen Messe zu verrichten hat.

3 Zwar deuten schon manche der alten Liturgiker wie die neueren, die liturgischen Gewänder in zweifachem Sinne; so Papst Innocenz III.,

¹⁾ Bona, *Tractat. ascet. de Miss. C. 5. § 2*, ed. Antwerp. 1694, p. 121.

— ²⁾ Müller l. c. — ³⁾ Zapf, *Augsb. Buchdruck.-Geschichte I*, 8 zählt 32 Ausgaben der Jahre 1469–1572. — ⁴⁾ *De sacros. sacrif. Miss. l. I. c. 10.* —

Alexander von Hales) und der hl. Bonaventura.²⁾ Innocenz schreibt: „Aliud designant vestes sacerdotales in capite (Christo), aliud figurant in membris.“³⁾ Aber die meisten beschränken die allegorische Bedeutung nicht auf das Leiden Christi; sie dehnen dieselbe vielmehr auf die gottmenschliche Würde des Welterlösers überhaupt aus. Die dritte Bedeutung nennt der alte Rubricist Savantus die anagogische.⁴⁾

„Mögen uns, die wir nunmehr die Geschichte der Liturgie und ihrer einzelnen Formen genauer kennen als die mittelalterlichen Theologen, gar manche ihrer allegorisch-mystischen Deutungen nicht mehr zusagen und als gesucht erscheinen, dieselben geben jedenfalls Zeugnis von dem kindlich frommen Sinn ihrer Urheber und Vertreter, denen übrigens die Kenntniss der Geschichte unseres Cultus keineswegs so ganz mangelte, als man da und dort annimmt.“ Dieses Urtheil Thalhofers (Liturgik I, 69) über die mittelalterlichen Liturgiker im allgemeinen, wenden wir speciell auf ihre Deutungen der liturgischen Gewänder an; darum werden wir auch im folgenden die dritte Deutung umso weniger gänzlich unbeachtet lassen, als sie von Männern herrührt, die von der Kirche theils ihrer großen Frömmigkeit, theils ihrer gebiegenen Wissenschaft wegen immer sehr hochgeschätzt wurden und noch werden.

Der Glaube an die „unbefleckte Empfängnis“ in der Vergangenheit Ungarns.

Von Rector Jos. Fischer in Raab (Ungarn).

Der Clerus der Diöcese Mailand besitzt mit Erlaubnis des heiligen apostolischen Stuhles für das Fest der unbefleckten Empfängnis ein eigenes Officium, worin ein Hymnus folgende Stelle enthält:

O virgo, sole purior
Conceptu in ipso prodiens
Sic Te salutat credita
Petro docenti Ecclesia
Sic labis omnis integram
Te saecula tradunt conscia
Sic praesulum, sic gentium
Vota triumphant dogmate.

Welcher Antheil an der Verherrlichung (Mariä) durch die Oberhirten und Völker auch in Ungarn zukommt, soll hier in Kürze erwiesen werden.

Die Erörterung dieser Frage zerfällt in zwei Theile, und zwar I. Wann und in welcher Form offenbart sich der Glaube an die

¹⁾ Sent. III. q. 37 membr. 6 art. 1. — ²⁾ Opera omnia ed. Lugdun. 1667, VII, 73 seqq. — ³⁾ De myst. Miss. l. I. c. 34. — ⁴⁾ Thesaurus sacr. Rituum, p. II., tit. 1, ed. Antwerp. 1646, p. 97.

unbefleckte Empfängnis? II. Wann finden wir in der Kirche Ungarns ein Fest zur Ehre dieses Geheimnisses?

Beide Fragen fänden ihre Beantwortung in der Annahme folgender Hypothese: In Anbetracht des Zeitpunktes, in welchem unsere Vorfahren den christlichen Glauben angenommen hatten, und jener Länder, woher die Glaubensboten kamen, läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, daß unsere Ahnen schon in der Wiege ihres christlichen Lebens den Glauben an die unbefleckte Empfängnis bekannt haben. Denn in jener Zeit wurde die unbefleckte Empfängnis der seligen Jungfrau Mariä im Osten und im Westen gefeiert.

Suchen wir jedoch sichere Beweise.

Berthold, Fürst von Meran, der Schwager des Königs Andreas II., machte als Erzbischof von Kalocsa im Jahre 1205 das Gelübde, das Fest der unbefleckten Empfängnis zu feiern.

Von dem Primas Nikolaus Csáky lesen wir, daß er einem seiner Gäste, welcher sich über die unbefleckte Empfängnis geringschätzend äußerte, einen strengen Verweis ertheilte.

Primas Graf Franz Jorgács entfaltete 1615 eine eifrige Thätigkeit, um den Verein der unbefleckten Empfängnis der seligsten Jungfrau Mariä zu Thyrnau zu verbreiten.

Cardinal Peter Pázmán gab Predigten über die unbefleckte Empfängnis heraus unter dem Titel: „Predigten über die reine Empfängnis Mariä.“

Gabriel Patáchy, Erzbischof von Kalocsa, führte 1733 das Fest der unbefleckten Empfängnis, deren Feier während der Türkenherrschaft unterblieb, wieder ein; ferner verfaßte er für seine Priester eine Eidesformel, worin sie auf den lebendigen Gott und auf die unbefleckt empfangene Jungfrau Maria schwörten.

Sehen wir die Bischöfe der neueren Zeit.

Fürst Ludwig Altieri, Nuntius in Wien, richtete am 23. September 1843 an den Primas Kopácsy und die übrigen Bischöfe einen Aufruf, sie mögen ebenfalls vom heiligen Stuhle sich die Erlaubnis erwirken, in die Präfation de Beata das Wort „immaculata“ einschalten zu dürfen; diesen Aufruf erneuerte der Nuntius am 2. November 1844, und der Episkopat acceptierte den Antrag des Nuntius.

Am 2. Februar 1849 richtete Pius IX. aus Gaëta an die Bischöfe der katholischen Welt die Frage: Welche Begeisterung zeigt Euer Clerus und Euer Volk für die unbefleckte Empfängnis Mariä, und inwiefern wünschen sie, daß diese Angelegenheit vom heiligen Stuhle entschieden werde; insbesondere aber wünschen wir sehr zu erfahren, wie Ihr, Ehrwürdige Brüder, in dieser Angelegenheit denkt, und was Euer Wunsch ist.“ Diesmal erklärten sich vier Bischöfe für die Dogmatisierung.

Ein anderesmal, als die Bischöfe auf Berufung Pius IX. sich nach Rom begaben, forderte Primas Scyobzsky am 3. October 1854 den Episkopat auf zur Abgabe einer definitiven Erklärung. Jetzt er-

klärten sich 13 Bischöfe unbedingt, zwei bedingt für die Dogmatisierung, und drei dagegen, doch auch diese mit dem Bemerkten, daß sie die Entscheidung des heiligen Vaters annehmen und das Dogma vertheidigen werden. Scytovszky überreichte am 10. November 1854 dem heiligen Vater diese bischöflichen Erklärungen mit den Worten: „Was Du entscheiden wirst, das nehmen wir an als Gottes Wort.“

Als der heilige Vater die Arbeiten der Congregationen und die Aeußerungen der Bischöfe durchforschte, überzeugte er sich, es sei der Wunsch der gesammten Kirche, daß diese Frage dogmatisch entschieden werde. Darum richtete er an die anwesenden Bischöfe nochmals die Frage, ob sie wünschen, daß das, was die ganze katholische Welt wünscht, nämlich die unbefleckte Empfängnis Mariä, als Dogma verkündet werde. Hierauf antworteten die versammelten Bischöfe: placet.

Sofort erhob sich Scytovszky, der damalige Primas Ungarns, und hielt folgende Rede: „Ich nehme es nicht nur an, sondern wünsche es auch, daß die Empfängnis Mariä als unbefleckt erklärt werde. Ich bin nämlich — obzwar unwürdig — doch in hierarchischer Rangordnung der erste Priester jenes Reiches, welches das marianische Reich genannt wird, jenes Reiches, welches Maria unsere große Frau nennt, wo einstens allgemein, und auch heute noch an vielen Orten die Jugend, als sie dem Dienste Mariä gewidmet wurde, das Gelöbniß machte: „Heilige Maria, ohne Erbsünde empfangene Jungfrau, ich wähle dich heute zu meiner Fürsprecherin; . . . wo bis zur jüngsten Zeit die zum akademischen Doctorsgrade Promovierten mit dem Eide sich verpflichteten, den frommen Glauben an die unbefleckte Empfängnis Mariä zu vertheidigen; wo der Clerus an jedem nicht behinderten Samstag das Officium von der unbefleckten Empfängnis verrichtet; wo in mehreren Diöcesen und seit mehreren Jahren in die Präfation das Wort „immaculata“ eingeschaltet ist; wo Gebetbücher im Gebrauche waren und sind (wie das 230 Jahre alte des berühmten Cardinal Pazmán), welche über die unbefleckte Empfängnis Mariä handelnde Gebete und Lieder enthalten; in welchem Reiche der vom heiligen und unbefleckten Herzen Mariä benannte Verein weit verbreitet ist; dessen Gotteshäuser fast zur Hälfte der seligsten Jungfrau Maria, und darunter 51 der unbefleckten Empfängnis geweiht sind; wo eben jetzt die vom Grafen Stefan Károlyi in Göth zur Ehre der unbefleckten Empfängnis erbaute schöne Kirche ihrer Vollendung nahe ist; wo mit einem Worte in den Kirchen die Altäre, in den Häusern die Bilder und Privatandachten, auf den Gassen und Straßen die Statuen die unbefleckte Empfängnis verkünden und verherrlichen. Möge Ew. Heiligkeit diese Entscheidung in was immer für einer Form geben, ich werde mich mit dem ungarischen Clerus und Volke derselben als einem unfehlbaren Ausspruche unterwerfen, und dieselbe vertheidigen; jedoch wünsche ich, daß die Censuren in

mildesten Weise zum Ausdrucke gelangen, und die ganze Bulle Freude und Pietät athme“.

Wenden wir nun unseren Blick den Königen und Großen des Landes zu.

Der Banus Mikad, Sohn des Grafen Mikad, verleiht kraft einer vom Jahre 1228 datierten Urkunde das vom hl. Nikolaus benannte Beneficium dem Bischof von Siebenbürgen, Peter III., „zur Ehre der allzeit unbefleckten Jungfrau Maria“.

König Karl Robert verordnet in den Statuten des von ihm gegründeten Ritterordens des hl. Georg, daß die Mitglieder des Ritterordens die unbefleckte Empfängnis vertheidigen sollen.

König Ludwig der Große verleiht im Jahre 1347 dem Kloster zu Schavnik deshalb so große Privilegien, weil er „die gloriwürdige und unbefleckte Jungfrau Maria mit der ganzen Wärme seines aufrichtigen Herzens zu verehren wünscht“.

Michal Szilágyi de Horogjeg, der Gouverneur Ungarns, Ladislaus Garai, Palatin und Nikolaus Ujlaky, Wojwode von Siebenbürgen, schließen am 16. Juli ein Bündnis, sprechend: „So helfe uns Gott und die unbefleckte Jungfrau Maria“.

Ferdinand II. bittet in einem Schreiben ddo. 19. Januar 1624 Papst Urban VIII., er möge die unbefleckte Empfängnis Mariä als Dogma erklären, indem er schreibt: Rogamus, ut pro auctoritate sibi divinitus concessa atque determinet ab originali etiam culpa omnino fuisse immunem, quam purissimam, naevi omnis expertem, Matrem divinae gratiae, et super choros coelitum exaltatam veneramus“.

Von der Zeit Ferdinand III. anfangen mußten die zum akademischen Doctoratsrange Promovierten eidlich sich verpflichten, die unbefleckte Empfängnis Mariä zu vertheidigen. Auch Ferdinand III. richtete ein Schreiben an Urban VIII. in Angelegenheit der unbefleckten Empfängnis. —

Palatin Fürst Paul Esterházy errichtete an der Universität in Wien eine Stiftung für diejenigen, die in Gegenwart des Monarchen die unbefleckte Empfängnis Mariä beweisen. Ferner bewirkte er bei der Universität in Tyrnau, daß das Fest der unbefleckten Empfängnis alljährlich desto feierlicher begangen werde, und die bei dieser Feierlichkeit gehaltenen Predigten im Drucke erscheinen sollen. Hierin liegt die Erklärung der Thatsache, daß in Tyrnau von 1704 bis 1768 alljährlich eine Predigt zu Ehren der unbefleckten Empfängnis Mariä erschienen ist. Derselbe Paul Esterházy ließ in Tyrnau eine Statue der unbefleckten Empfängnis errichten, vor welcher die Universitäts-Hörer an den Marienfesten kirchliche Lieder sangen. Der begeisterte Palatin schrieb auch ein Buch zu Ehren der unbefleckten Empfängnis unter dem Titel: „Speculum immaculatum“.

Palatin Graf Franz Besselényi bedauerte sehr, daß er nicht theilnehmen konnte an der Feierlichkeit, bei welcher im Jahre 1657

die Universität in Tyrnau das Gelübde ablegte, die unbefleckte Empfängnis der seligen Jungfrau Mariä zu vertheidigen.

Auch können wir sagen, daß selbst die Steine Zeugnis geben von der unbefleckten Empfängnis Mariä, indem wir mehrere Kirchen finden, die dem genannten Geheimnisse geweiht sind.

Die erste Kirche, welche auch den ältesten Beweis für den Glauben an die unbefleckte Empfängnis in unserem Vaterlande liefert, ist die im Jahre 1201 erbaute Kirche in Sárospatak, Diöcese Kaschau. Daran reihen sich aus den älteren die Kirche in Berkesd, Diöcese Fünfkirchen, aus dem XIV. Jahrhundert; die Kirche in Ormosd in der Murau, welche Jakob Zetely de Ormosd et Kevend, General Mathias I. und Commandant der Festung Geréb im Jahre 1480 für die Franciscaner erbaute; die Kirche in Kis-Gerege, Diöcese Rosenau, vom Jahre 1503. Graf Franz Nádasdy schloß in den Grundstein der Kirche in Loretto, Diöcese Raab, ein Schriftstück folgenden Inhaltes: „Der ohne Erbsünde empfangenen jungfräulichen Mutter“.

Nebst den Kirchen liefern noch Beweise die Altäre, Statuen und Glocken.

Nach Balogh's Berichten befindet sich der älteste Altar der „Immaculata“ in Szöllös aus dem Jahre 1669.

Wer könnte alle Statuen der „Immaculata“ oder anderer Marienstatuen-Inschriften aufzählen, welche sich auf die unbefleckte Empfängnis Mariä beziehen. In Preßburg z. B. ist auf einer Marienstatue folgende Inschrift zu lesen: „Leopoldus Rom. Imp. Hung. Rex. Aptilicus: Honori Mariae Virginis sine macula conceptae, Magnae Dominae Nostrae semper magis augendo istud Trophaeum posuit anno 1675“.

In Boös (Insel Schütt): „Sine labe Conceptae Virginis Mariae debito honori posita“.

„Immaculata“-Statuen sind noch an folgenden Orten zu sehen: Neusohl, 1681; Raab, 1686; Forchtenau, 1687; Domanin, Zsámbék, 1739; Neutra, 1759; Illava, 1754; Marikova, 1759; Gran, 1760; Gödöllő, 1765; Ratlóc, 1770; Chinorán, 1792; Bág-Besztérce, 1820; Arad, 1852.

Glocken, welche zu Ehren der unbefleckten Empfängnis Mariä geweiht sind, finden sich an folgenden Orten: Neutra, 1615; Jászó, 1834; Sanct Gotthard, 1772; Fünfkirchen, 1770; Bán, 1797; Tyrnau, 1670.

Nun wollen wir einige ältere literarische Werke anführen, welche von der unbefleckten Empfängnis Mariä handeln.

Der Paulinermönch Josef Pozsonyi, welcher in dem Kloster zu St. Mihálykö in Siebenbürgen lebte, vertheidigte im Jahre 1384 in Wort und Schrift die unbefleckte Empfängnis mit solchem Erfolg, daß in diesem Gegenstande selbst ausländische Theologen sich auf ihn berufen.

Belbart von Temesvár weihet in seinem 1446 erschienenen Werke „Stellarium Coronae Benedictae V. Mariae“ der unbefleckten Empfängnis ein eigenes Capitel. Desgleichen vertheidigt er die unbefleckte Empfängnis auch in seinem Werke „Rosarium S. Theologiae“.

Der Paulinermönch Michael Magyar hielt im Jahre 1444 in Gegenwart Ladislaus I. und mehrerer Bischöfe und Magnaten mit einem Dominicanermönch eine Disputation zur Vertheidigung der unbefleckten Empfängnis Mariä und errang im Streite die Siegespalme. Auch gab er über die unbefleckte Empfängnis Mariä ein Buch heraus, welches zuerst nach Paris, später in eine Londoner Bibliothek kam.

In G. Bethö's „Magyar Cronika“ trägt ein Capitel den Titel: „Máriás Krónika“ (Marianische Chronik), welches also beginnt: „Im Jahre 4039 nach der Erschaffung der Welt, als Maria, die große Jungfrau, im Schoße der Mutter Anna ohne jede Sünde oder Makel empfangen worden war“.

Ganz würdig reiht sich hieran das von Franz Toldy herausgegebene Werk „Immaculata“, Pest, 1855. Dieses Buch enthält sieben Predigten über die unbefleckte Empfängnis Mariä, welche aus alten Codexen gesammelt sind und aus dem XVI. Jahrhundert stammen. Die eine derselben erschien im Jahre 1580 in Tyrnau.

Erwähnenswert ist, daß im Jahre 1701 in Tyrnau eine lateinische Predigt erschien, welche den Glauben der Ungarn an das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis Mariä beweist; der Titel lautet: „Hungaria in Immac. Conceptionem credens“.

Die Gesellschaft Jesu trug ebenfalls sehr viel bei zur Befestigung des Glaubens an dieses Geheimnis. Die Mitglieder der Gesellschaft feierten nicht nur selbst das Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä als ein größeres Fest, für welches sie von Clemens IX. die Erlaubnis erhielten, sondern sie versammelten auch die ihnen anvertraute Jugend in die marianischen Congregationen, deren Mitglieder folgendes Aufopferungsgebet gebrauchten: Sancta Maria, et sine peccato originali concepta Virgo, ego N. te hodie in Matrem eligo.¹⁾

Nun gehen wir an die Erörterung der Frage, wann finden wir in unserem Vaterlande ein eigenes Fest zu Ehren der unbefleckten Empfängnis?

Sehen wir zuerst die Synoden.

Die im Jahre 1092 unter dem hl. Ladislaus und Erzbischof Seraphin abgehaltene Synode von Szabolcs macht keine Erwähnung dieses Festes. Als Ursache dessen führt Péterfy an die Anhänglichkeit der Ungarn an die Gebräuche der römischen Kirche, welche erst um 1200 begann, das Fest der unbefleckten Empfängnis allgemein zu feiern.

Unsere späteren Synoden erwähnen schon das Fest der unbefleckten Empfängnis, so die Graner 1493; die Neutraer 1494; die Beszprémer 1515; die Agramer 1611 überläßt die Vigilkaste dieses

¹⁾ S.: Weiser S. J.: Die marianischen Congregationen in Ungarn.

Festes dem Privateifer der Gläubigen; während die Synode im Jahre 1687 diesen Fasttag zu halten verordnet.

Unter den liturgischen Beweisen ist der erste das „Missale Poseniense“, worin das Fest der unbefleckten Empfängnis erwähnt wird. Dieses Meßbuch, welches im Manuscript vorliegt, stammt vom Jahre 1182, und wäre der älteste vaterländische Beweis für unseren Gegenstand; jedoch behaupten Fachgelehrte, die Eintragung dieses Festes stamme aus späterer Zeit.

Ein zweiter Beweis ist das aus der Zeit des Mathias Corvinus stammende Brevier, welches das officium immaculatae Conceptionis Virginis Mariae enthält. Es ist dies jenes Officium, welches Sixtus IV. am 27. Februar 1476 für die gesammte Kirche verordnete, und dessen Verfasser Leonard Nogarolis, ein Priester von Verona, ist.

In dem 1491 gedruckten Graner Missale finden wir eine eigene Messe zur Ehre der unbefleckten Empfängnis Mariä.

Auch haben wir ein Brevier vom Jahre 1524, worin ein Officium zur Ehre der unbefleckten Empfängnis Mariä enthalten ist. Dasselbe Brevier enthält auch ein Lied, worin die selige Jungfrau unbefleckt genannt wird.

Für das Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä als selbstständiges Fest geben Zeugnis folgende Documente: Karl Robert datiert seinen Brief, kraft dessen er den Einsiedlern von Désvár Salz schenkt, am Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä.

Ludwig der Große datiert einen seiner Briefe zu Bisegrád im Jahre 1342 am Dienstag nach dem Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä.

Königin Elisabeth unterschreibt ihre Urkunde der Abtei Unsere Liebe Frau vom Berge am Tage der unbefleckten Empfängnis Mariä.

König Sigismund unterschreibt am Feste der unbefleckten Empfängnis die Urkunde, laut welcher er Mócs im Jahre 1388 dem Primas schenkt.

König Mathias unterschreibt am Vorabend der unbefleckten Empfängnis die Schenkungsurkunde des Nikolas Szilvaskövi.

Die neue österreichische Personal-Einkommensteuer.

Von Franz Riedling, Pfarrer in Eibesthal (N.-De.).

Durch Gesetz vom 25. October 1896 R.-G.-Bl. Nr. 220 wurde die Personaleinkommensteuer neu geregelt. Da zu dieser Steuer auch der Clerus vielfach verpflichtet sein wird, so soll das wesentliche dieser Steuer dargelegt werden.

Der Personaleinkommensteuer unterliegen nach § 153 die österreichischen Staatsangehörigen rücksichtlich ihres gesammten Einkommens, mögen sie dasselbe auch im Auslande erworben haben oder von dort beziehen; Ausländer aber rücksichtlich ihres Einkommens, welches ihnen aus oder in Oesterreich steuerfrei zufließt. Ein ausländischer

Priester, welcher aus dem Auslande seinen Gehalt bezieht, hat keine Personaleinkommensteuer in Oesterreich zu entrichten, wenn sein Einkommen im Auslande einer ähnlichen Steuer unterworfen ist.

Moralische Personen und Gemeinden, Kirchen, Pfarren, Fonde, Anstalten unterliegen für die moralische Person nicht der Einkommensteuer, wohl aber jenes Vermögen, welches von einer moralischen Person einer physischen Person zufließt. So hat z. B. die Kirche keine Personaleinkommensteuer zu zahlen für die Interessen aus ihren Capitalien, wohl aber jene Priester, welche die Interessen für Stiftungsgelder u. beziehen. (§§ 153, 229).

Befreit von dieser Steuer sind der Monarch, die Mitglieder des kaiserlichen Hauses bezüglich ihrer Papanagen, die beim Hof beglaubigten Vertreter, die Besitzer von Decorationen für die daraus folgenden Zulagen, die Officiere, Seelsorger und Mannschaft der k. k. Armee rüchichtlich ihrer Activitätsbezüge. Befreit von der Personaleinkommensteuer sind ferner alle jene Personen, deren gesammtes Einkommen pro anno 600 Gulden nicht übersteigt. Hat jemand in einem Monate einen Gehalt von 100 fl., bezieht er auch diesen Gehalt nur durch 5 Monate in Summa nur 500 fl., so muß er dafür doch die Steuer entrichten, nicht aber jener, welcher monatlich 50 fl. sohin im Jahre 600 fl. Gehalt hat.

Für die Besteuerung ist das Einkommen des letzten Jahres maßgebend, bei schwankenden Einnahmen, wie aus dem Grund- und Gebäudebesitz ist der Durchschnitt der letzten zwei Jahre zu berücksichtigen. Beträgt z. B. die Einnahme aus einer Feldwirtschaft in einem Jahre 500 fl., in dem nächsten 700, so ist der Betreffende, wenn das seine einzige Einnahme ist, von der Einkommensteuer frei.

Wenn für mehrere Personen, welche einen gemeinsamen Haushalt führen, ein gemeinsames Einkommen vorhanden ist, so ist der für jede Person entfallende Antheil steuerpflichtiges Einkommen (§ 158). Wenn z. B. eine geistliche Corporation 5000 fl. Einkommen hätte und aus diesem Einkommen 10 Mitglieder der Corporation erhalten werden müssen, so ist sie nichtsteuerpflichtig, weil auf jedes Mitglied nur ein Einkommen von 500 fl. entfällt.

Als Einkommen des Steuerpflichtigen sind nach § 159 anzusehen: 1. Einnahme in Geld oder Geldeswert. 2. Der Mietwert der Wohnung, die seines eigenen Hauses oder jenes Hauses, welches er unentgeltlich benützen kann. 3. Der Wert der Erzeugnisse aus der eigenen Wirtschaft und des eigenen Gewerbes, welche für die Haushaltung verwendet werden. 4. Der Wert der Naturalien, z. B. Deputate. 5. Gewinnste bei Speculationen. 6. Schenkungen, Remunerationen, welche regelmäßig sich wiederholen. 7. Losgewinne. Dagegen sind nicht steuerpflichtig außerordentliche Einnahmen aus Erbschaften, Lebensversicherungen und andere Schenkungen, die nicht regelmäßig geschehen.

Von den Einnahmen dürfen diejenigen Auslagen in Abzug gebracht werden, welche zur Erlangung, Sicherung und Erhaltung

der steuerpflichtigen Einnahmen verwendet werden mußten, sowie auch die Schuldzinsen; 1. die Betriebsauslagen bei der Feldwirtschaft, die Auslagen für Unterhaltung und Herstellung der Wirtschaftsgebäude und andere nothwendige Anlagen wie Deiche, Mauern, Zäune, Wege, Brücken, Brunnen, Wasserleitungen, Schleußen, Entwässerungen, für die Erhaltung und Ergänzung des lebendigen und todtten Wirtschaftsinventars. Auch der Lohn der für die Wirtschaft nothwendigen Dienstboten und Tagelöhner kann abgerechnet werden. 2. Die Versicherungsauslagen gegen Feuer, Hagelschlag u. s. w. 3. Versicherungsprämien auf Todes- oder Lebensfall bis 100 fl. 4. Beiträge für Pensionscassen, Kranken-Unfalls-Versicherungen, wenn der Steuerpflichtige gesetz- oder vertragsmäßig zum Eintritte in die Versicherungsanstalt verpflichtet ist. 5. Alle Steuern und Umlagen (mit Ausnahme der Personaleinkommensteuer), die Patronatslasten, die indirecten Abgaben. 6. Die Zinsen von Geschäfts- und Privatschulden (nicht aber Capitalrückzahlungen), auch alle anderen Lasten, welche dauernd sind. Die Schulden müssen durch Schuld-documente nachgewiesen werden. Nicht abgezogen werden nach § 162 die Verwendungen zur Verbeßerung des Vermögens, Abtragung von Schulden, Verluste, die den Vermögensstamm betreffen, die Zinsen für das in einer Unternehmung angelegte eigene Capital, Ausgaben für die Wohnung und den Unterhalt, sowie die Auslagen für die Dienstboten, welche zur persönlichen Bedienung gehalten werden, zu machende Geschenke, Spenden und Unterstützungen, soferne sie nicht zu den regelmäßigen gehören. So z. B. können die gebräuchlichen Neujahrs-, Namenstagstringelder abgezogen werden, nicht aber die Spenden an Wohlthätigkeitsanstalten, welche nur dann und wann gegeben werden.

Ueber die Ermittlung der Besteuerung werden §§ 163—171 besondere Bestimmungen aufgestellt: Für den Grundbesitz, für die Gebäude, für die Erwerbsunternehmungen und für die Pachtungen. Bei selbstbewirtschaftetem Grundbesitz ist der reine Wirtschaftsertrag, der aus dem gesammten land- und forstwirtschaftlichen Betriebe (aus den Feldern, Weingärten, Obstgärten, Wiesen, Wäldern, aus den Rast und Steinbrüchen, aus den Thon-, Sand-, Lehmgruben u. s. w.) und auch aus den mit dem Grundbesitze verbundenen nicht erwerbssteuerpflichtigen anderen Productionszweigen wie Sägen, Mühlen, Brennereien, Essigerzeugung und den auf dem Besitze haftenden Rechten, als Jagd, Fischerei, thatjächlich gewonnen wird, als Einkommen anzugeben. Nicht einzeln, sondern die Gesamtsumme ist einzubekennen. Bei verpachteten Grundbesitzen ist der Pachtzins oder die Naturalien, welche an Stelle des Pachtcs geliefert werden (wie beim Drittelbau) einkommensteuerpflichtig. Doch kann davon abgezogen werden jede Last, welche der Verpächter zu tragen hat, der Nachlaß des Pachtzinses, die Abnützung und Ausnützung des Pachtobjectes (Grundes oder Fundus instructus).

Von Gebäuden ist der im Vorjahre wirklich erhaltene Mietzins einzubekennen. Sollte der Mieter die Steuer, Affecuranzgebühr oder andere Lasten bestreiten, so sind auch diese dem Pachtbetrage beizuzählen. Dagegen können uneinbringliche Mietzinse abgezogen werden. Ferners sind abzugsfähige Posten: die Ausgaben für Instandhaltung oder Reparatur des Gebäudes, ein Betrag für die Abnutzung des Gebäudes und der benützten Räume, die Kosten der Versicherungen gegen Schaden, die Gebäudesteuer sammt Zuschlägen, die Entlohnung des Hausbesorgers, Passivzinsen. Die Auslagen für Umbau, oder Vergrößerung des Gebäudes können nicht abgezogen werden. Jene Gebäude, welche von den Besitzern selbst bewohnt oder benützt werden, sind mit dem Betrage einzuschätzen, welcher für eine ähnliche Wohnung in diesem Orte als Mietzins verlangt würde. Für solche Gebäude, welche nur einige Zeit im Jahre benützt werden, ist nur der entsprechende Theilbetrag einkommensteuerpflichtig. Von Gebäuden, welche nicht vermietet sind, auch von dem Eigenthümer nicht für sich oder für andere unentgeltlich zur Benützung überlassen werden, ist ein Einkommen nicht anzugeben. Auch von Gebäuden, welche von den Besitzern benützt werden, können die abzugsfähigen Beträge abgezogen werden. Für Gebäude, welche aber kein Einkommen abgeben, darf auch keine Abzugspost eingestellt werden.

Solche Gebäude, welche für die Landwirtschaft oder das Gewerbe nothwendig sind, sind in das Einkommen nicht mehr einzurechnen, doch dürfen die Ausgaben für Instandhaltung derselben abgezogen werden. Solche Gebäude sind: Scheuern, Stallungen, Lagerhäuser, Schüttkästen, Presshäuser. Selbstverständlich darf der Pfründner, welcher nur einen Theil zur Erhaltung der pfarrlichen Gebäude beiträgt, nur diesen Theil in Abzug bringen, während der restliche Betrag für den Patron entfällt.

Gebäude für die Zwecke des Unterrichtes, der Erziehung, der Wohlthätigkeit und der öffentlichen Verwaltung unterliegen dieser Steuer nicht.

Das Jahreseinkommen aus allen selbstständigen Erwerbsunternehmungen und Beschäftigungen ist einkommensteuerpflichtig, daher sind auch die Pächter dieser Steuer unterworfen.

Ferners umfaßt das Einkommen die Gehalte, Personalzulagen, Activitätszulagen, Remunerationen und alle anderen Bezüge, mögen sie woher immer fließen, dann die Beiträge, welche Weltgeistliche oder Regulare aus dem Staatsgesetze, aus Fonden von den Gemeinden als Gehalt oder als Congruaergänzung erhalten (§ 158), auch die Stollgebühren, Provisionen, Prüfungstaxen, Collegiengelder, Präsenztaxen, die Ruhegehälter und Versorgungsgenüsse, mögen sie bleibend oder zeitweilig sein.

Vergütungen für Dienstesauslagen z. B. Visitationengebühr der Dechante, Wegentschädigung der Katecheten bilden kein steuerpflichtiges Einkommen, doch wird gefordert, daß diese Vergütungen wirklich verwendet wurden.

Zum Einkommen aus dem Capital-Vermögen (§ 169—171) gehören alle der Rentensteuer unterworfenen Zinsen und Renten, dann alle Erträge aus Capitalien, welche von der Rentensteuer befreit sind, so insbesondere die Zinsen von den Obligationen der allgemeinen Staatsschuld, die Zinsen von den steuerfreien Obligationen und Anlehen, die Zinsen von Einlagen in der Postsparkasse, die Zinsen und Dividenden von Actien, Antheilen, Geschäftsantheilen, Hypothekendarlehen von ausländischen Wertpapieren u. dgl.

Die Zinsen und Renten sind in dem thatsächlich erzielten Betrage dem Einkommen zuzurechnen. Nicht behobene oder uneinbringliche Bezüge können von dem Einkommen ausgeschieden werden. Die Kosten für Aufbewahrung der Wertpapiere bilden eine Auszugspost, desgleichen Verluste, welche durch Verlosung der Papiere entstanden.

Die Einkommensteuer ist stufenweise und es beginnt die erste Stufe mit 600 fl. in folgender Weise:

1. Stufe	über	600	bis	625 incl.	fl.	3·60
2.	"	625	"	650	"	4.—
3.	"	650	"	675	"	4·40
4.	"	675	"	700	"	4·80
5.	"	700	"	750	"	5·40
6.	"	750	"	800	"	6.—
7.	"	800	"	850	"	6·80
8.	"	850	"	900	"	7·60
9.	"	900	"	950	"	8·40
10.	"	950	"	1000	"	9·20
11.	"	1000	"	1100	"	10.—
12.	"	1100	"	1200	"	12.—
13.	"	1200	"	1300	"	14.—
14.	"	1300	"	1400	"	16.—
15.	"	1400	"	1500	"	18.—
16.	"	1500	"	1600	"	20.—
17.	"	1600	"	1700	"	22.—
18.	"	1700	"	1800	"	24.—
19.	"	1800	"	1900	"	27.—
20.	"	1900	"	2000	"	30.—
21.	"	2000	"	2200	"	34.—
22.	"	2200	"	2400	"	39.—
23.	"	2400	"	2600	"	44.—
24.	"	2600	"	2800	"	49.—
25.	"	2800	"	3000	"	55.—
26.	"	3000	"	3300	"	62.—
27.	"	3300	"	3600	"	71.—
28.	"	3600	"	3900	"	80.—
29.	"	3900	"	4200	"	90.—
30.	"	4200	"	4600	"	101.—

So geht es weiter, so daß die 40. Stufe (9000 bis 9500) 272 fl., die 50. Stufe (18.000 bis 19.000) 630 fl., die 92. Stufe (100.000 bis 105.000) aber 4650 fl. zählt. Von dem Einkommen über 105.000 wird für je weitere 5000 fl. eine Steuer von 250 fl. zugeschlagen.

Zu dieser Tabelle ist zu bemerken, daß diese Stufe der Besteuerung nur dann genommen werden darf, wenn nach Abzug der Einkommensteuer der niedrigste Ansaß des Einkommens noch bleibt, sonst müßte die nächst niedrigere Stufe genommen werden. Beträgt z. B. ein Einkommen 653 fl., so wäre wohl dafür die Steuer 4 fl. 40 kr.; weil aber nach Abzug dieses Betrages nur 648 fl. 60 kr. übrig bleiben würden, so würde nur die Steuer der nächst niedrigeren zweiten Stufe treffen, nämlich 4 fl.

Liegen außergewöhnliche Fälle vor, wie andauernde Krankheit, Unglücksfälle, Verschuldung, so kann die Einkommensteuer herabgemindert und bei den ersten drei Stufen gänzlich nachgesehen werden.

Die Vorschreibung der Einkommensteuer erfolgt auf Grundlage der Bekenntnisse, welche jeder Personal-Einkommensteuerpflichtige alljährlich einzubringen hat. Diejenigen Personen, deren steuerpflichtiges Jahreseinkommen 1000 fl. nicht übersteigt, sind in der Regel von der Abgabe eines Bekenntnisses befreit, doch können sie dazu über Aufforderung verhalten werden, oder dasselbe selbst einbringen. Steuer-
verheimlichung wird mit dem zwei- bis sechsfachen Steuerbetrage bestraft. Jene Steuerpflichtigen, welche für das Jahr 1898 das Bekenntnis nicht rechtzeitig einbringen, verlieren das active und passive Wahlrecht für die Schätzungs-Commissionen. Das Bekenntnis kann schriftlich oder mündlich bei den Bezirkshauptmannschaften gemacht werden. Das Einkommen ist nicht summarisch, sondern nach den Hauptquellen getrennt einzubekennen, es ist anzugeben, ob dasselbe in Geld oder in Naturalien oder in Genüssen u. s. w. besteht und zugleich ist auch jene Person, Amt u., welches das Einkommen ausfolgt, namhaft zu machen. Die Stolgebühren und die Messstipendien sind nach § 202 mit demjenigen Betrage einzubekennen, mit welchem sie in der letzten adjustierten Fassion in Anrechnung gebracht wurden.

Bei dem Einkommen aus Capitalien und bei den Zinsen soll das Capital und die Rente angegeben werden, aus welcher das Einkommen resultiert, bei dem Einkommen, welches aus den Erzeugnissen der Feldwirtschaft oder aus dem Mietwert der Wohnung resultiert, genügt es nur die Menge und Beschaffenheit der Erzeugnisse anzugeben, während der ziffermäßige Wert der Schätzungscommission überlassen werden kann.

Zur Festsetzung der Personaleinkommensteuer wirken mit die Steuerbehörden, die Schätzungs-Commissionen und die Berufs-
Commissionen. Vertrauensmänner haben solche Personen, welche zur Steuer verpflichtet sind, namhaft zu machen, und jene, welche zur Auszahlung von Bezügen über 600 fl. an eine Person verpflichtet

sind, haben diese der Steuerbehörde bekanntzugeben. Die Steuerbehörden legen eigene Verzeichnisse an.

Sofern es sich um die Einschätzung der Einkünfte Geistlicher aus Dienstbezügen handelt, ist lediglich das Gutachten der politischen Landesbehörde im Einvernehmen mit der vorgesetzten kirchlichen Behörde in Anspruch zu nehmen; die Stola und Messen sind, wie schon erwähnt, mit demselben Betrage anzunehmen, mit welchem sie zur Congrua-Ergänzung in Anrechnung gebracht wurden. Bezüglich der anderweitigen Einkünfte der Geistlichen gelten die allgemeinen Bestimmungen (§ 206).

Zur Auskunft über das Einkommen einer Person kann jedermann verhalten werden, insbesondere die Gemeinde-Vorsteher, nur die nächsten Verwandten, die Postparcassa, die Gewerbe-Inspectoren dürfen behufs Auskunfterteilung nicht in Anspruch genommen werden. Die Steuerbehörden haben die Einkommens-Verhältnisse zu erheben, die Schätzungs Commissionen aber haben die Steuersätze festzustellen. Solche Commissionen werden für alle politischen Bezirke und für größere Orte eingesetzt; die Mitglieder derselben werden zur Hälfte vom Finanzminister ernannt, zur Hälfte von den Steuerträgern in drei Wahlkörpern gewählt. Geistliche können die Wahl in die Schätzungs-Commission ablehnen. Die Commissions-Mitglieder haben ihr Amt unentgeltlich zu verwaltten, nur die Reisekosten können vergütet werden.

Die Steuerbehörde hat jedem Einkommensteuerverpflichtigen einen Zahlungsauftrag zuzustellen. Gegen diese Vorschreibung kann die Berufung bei der in jedem Lande bestehenden Berufungs-Commission eingebracht werden.

Die Personal-Einkommensteuer ist in zwei Raten am 1. Juni und 1. December zu entrichten. Aenderungen, welche im Laufe des Steuerjahres eintreten, kommen erst im folgenden Jahre in Betracht. Jene Personen, welche Dienstbezüge in der Höhe von 3200 fl. und darüber beziehen, haben außer der Personal-Einkommensteuer auch noch die Besoldungssteuer zu leisten, diese besteht in einem gewissen Procentsatz der Besoldung. Sie fängt mit 0.4% bei 3200 fl. an und endet bei 15.000 fl. und einem höheren Dienstbezug mit 6%.

Das Mehrerträgnis der Personal-Einkommensteuer wird verwendet zum Nachlasse an den Realsteuern, 10% an der Grundsteuer und 10% an der Gebäudesteuer, zur Stärkung der Landesfonde und des Staatsschatzes und zur eventuellen Ermäßigung des Steuerfußes.

Das Gesetz tritt am 1. Jänner 1898 in Wirksamkeit, doch hat es keine rückwirkende Kraft und kann daher niemand deshalb, weil er in den früheren Jahren ein Einkommen nicht angegeben, welches jetzt ermittelt wurde, zur Verantwortung gezogen werden, auch dürfen Staatsbedienstete, welche bisher ein Einkommen unter 630 fl. bezogen und einkommensteuerfrei waren, auch jetzt nicht zur Personal-Einkommensteuer herangezogen werden.

Schon aus dieser ganz kurzen Darstellung der Personal-Einkommensteuer kann ersehen werden, daß nun viele aus unserem Stande, welche bisher von der Einkommensteuer befreit waren, dazu verhalten werden können. Denn früher durften alle Einkünfte, welche bereits besteuert waren, wie z. B. der Reinertrag der Grundstücke, die Zinsen aus bereits besteuerten Staatsschuldverschreibungen u. s. f. aus der Fätiierung wegleiben, nun, nach dem neuen Gesetze unterliegen Einkünfte aus besteuerten Objecten gleichfalls der Einkommensteuer.

Statuten von katholischen BÜCHERVEREINEN.

Von Michael Siebl, Cooperator in Thaya (Niederösterreich).

Ich trug mich schon längere Zeit mit dem Gedanken, einen BÜCHERVEREIN für unsere Pfarre zu gründen. Angeeifert durch den guten Einfluß schon bestehender BÜCHERVEREINE in anderen Orten, setzte ich mich sofort zum Schreibtisch und verfaßte die nothwendigen Statuten nach dem Muster der BÜCHERVEREINS-Statuten, sowie ich sie gelesen hatte im „Correspondenzblatt für den katholischen Clerus Oesterreichs“; Hirtentasche, 1895, Nr. 4, p. 123, und in Johann Langthalers „Wegweiser bei Einrichtung katholischer Pfarrbibliotheken“ pag. 7. Linz, Haslinger 1895. Voll Eifer sammelte ich außer meiner Unterschrift noch vier andere Unterschriften, besorgte die nöthigen Abschriften der Statuten und die Stempel und sandte sofort das ganze Bündel im Wege der Bezirkshauptmannschaft an die niederösterreichische Statthalterei. Siegesgewiß, in einem Monat die Statuten bewilligt zurückzuerhalten, machte ich mich daran, die weiteren Schritte für Beschaffung von Büchern zu thun, machte sogar Schulden, natürlich auf Rechnung des ohnehin bald in Kraft tretenden BÜCHERVEREINES etc. Doch siehe, wie war ich enttäuscht, als ich eines schönen Tages von der Statthalterei meine eingeschickten Statuten zurückbekam und darin sah, daß der BÜCHERVEREIN untersagt sei, da die Statuten gesetzwidrig seien. Wem war dies unangenehmer als mir, nachdem ich sah, daß vieles Mühen umsonst sei und zudem meine Absicht, die Vergrößerung einer in der Gemeinde bestehenden, mit unrecnten Büchern ausgestatteten Bibliothek zu verhindern, wieder für eine geraume Zeit hinausgeschoben war. Ich nahm das Vereinsgesetz vom Jahre 1867 zur Hand und entdeckte wirklich einige Kleinigkeiten, die in meinen Statuten fehlten, mußte also die Sache wieder von vorne beginnen, verbesserte und ließ von einem Fachmanne meine Statuten verbessern, um sie wieder an die Statthalterei einzuschicken. Nach vier Wochen hatte ich die Genehmigung der Statthalterei in den Händen.

Jetzt fragt es sich, wie es kommt, daß doch die von mir das erstemal benützten Statuten aus dem Correspondenzblatt und aus Langthalers Wegweiser schon zu wiederholtenmalen bewilligt worden sind. Das hat seinen Grund darin, weil manche Beamte der Statthalterei Statuten, ohne sie durchzusehen, dann bewilligen, wenn dabei

steht, daß diese eingesandten Statuten laut Zahl und Datum einem Büchervereine schon bewilligt worden sind. Es wird jedenfalls gut sein, bei jedesmaliger Einsendung von Statuten immer Zahl und Datum der Bewilligung derselben Statuten eines anderen Ortes anzuführen. Im übrigen kann sich jeder Mitbruder bei Neugründung eines Büchervereines an die folgenden Statuten mit ruhiger Miene halten, da an ihnen wirklich kein Stüpfel mehr fehlt:

Statuten des „katholischen Büchervereines“ in Thana (N.-De.).

§ 1. Der Name des Vereines ist „katholischer Bücherverein“, der Verein hat seinen Sitz in Thana (N.-De.).

§ 2. Der Zweck des Vereines ist, eine Sammlung anerkannt guter Bücher zustande zu bringen und sie dem Volke zugänglich zu machen, um es vor dem Verderbnis schlechter Lesung zu bewahren.

§ 3. Diese Aufgabe wird gelöst, theils durch freiwillige Beiträge von guten Büchern und Zeitschriften, theils durch Anschaffungen aus dem Vereinsvermögen.

§ 4. Das Vereinsvermögen wird gebildet aus freiwilligen Geldspenden für den Vereinszweck und den jährlichen Beiträgen der Mitglieder.

§ 5. Jedes Mitglied zahlt jährlich 50 fr. als Vereinsbeitrag oder 25 fr. als Ausnahmsbeitrag. Wer einen namhaften Beitrag an guten Büchern und Zeitschriften oder eine Geldspende von mindestens 5 fl. widmet, wird von der Vollversammlung des Vereines zum Ehrenmitglied ernannt.

§ 6. Jedes Mitglied kann alle acht Tage ein Buch aus der Vereinsbücherei entlehnen, darf es nach Belieben, doch nicht länger als ein Vierteljahr behalten und haftet für dasselbe.

Alle Mitglieder haben das Recht, an der Vollversammlung theilzunehmen und daselbst dem Vereine förderliche Anträge zu stellen.

§ 7. Die Leitung des Vereines besorgt ein von der Vollversammlung der Vereinsmitglieder gewählter Ausschuß, der aus dem Vorstande, dessen Stellvertreter und drei Ausschußmitgliedern besteht.

§ 8. Der Vorstand, der immer ein katholischer Priester sein muß, überwacht die Auswahl der Bücher und Zeitschriften, so daß die Einreichung derselben von seiner Guttheißung abhängt. Er vertritt den Verein nach außen und unterzeichnet mit noch einem Ausschußmitglied alle Ausfertigungen und Bekanntmachungen des Vereines. In seiner Verhinderung gehen alle Rechte und Pflichten an seinen Stellvertreter über.

§ 9. Die Ausschußmitglieder stehen in Führung der Vereinsangelegenheiten dem Vorstande zur Seite, entscheiden mit ihm über die Aufnahme der Mitglieder und besorgen für den Verein die laufenden Geschäfte. Vor der Constituierung des Ausschusses nimmt der Proponent die Mitglieder auf. Zur Gültigkeit eines Beschlusses ist die Anwesenheit von mindestens vier Ausschußmitgliedern und die absolute Stimmenmehrheit des versammelten Ausschusses erforderlich. Bei Stimmengleichheit entscheidet der Vorstand.

§ 10. Für die mit Ende des Jahres abzuschließende Rechnung ist die Anwesenheit sämmtlicher Mitglieder des Ausschusses erforderlich. Bei einer zweiten zu diesem Zwecke anberaumten Versammlung und Sitzung des Ausschusses kann der Ausschuss ohne Rücksicht auf die Zahl der Theilnehmer Beschlüsse fassen.

§ 11. Die alljährlich vom Ausschusse einzuberufende Vollversammlung entscheidet:

- a) über die Wahl oder Wiederbestätigung des Ausschusses;
- b) über die Prüfung der Rechnungen;
- c) über die Aenderung der Statuten;
- d) über die Ernennung von Ehrenmitgliedern.

Die Vollversammlung ist bei Anwesenheit von 20 Mitgliedern beschlussfähig. Wird eine Vollversammlung wegen Beschlussunfähigkeit vertagt, so ist die nächste, binnen 14 Tagen einzuberufende Versammlung bezüglich derselben Tagesordnung an keine Mitgliederzahl gebunden.

Eine außerordentliche Generalversammlung ist über Beschluss des Ausschusses oder über motiviertes Verlangen von mindestens zehn Mitgliedern binnen 14 Tagen einzuberufen.

§ 12. Die Entscheidungen in der Vollversammlung erfolgen durch einfache Stimmenmehrheit, ein Antrag aber auf Aenderung oder Auflösung des Vereines kann nur durch Zweidrittel-Majorität entschieden werden.

§ 13. Streitigkeiten, die aus den Vereinsverhältnissen entstehen und durch den Vereinsauschuss nicht geschlichtet werden können, werden von einem Schiedsgerichte beglichen, für welches jeder Theil einen Vertreter wählt. Diese zwei wählen sich einen dritten zum Vorstand. Können sich die Schiedsrichter über die Wahl des Vorstandes nicht einigen, so entscheidet über den hiezu Vorgesetzten das Los. Das Schiedsgericht fasst seine Beschlüsse mit absoluter Majorität. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Obmannes. Der schiedsgerichtlichen Entscheidung haben sich beide Theile zu fügen und gegen dieselbe ist jede anderweitige Berufung unzulässig.

§ 14. Im Falle der Auflösung des Vereines fallen die gespendeten Bücher an die Spender zurück; die aus dem Vereinsvermögen angeschafften Bücher und etwa vorhandenes Barvermögen werden Eigenthum der Kirche Thana. Die Auflösung des Vereines erfolgt über Beschluss der Generalversammlung oder wenn die Zahl der Mitglieder auf sechs herabsinken sollte.

B. 44562.

Die k. k. n.-b. Statthalterei findet die mit der Eingabe de präs. 7. Mai 1896 angezeigte Bildung des „katholischen Büchervereines in Thana“ nicht zu unterlagen.

Wien, am 3. Juni 1896.

Von der k. k. n.-b. Statthalterei.

In Vertretung: Raimann.

Ernstes und Heiteres für die Dilettanten-Bühne.

Von Johann Langthaler, reg. Chorherr und Stiftshofmeister in St. Florian, Oberösterreich. (Nachdruck verboten.)

Zweiter Artikel.

Im folgenden bieten wir unseren Lesern wieder eine kleinere Anzahl von Theaterstücken ernstes Inhaltes. Es wurde zuerst auf einige Sammelwerke aus katholischem Verlage Bedacht genommen. Die in selben enthaltenen Lustspiele kommen später zur Besprechung. Wir erachten es als unsere Aufgabe, besonders die spiellustige christliche Jugend, die Vereine für Jünglinge, Jungfrauen, Gesellen, Arbeiter mit Materiale zu versorgen; für diese dürften die anzuführenden Stücke ganz gut brauchbar sein: manche davon sind mehr für die zartere Jugend geschrieben, andere für die reife — es wird dies jedesmal angegeben, sowie auch hervorgehoben wird, ob das Stück nur männliche, oder nur weibliche Rollen hat, oder ob gemischte.

Jugend- und Schul-Theater.

Eigenes und Fremdes. Herausgegeben von P. Gall Morel. Regensburg. Jugendchriften-Verlag in Straubing. Preis jedes Bändchens M. 1.20 = fl. — 72.

Erstes Bändchen. 1. „**Benno**“ oder: **Die Gründung des Klosters Einsiedeln**. Drama in fünf Aufzügen.

Dieses Stück ist eine echte Perle aus dem reichen Viedertrange des P. Gall Morel. Großartige Auffassung des Stoffes verbindet sich mit reicher Gedankenfülle und herrlich poetischer Sprache. „In Benno sollte sich zugleich das Leben und die Gestaltung des früheren Mittelalters nach verschiedenen Seiten hin abspiegeln“ und so in einzelnen Gruppen und Figuren das Kirchenregiment, das Ritterthum und Städteleben, das Ordensleben in seinem Uebergange von der contemplativen zur activen Richtung, oder das Hervorgehen von Klöstern aus Einsiedeleien zur Anschauung gebracht werden“. (Einleitung.) Das Drama behandelt also die Geschichte des heil. Benno und die Entstehung des Klosters Einsiedeln.

Das Stück fordert 16 — 18 männliche Rollen. Die Scenerie: in den zwei ersten und im letzten Aufzug ein dunkler Wald; im dritten und vierten Act die bischöfliche Wohnung zu Reg. Zeit der Handlung 925.

Das Stück ist mehr für Studenten oder für reifere männliche Jugend; manche Rollen sind etwas schwer. Von Studenten wurde es in Tirol öfters aufgeführt und erregte allgemeinen Beifall.

2. **Die ungleichen Brüder**. Schauspiel in vier Aufzügen.

„Die gütige Vorsehung deckt mit denselben Flügeln die Unschuld, mit denen sie den Verstand des verstockten Sünders verfinstert und betäubt.“ In diesen Worten, die an geeigneter Stelle in dem Stücke ausgesprochen sind, ist auch der Hauptzweck desselben ausgesprochen. Diese einfache, große, tröstende Wahrheit geht hervor aus der Darstellung der Schicksale zweier Brüder, deren ungleicher Charakter dem Schauspieler seinen Namen gab.

Der eine Bruder, der das Erbe des anderen gerne sich selbst angeeignet hätte, sinnt auf verschiedene Mittel, um seinen Bruder zu verderben, doch „wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“; dieses Sprichwort mußte er zu seinem eigenen Schaden erfahren.

Das Stück fordert wenigstens 17 Personen, sämmtlich männliche. Die Scene spielt in Deutschland an einem kleinen Fürstenhofe, und zwar in den ersten Aufzügen im Hause des Grafen, in den zwei letzten im Palaste

des Gouverneurs. Es kann nur von Größeren, hauptsächlich Studenten mit Verständniß aufgeführt werden.

Zweites Bändchen. **„Briny“** oder: **Die Eroberung von Sigeth** ist ein Stück von durchschlagender Wirkung; freilich fordert es viele Personen, wenigstens bei 20, und zwar männliche. An Scenerie ist nothwendig: zwei verschiedene Zimmer, das Zelt des Sultans und ein Keller-gewölbe. Fünf Aufzüge. Die Zeit der Handlung ist das Jahr 1565. Sie stellt uns vor Augen die Eroberung der ungarischen Festung Sigeth durch Sultan Soliman und den Heldentod des Festungs-Commandanten Briny und seiner Getreuen, die für Kaiser und Reich sich aufopfert.

Ein echt patriotisches Stück, besonders für Jünglings-, Gesellen-, Arbeiter-Vereine, Studenten und sonstige reisere Jugenb.

Drittes Bändchen. 1. **„Der Hausfriede.“** Drama in drei Aufzügen. Aus dem Italienischen des Al. Rota übersezt. 50 Seiten. Kl. 8°. Fünf männliche und fünf weibliche Rollen.

Ein gutes, auch von größeren Schülern ausführbares, mehr aber für wohlhabendere und gebildete Stadt- und Marktbewohner, als für einfachere Landleute passendes Stück, welches das große Glück und den reichen Segen zur Anschauung bringt, welche Eintracht und Friede jeder Familie bringen, aber auch den größten Unjegen zeigt, den Zank und Unfriede stiften.

Adolf, ein braver, quiescierter Officier, führt mit seiner braven Frau und seinen drei Kindern das friedlichste und glücklichste Familienleben. Da wirft eine stolze, zanklüchtige, von ihrem Manne getrennt lebende und ihre Kinder schlecht erziehende, reiche, frühere Jugendfreundin die Drachensaat des Argwohnes in das Herz der Gattin gegen ihn. Vom Argwohn gegen den Gatten kommt es zu Zank und Streit und zur gegenseitigen Entfremdung, so daß der unschuldig und schwer gekränkte Gatte sich schon von seiner Gattin trennen will. Doch glücklich kommt es durch Vermittlung guter Freunde noch in letzter Stunde zur Versöhnung der Gatten und der kostbare Friede kehrt beglückend in die Familie des Officiers zurück, während die gewissenlose Friedensstörerin die bittere Frucht ihres stolzen, zanklüchtigen Wesens an ihren eigenen Kindern genießen muß. — Scenerie: Wohnzimmer.

2. **„Der Taubstumme“** oder: **„Der Abbé de l'Epée.“** Historisches Drama nach dem Französischen bearbeitet in vier Aufzügen. 48 Seiten. Kl. 8°. Zehn männliche Rollen. Dieses schöne und rührende Stück spielt zu Toulouse um das Jahr 1781. Es ist eine Verherrlichung des berühmten ersten Taubstummen-Lehrers, des edlen Abbé de l'Epée von Paris, dessen menschenfreundlichen Bemühungen und geistvollem Unterrichte es unter anderen gelang, den taubstummen Grafen Julius von Solar, den im Alter von zwölf Jahren sein habgieriger, harter und ehrgeiziger Onkel und Vormund Darlemont in Paris ohne alle Anhaltspunkte gewissenlos ausgesetzt und dann für todt und begraben hatte erklären lassen, um sein großes Vermögen sich aneignen zu können, soweit heranzubilden, daß er sich nicht nur durch Zeichensprache verständlich machen konnte, sondern auch zu einer hohen Geistesstärke und Bildung gelangte, daß er, was andere von ihm wollten, aus deren Mienen, Geberden, Andeutungen leicht und sicher kannte, ein außerordentliches Erinnerungs-Vermögen und edles, religiöses Herz sich aneignete u. s. w. Aus gewissen Zeichen und Andeutungen seines taubstummen Bögling's hatte sein Lehrer nach und nach erkannt, daß derselbe von vornehmer Herkunft, und zwar aus einer größeren, im südlichen Frankreich gelegenen Stadt sein müsse. Darum beschloß er nach acht Jahren, mit ihm nach dem Süden Frankreichs von Stadt zu Stadt zu reisen, um so, womöglich, Auskunft über Abstammung und Heimat desselben zu erhalten. Nach langer Wanderung kommt er mit dem Taubstummen auch nach Toulouse, welcher in dieser Stadt sofort seine Heimat erkennt. Abbé de l'Epée sezt sich nun mit einem berühmten, edlen Advocaten von Toulouse in Verbindung, und ihren vereinten Bemühungen und den Zeugnissen alter Diener, die in dem Taubstummen den todtgesagten jungen Grafen von Solar erkennen und besonders dem Eifer

des edlen Sohnes des betrügerischen Vormundes des Taubstummen, der der Jugendfreund und Lebensreiter dieses edlen Jünglings gewesen war, gelingt es endlich, den alten, hartenherzigen, habgierigen, betrügerischen Darlemont seiner Betrügereien und Ungerechtigkeiten zu überführen und ihn nach langem Sträuben zu bewegen, den Taubstummen als den Grafen Solar anzuerkennen, und ihm das ihm widerrechtlich entriffene väterliche Erbe zurückzugeben, das dieser aber nun großmüthig mit dessen Sohn theilt.

Für Schulkinder ist dieses Stück zur wirksamen Aufführung besonders der Rolle des Taubstummen wohl zu schwer; dagegen für Studenten und für geübtere Spieler überhaupt wird es ein recht effectvolles, veredelndes Schauspiel abgeben. Scenerie: Ein Garten mit Bänken, an der Seite ein Haus, im Hintergrunde die Straße einer Stadt.

Jugend- und Schul-Theater.

Von Wilhelm Kammerer. Regensburg 1881. G. Manz. 8^c. Preis cart. M. 1.20 = fl. —.72 pro Bändchen.

Erstes Bändchen. Fünf Stücke. 160 Seiten. 1. **Die geprüfte Treue.** Schauspiel in drei Aufzügen. Fünf männliche Rollen und einige Soldaten. 34 Seiten.

Ein gutes, auch von größeren Schulkindern ohne besondere Schwierigkeiten aufführbares Stück.

Mutewekul, ein orientalischer Kalif, hat sich durch die Härte, womit seine ersten Beamten, um ihn zu bereichern und mit Macht, Schätzen und Ehren zu umgeben, dabei aber zugleich sich selbst reich zu machen, seine Unterthanen bedrücken, deren Herzen entremdet, und sieht sich deshalb von Aufruhr und Empörung umgeben und an Thron und Leben bedroht. Er klagt sein Elend bei allem äußeren Glanz seinem vertrauten Freunde und Leibarzte Honain, der ein wahrer Christ und Menschenfreund aus Deutschland ist. Und dieser sagt ihm, er solle seine Unterthanen mit Liebe, Schonung und Gerechtigkeit behandeln, dann würde er auch deren Liebe und Treue gewinnen. Nun aber suchen seine Beamten den Fürsten gegen den fremden, ihnen verhassten christlichen Arzt einzunehmen und verleumden denselben, als finne er auf Verrath und strebe dem Fürsten nach Thron und Leben. Der wankend gewordene Fürst läßt nun den Arzt einsperren und dessen Treue auf harte Proben stellen. Der Arzt besteht heldenmüthig diese Proben, beschämt durch seine christliche Feindesliebe und unbefleckliche Treue seine Ankläger und Widersacher. — Und nun folgt der Fürst seinem Rathe — und ein freies, gut regiertes Volk jubelt ihm und dem zu seinem ersten Beamten erhobenen Arzte frohlockend entgegen. — Scenerie: Ein orientalisches ge schmücktes Zimmer, ein Kerker.

2. **„Das Sparcassenbüchlein.“** Schauspiel in vier Aufzügen. Fünf männliche Rollen. 32 Seiten.

Ein gutes, lehrreiches, leicht aufführbares, aber immerhin etwas langweiliges, trockenes Stück, dessen Tendenz dahin geht, nachdrücklich zur Ehrlichkeit zu ermahnen. Werner, ein gut erzogener und anfänglich braver Schlossergehelle, hat sich auf den Rath seines mit ihm gut zufriedenen Meisters ein Sparcassenbüchlein gekauft und von seinem sauer verdienten Lohn nach und nach 25 Mark erspart. Er hat einen schlimmen, socialistisch gesinnten Mitgesellen, und dieser verleitet ihn, da die Sparcasse mit den Eintragbüchern abgebrannt und einen neuen Cassier erhalten hatte, sein Einlagebüchl durch ihn fälschen und statt 25 Mark 250 Mark einschreiben zu lassen, um dann mit ihm nach dem Goldlande Californien reisen zu können. Nach geschehener That aber läßt das Gewissen dem Werner keine Ruhe und schon ist er im Begriffe, die Fälschung wieder gutzumachen, als er von dem Sparcassenbeamten, dem er ein Juwelenfälschen hat öffnen müssen, unschuldig des Diebstahls einer kostbaren Brosche verdächtigt, untersucht und tödtlich beleidigt wird; und jetzt ist es seinem schlimmen Mitgesellen leicht, ihn, um sich an dem Beamten zu rächen, zu bewegen, mit dem gefälschten Sparcassenbüchl zur Behebung der verzehnfachten Summe zum

Beamten zu gehen. Schon zahlt dieser ihm die vorgewiesene Summe aus, ohne die Fälschung zu merken, da regt sich in Werner insolge verschiedener Umstände das Gewissen so mächtig, daß er selbst die durch seinen Mitgesellen geschehene Fälschung aufdeckt, das Geld zurückgibt, das Sparcassebüchl ins Feuer werfen läßt, und heilig verspricht, immer ehrlich bleiben zu wollen. Scenerie: Eine Schlosserwerkstätte, ein Wohnzimmer, ein Amtszimmer der Sparcasse.

3. **„Des Vaters Erbe“**. Sittenbild in zwei Aufzügen und drei Bildern. Fünf männliche Rollen und ein Genius. 10 Seiten.

Ein kurzes, mehr ernstes Stück, das sich allenfalls zu einem Vor- oder Nachspiel nach einem längeren, lustigeren Spiel eignet und zeigt, daß nur der des Lobes und Lohnes wert ist, der mit fester Hand sich selbst zu lenken versteht und als Mann im Leben draußen wohl erprobt.

Bernard, ein hochbetagter Greis, schickt seine drei ungleich gearteten Söhne jeden mit der gleichen Geldsumme auf ein Jahr hinaus in die Welt, damit er erfahre, wess Geistes Kind ein Jeder sei, und wem er dann als dem Würdigsten sein Haus vererben könne. In drei Bildern wird nun vorgeführt, wie der lustige, leichtsinnige, ältere Sohn in der Fremde mit flotten Freunden Zeit und Geld vergeudet, der zweite als Geizhals sein Geld aufbewahrt, der dritte durch Fleiß und Thätigkeit sein Geld vermehrt und die Probezeit wohl ausnützt — und dieser wird nach der Heimkehr der Erbe. Die Scenerie: ein nobles Zimmer, eine Werkstätte, ein armes Stübchen, dürfte insolge des rasch aufeinander folgenden Wechsels schwierig sein.

Zweites Bändchen. 172 Seiten. Kl. 8°.

1. **„Die drei heiligen Schläfer“**. Schauspiel in drei Aufzügen. Acht männliche Rollen. 40 Seiten.

Ein schönes, erbauliches Stück, das um das Jahr 425 nach Christi zu Ephesus spielt, und auch von größeren Schulkindern aufgeführt werden kann vor einem einfachen, gläubigen Publicum. Der Gegenstand ist der bekannten Legende von den sieben heiligen Schläfern entnommen, die erzählt, wie zur Zeit des Christenverfolgers Decius drei vornehme Jünglinge aus Ephesus, nachdem sie muthig den Glauben bekannt, vor der Wuth des Tyrannen in einer Höhle des Berges Chilaon sich verbargen, dort eingemauert wurden, in einen 200 jährigen Schlaf versanken und um das Jahr 425, zur Zeit, wo viele Negereien herrschten und besonders auch die Auferstehung der Todten gelehnet wurde, bei Entdeckung der Höhle wieder aus ihrem Schläse erwachten, — alles in der Stadt verändert fanden — und dann in Gegenwart des Bischofes, Statthalters und Anderer selig im Herrn entschliefen — als ein thatsfächlicher Beweis für die Auferstehung des Fleisches. — Scenerie: Straße der Stadt Ephesus, Zimmer des Bischofes, eine Höhle.

2. **„Der Schatz des blinden Sängers“**. Schauspiel in drei Aufzügen. Fünf männliche Rollen. 34 S.

Ein schönes, ergreifendes Stück, das bei guter Aufführung seine veredelnde Wirkung nicht verfehlen wird, besonders bei einfachen, frommgläubigen Zuschauern. Ein Staat soll auch „auftreten“ und das Wort „Spizbub“ sprechen, eine etwas hohe Anforderung. Wo man über diese Schwierigkeit hinüberfindet, kann das Stück ganz gut von größeren Schülern, Gesellen, Studenten u. dgl. aufgeführt werden. Die Tendenz des Stückes ist, das wunderbare Walten der göttlichen Vorsehung über Alle, die auf sie vertrauen und Maria innig verehren, zu zeigen, und wie sie auch das beabsichtigte Böse zum Guten zu wenden weiß selbst für die Bösen. Die Durchführung ist recht frisch, flott und interessant. — Fabel des Stückes: Der fromme blinde Sänger Molar hat sich 100 Mark erspart und vergräbt diesen Schatz bei einer Eiche im Walde, an der ein von ihm innig verehrtes Marienbild hängt, damit er im Alter nicht Noth zu leiden brauche. Bei diesem Geschäft wird er von dem heimtückischen, habgierigen und gewissenlosen Vogelfänger und Fremdenführer Binder, der schon mehrere Fremde, um sich ihrer Habe zu bemächtigen, ermordet hat, und auch bei alten, biederer Jägern des Grafen Reinbach nicht gut angeschrieben steht,

und dem sein eigener, braverer, junger Sohn das Gewissen oft heiß macht, heimlich beobachtet. Binder stiehlt das Geld und hängt das Marienbild an einem anderen Baume auf, damit der blinde Sänger, den er wiederholt freundlich bewirtet hat und dem sein Sohn in treuer Liebe ergeben ist, später seinen Schatz nicht wieder finden könne. Der blinde Sänger zieht in die Fremde, kehrt nach Jahren wieder zurück, kann den Baum, an dessen Fuß er den Schatz begraben, nicht finden, klagt dem spitzbübischen Vogelfänger Binder seine Verlegenheit und offenbart diesem, während ein Staar fortwährend „Spigbube“ schreit, nicht nur, daß er unter der Marien-Eiche 100 Mark begraben hat, sondern jetzt auch noch weitere verdiente 100 Mark dort unter Maria Schutz für die Tage der Noth aufheben wolle. Lüstern auch nach diesem Gelde, geht der Vogelfänger als Führer mit dem blinden Sänger in den Wald, hängt, damit derselbe keinen Verdacht schöpfe, das Marienbild heimlich wieder an seine frühere Stelle und legt auch den gestohlenen Beutel mit den 100 Mark, wie er meint, in Wirklichkeit aber den einem ermordeten Fremden geraubten Beutel mit hundert Goldkronen an den Ort, wo der blinde Sänger seine hundert Mark früher begraben hatte. Dieser findet nun voll Freude wieder den Baum und, wie er meint, seinen Schatz — und will schon den zweiten Beutel mit seinen weiteren Ersparnissen zur Freude des Vogelfängers hinzulegen, als es plötzlich mit ihm zum Sterben kommt. Aus dem Dickicht kommen nun plötzlich Graf Reinbach und sein Jäger hervor, um dem nach Wasser schreienden Sterbenden beizuspringen. Der sterbende Sänger gibt nun dem Grafen den Beutel und sein übriges Geld — dieser den Beutel öffnend, jagt, daß derselbe nicht 100 Mark, sondern 100 Goldkronen enthalte. Der blinde Sänger an ein durch Maria gewirktes Wunder glaubend, bestimmt sterbend das Geld zum Baue einer Marienkapelle unter der Eiche — der betrügerische Vogelfänger, erkennend den Finger Gottes, der ihn in der Eile den falschen Beutel ergreifen ließ, und erschüttert durch den erbauenden Tod des blinden Sängers — bekehrt sich und schlägt als bührender Einsiedler neben der zu erbauenden Kapelle seine Wohnung auf, während sein Sohn vom Grafen zur Erziehung übernommen wird. — Scenerie: Ein Wald, eine einfache Stube.

3. **„Der ewige Schmied“.** Schauspiel in 3 Aufzügen. Sechs männliche Rollen; 24 Seiten.

Ein prächtiges, effectvolles Stück bei guter Aufführung, die aber ihre Schwierigkeiten hat und nur etwa von Gesellen oder Studenten bewerkstelligt werden kann.

Klapp, ein lustiger Schmied, macht eine Erbschaft; nun fährt der Habguthstempel in ihn, er fängt an zu geizen und zu wuchern, zu hungern und zu darben, Tag und Nacht und auch an Sonn- und Festtagen zu arbeiten und arbeitet selbst in der heiligen Weihnacht an einem Wunderschlüssel, der ihm tausendfaches Glück und Segen bringen soll, alle Schlösser und Thüren, Kisten und Kasten öffnen kann, was aber mit ihm zugesperrt ist, kann kein anderer öffnen. Während er aber zum Verger, selbst während der Gesang des Mettenamtes zu ihm herübertönt, an dem Wunderschlüssel singend arbeitet, — wird er von zwei Dieben gänzlich ausgeraubt — und nun wird er verrückt und schmiedet immer fort als ewiger Schmied. — Nur Fleiß, gepaart mit Frömmigkeit ist der echte Schlüssel zum Glück hier und Jenseits. Mehrere gute Sängersind nothwendig. — Scenerie: Ein Wald, eine Schmiede, ein hübsches Zimmer.

Drittes Bändchen. 164 S. kl. 8°. **„Der Diamantring“.** Schauspiel in vier Aufzügen. Nach der gleichnamigen Erzählung von Chr. v. Schmied. 36 Seiten. Sechs männliche Rollen.

Ein gutes, auch von Schulkindern leicht aufführbares Stück, dessen Tendenz kurz die Schlußverse angeben:

„Es lohnt sich alle Zeit
Die schöne Ehrlichkeit“.

Johann Müller, ein armer, aufgeweckter Hüterbub, dessen Vater seit der Schlacht bei Gravelotte verschollen und todtgesagt, dessen Mutter vor Gram

darüber gestorben ist, findet einen kostbaren Diamantring des Grafen von Tannenberg, der ihm ein Geschenk gegeben. Obwohl ein Schacherjude ihm sogar 300 fl. für den Ring geben will, bleibt der Bube doch standhaft dabei, der Ring gehöre dem, der ihn verloren, und diesen müsse er aufsuchen. Wie er nun zum Grafen geht, um diesen betreff des Ringes um Rath zu fragen, erkennt dieser denselben als den seinigen an, belobt und belohnt den ehrlichen Knaben und stellt ihn als seinen Blumengärtner an — und in dieser Stellung findet nun Johann Müller auch seinen verschollenen, todtgeglaubten Vater wieder, der mit ihm nun als Schloßgärtner in Tannenberg angestellt wird und beide führen nun ein glückliches Leben. — Ein Wald, ein vornehmes Zimmer, eine Werkstätte bilden die Scenerie.

Viertes Bändchen. 160 S. **„Der Hofnarr“**. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen. Sechs männliche Rollen. — Scenerie: Zwei verschiedene Zimmer. Ein Hofnarr rettet durch seine weisen Rathschläge das Leben des Königs aus Mörderhand. Ganz gut und ausführbar. Auch als Lectüre für reifere Jugend ist dieses Bändchen empfehlenswerth.

Fünftes Bändchen. 156 Seiten. 1. **„Doctor Wölfe“**. Schauspiel in fünf Aufzügen. Vier männliche und zwei weibliche Rollen. — Scenerie: Wohnung des Arztes und eine einfache Wohnung. Führt durch, wie die beste Medicin gegen Zähzorn ein fester Wille ist.

2. **„Die Camelie“**. Schauspiel in vier Aufzügen. Sieben männliche und eine weibliche Rolle. — Scenerie: Blumenladen, Zimmer, Laden eines Bilderhändlers, ärmliches Zimmer. Tendenz: „Wer Gutes säet, wird Gutes ernten.“ Recht gut.

Sechstes Bändchen. **„Vertrau auf Gott“**. Ein sehr lehrreich gehaltenes Schauspiel in zwei Aufzügen. 29 Seiten. Fünf männliche und zwei weibliche Rollen. — Scenerie: Freier Platz und Salon. Tendenz liegt schon im Titel. Die Wahl der Sprache ist den einzelnen Charakteren nicht angepaßt. Die Kinder sprechen hier wie gebildete Männer.

Siebentes Bändchen. 1. **„Die Östereier“**. Schauspiel in drei Aufzügen. 49 Seiten. Fünf männliche und vier weibliche Rollen. Der Ehr. v. Schmied'schen Erzählung nachgebildet. Östereier lassen dem Kaufmann Wilh. Tara seine verlorene Frau und Kinder wiederfinden. Recht gut und bildend. Scenerie: Garten und zwei Zimmer.

2. **„Ein Schulfest“**. Schauspiel in drei Aufzügen. 61 Seiten. Sieben männliche und zwei weibliche Personen, nebst dem noch Schulkinder, Männer und Frauen. — Scenerie: Zimmer, Schulzimmer und freier Platz. Ein Lehrer erhält für sein 50jähriges treues Wirken in der Schule das goldene Verdienstkreuz. Es findet nun bei Ueberreichung desselben ein Schulfest statt, bei welchem die Kinder allerlei declamieren und aussagen, wobei der Lehrer immer wieder passende Bemerkungen einspricht. — Dies der Inhalt des Stückes. Wenig Handlung; darum im 2. und 3. Act etwas langweilig, sonst ganz gut.

Achtes Bändchen. 1. **„Der Pflegesohn“**. Schauspiel in zwei Aufzügen. 30 Seiten. Drei männliche und eine weibliche Person. — Scenerie: ein einfaches und ein prächtiges Zimmer. Inhalt: Der Pflegesohn wird von seiner Pflegemutter Frau von Bonheim geprüft, ob er ihr auch in ärmlichen Verhältnissen treu bleiben würde. Er besteht die Probe sehr gut. — Ein lehrreiches Stück auch für die Jugend unter 12 Jahre.

2. **„Die Waldkapelle“**. Schauspiel in zwei Aufzügen. 34 Seiten. Zwei männliche und drei weibliche Personen. — Scenerie: Platz im Walde mit Kapelle und Zimmer.

Nach der gleichnamigen Erzählung

Pastoral-Fragen und -Fälle.

I. (Chefall über Bluts-Verwandtschaft oder Schwägerschaft). — Daniel hatte zwei Söhne Boleslaus und

Ceslaus. Ersterer nahm vor 20 Jahren eine Frau, namens Anna. Daniel aber, der Vater beider Brüder, hatte einen sündhaften Umgang mit Eva, der Gemahlin seines zweiten Sohnes Ceslaus. Die Frucht dieses unerlaubten Umganges war Anna, die Frau des Boleslaus. Folglich sind Boleslaus und Anna Blutsverwandte in primo gradu. Wohl versuchte die Mutter Eva die Ehe auf alle mögliche Weise zu hintertreiben, aber vergebens.

Das Hindernis ist jedoch ein *impedimentum occultum*. Anfangs wollte Anna der Mutter, welche behauptete, daß sie eine Frucht des unerlaubten Umganges mit Daniel sei, nicht glauben. Jetzt aber glaubt sie es und ist zu allem bereit, was man von ihr verlangt. Ihr Mann Boleslaus aber glaubt es auch jetzt noch nicht.

Was ist daher hier zu thun?

Gegenwärtiger Cajus wurde dem Hochw. P. Vehmkuhl S. J. und dem Würzburger Universitätsprofessor Goepfert zur Lösung vorgelegt und da beide Lösungen sich gegenseitig beleuchten und gewissermaßen ergänzen, so wollen wir beide nacheinander anführen.

Dr. Goepfert schreibt: Zuerst muß man unterscheiden, ob Daniel mit der Eva vor oder nach der Empfängnis der Anna sündhaften Umgang pflegte. War Letzteres der Fall, so ist die Ehe (des Boleslaus und der Anna) ungiltig wegen Blutsverwandtschaft in 2. gradu ex copula illicita, von welcher nach unserer Voraussetzung nicht dispensiert worden ist (wenn auch, wie wir annehmen von der Blutsverwandtschaft ex copula licita dispensiert wurde.) Diese Dispens ist aber nichtig wegen Verschweigen der unerlaubten Verwandtschaft. Aber diese Hindernisse der doppelten Verwandtschaft können leicht beseitigt werden durch dispensatio und sanatio in radice.

Wenn aber Anna nach jenem sündhaften Umgange geboren wurde dann könnte sie auch eine Tochter des Daniel sein und Boleslaus wäre ihr Bruder. Beide (Boleslaus und Anna) wären dann Blutsverwandte in I. gradu lineae lateralis, in welchem Falle niemals dispensirt wird.

Es ist also die Frage ob Eva gewiß weiß, daß Anna die Tochter des Daniel ist, oder ob sie dies nur vermuthet. Im letzteren Falle ist die Ehe des Boleslaus und der Anna als giltig zu betrachten da der Zweifel nicht bewiesen werden kann; beide können die Ehe gebrauchen.

Sollte aber Heva gewiß wissen, daß Anna die Tochter Daniels ist z. B. weil ihr Mann damals gerade abwesend oder impotens war, oder eam non cognovit dann ist wiederum die Frage ob Heva dies beweisen kann. Wenn nicht, braucht Boleslaus ihr nicht zu glauben, er kann die Ehe für giltig halten, er kann das debitum petere und Anna muß dasselbe leisten obgleich sie glaubt, daß die Ehe nichtig sei, weil sie es nicht gewiß weiß et quia semper in favorem matrimonii praesumitur. Auch der

Beichtvater muß sie unterrichten, daß sie nicht sündigt si debitum reddit ja noch mehr, daß sie sogar licite das debitum petere kann.

Wenn aber Eva ihre Behauptung beweisen kann, dann müßten Anna und Boleslaus getrennt werden, oder, wenn sie enthaltfam leben können, können sie auch wie Schwester und Bruder zusammen wohnen.

Nun lassen wir die Lösung Lehmkuhls folgen:

Anna und Boleslaus haben miteinander geheiratet. Nun stellt sich aber folgendes Verhältnis heraus. Der Vater des Boleslaus hatte ein ehebrecherisches Verhältnis mit der an Ceslaus verheirateten Eva; Anna gilt als Tochter des Ceslaus und der Eva, ist aber aus dem Ehebruch mit dem Vater des Boleslaus gezeugt. Da die Sache geheim ist, was muß den beiden, Anna und Boleslaus auferlegt oder gerathen werden?

Antwort 1. Verhält sich die Sache wirklich so, dann ist an eine Sanation der vermeintlichen Ehe zwischen Anna und Boleslaus nicht zu denken; sie ist und bleibt nach dem Naturrecht, als Verbindung von Bruder und Schwester ungültig.

2. Allein Anna und Boleslaus brauchen diese ihre Verwandtschaft nicht zu glauben; selbst nicht auf die bloße Aussage der Eva hin, wenn nicht genügende das heißt sichere Beweise für die ehebrecherische Herkunft der Anna gegeben werden. Denn der Grundsatz gilt allgemein: Was in der Ehe geboren wird, gilt als aus der Ehe geboren, so lange nicht das Gegentheil erwiesen ist. Es muß also der Beweis erbracht werden, daß die eheliche Erzeugung der Anna unmöglich habe Platz greifen können.

3. Ist dieser Beweis nicht zu erbringen, dann haben Anna und Boleslaus auch fortan als Eheleute zu gelten und behalten ihr gegenseitiges Recht auf eheliches Leben.

Ist hingegen Beiden der Beweis erbracht, dann können sie unter sich das eheliche Leben nicht fortsetzen, sondern müssen vollständig als Bruder und Schwester leben. Zu einer neuen Ehe schreiten dürfen sie erst dann, wenn jener Beweis auch öffentlich erbracht und vom kirchlichen Gericht die Nullität der bisher bestandenen Scheinehe ausgesprochen ist. Da dieses jedoch den guten Ruf der Anna und ihrer Eltern schwer belastet, so ist es mißlich, die Angelegenheit bis zu einer solchen Lösung zu drängen. Würde aber das weitere Zusammenwohnen für Anna oder Boleslaus sich als nächste Gelegenheit zur Sünde herausstellen, dann müßte auf Trennung gedrungen werden, selbst auf die Gefahr hin, daß es bis zur Einbuße des guten Rufes für den einen Theil kommen könnte.

II. (Präscriptions-Fall nach dem österreichischen Rechte gelöst). Karl, Universalerbe seines Onkels Paul, hat die Erbschaft vor sieben Jahren in gutem Glauben angetreten. Nun entdeckt er, daß Paul folgende Objecte, die er von ihm ererbt hat,

auf unredliche Weise bejessen hatte, und zwar 1) eine kostbare Uhr, die er (Paul) seiner Zeit gestohlen hat, 2) einen wertvollen Ring, den er wissentlich als gestohlenen Gut gekauft, und 3) ein Grundstück, von dem Paul gewußt hat, daß es sein Großvater vor vielen Jahren durch schlaue Verziehung des Grenzsteines auf Kosten seines Nachbarn um ein bedeutendes Stück vergrößert hatte.

Karl legt diese drei Fälle dem Weichtvater zur Entscheidung vor. Dieser sucht, da sich der ganze Fall im Kaiserthume Oesterreich zugetragen hat, denselben auch nach dem österreichischen allgem. bürgerl. Gesetzbuche zu lösen.

Frage: Wie wird er die drei Fälle zu entscheiden haben?

Vor allem ist zu bemerken, daß sich der Weichtvater bei Lösung dieser Fälle mit vollem Rechte an das bürgerliche Gesetzbuch hält, da es, wie der hl. Alphons l. III. n. 517 bemerkt, die „*sententia communis contra aliquos paucos*“ ist, daß hier das Gesetz „*ob bonum commune ad vitanda jurgia*“ das Eigenthum von einem auf den andern übertragen kann, und daß die nach dem Gesetze vollzogene Präscription folglich auch „*in foro conscientiae*“ Geltung hat.

Die zur Präscription erforderlichen Bedingungen sind: I. bona fides, II. titulus justus. III. continuata possessio, IV. ut res illa praescribi possit (S. Alph. n. 504), oder nach dem österr. bürgerl. Gesetzbuch § 1460 „zur Erßizung wird nebst der Fähigkeit der Person und des Gegenstandes erfordert, daß Jemand die Sache oder das Recht, die auf diese Art erworben werden sollen, wirklich beße, daß sein Besiß rechtmäßig, redlich und echt sei, und durch die ganze von dem Gesetze bestimmte Zeit fortgesetzt werde.“

Fassen wir nun die fraglichen Objecte aus Karls Erbschaft einzeln ins Auge.

1. Die kostbare Uhr. Karl besitzt die von Paul gestohlene Uhr sieben Jahre in gutem Glauben, was nach § 1466 und § 1476 zur Erßizung derselben hinreichend wäre, wenn sich der Besiß laut § 1461 „auf einen solchen Titel gründete, welcher zur Übernahme des Eigenthums, wenn solches dem Übergeber gebürt hätte, hinlänglich gewesen wäre, dergleichen sind: z. B. das Vermächtnis, die Schenkung, das Darleihen, der Kauf und Verkauf, der Tausch, die Zahlung u. s. w.“

Allein als Erbe stellt Karl seinen Erblasser Paul vor, wie § 1462 besagt, und hat als solcher auf die Uhr „nicht mehr Titel“ als Paul selbst hatte, der sie gestohlen. Daher kommt auf unsern Fall die weitere gesetzliche Bestimmung zur Anwendung: „§ 1464: „Der Besiß muß auch echt sein. Wenn jemand sich einer Sache mit Gewalt oder List bemächtigt, oder in den Besiß heimlich einschleicht, so kann weder er selbst, noch können seine Erben dieselbe verjähren“.

Nur als possessor bonae fidei kann Karl die fragliche Uhr, wenn nach fleißigem Nachforschen keine Hoffnung mehr vorhanden ist, den rechtmäßigen Eigenthümer derselben zu finden, nach dem hl. Alphons (Homo Ap. T. X. n. 69) und nach anderen bewährten Auctoren behalten.

2. Günstiger gestaltet sich für Karl die Frage um den wertvollen Ring. Da derselbe von seinem Erblasser wenngleich mala fide gekauft worden war, stützt sich der Besitz auf einen Titel im Sinne des § 1461 und da laut § 1463 „die Unredlichkeit des vorigen Besitzers einen redlichen Nachfolger oder Erben nicht verhindert, die Ersetzung von dem Tage seines Besitzes anzufangen“, so ist der Ring nach Ablauf von sechs Jahren, wo Karl in den Besitz desselben gekommen, durch das Gesetz sein Eigenthum geworden.

3. Dasselbe gilt auch von dem fraglichen Theile des Grundstückes, wenn Paul dasselbe von seinem Großvater als Legat, als Geschenk u. s. w. im Sinne des § 1461 erhalten hatte; denn in diesem Falle tritt, wenn der Besitz auf Karls Namen den öffentlichen Büchern einverleibt ist, nach § 1467 und 1476 nach Verlauf von sechs Jahren seines Besitzes die Verjährung zu seinen Gunsten ein.

Hatte Paul dagegen das Grundstück von seinem Großvater ererbt, so kann nach § 1464 aus Mangel des echten Besitzes auch zu Gunsten seines Erben Karl keine Verjährung eintreten.

Auch die Bestimmung des § 1477, daß es bei einer Ersetzung, die sich auf einen Zeitraum von dreißig oder vierzig Jahren stützt, keiner Angabe des rechtmäßigen Titels bedarf, würde unserem Karl niemals, auch nach Verlauf von noch so vielen Jahren, nicht zu einer Ersetzung verhelfen: denn wie Delama (Just. Theol. mor. I. I. Tr. II. n. 656) bemerkt: „Titulus vi longae possessionis praesumitur, unde si contrarium probatur, neque per hoc longius tempus usucapi potest.“

Bezüglich der von Karl aus dem fraglichen Grundstücks-Theile in gutem Glauben bezogenen Früchte und Nutzungen hat der Beichtvater nach den Pflichten und Rechten des Possessor bonae fidei zu entscheiden (§ 330).

Wien.

P. Joh. Schwienbacher C. Ss. R.

III. (Wann ist man verpflichtet wegen eines einem Andern zugefügten Schadens Ersatz zu leisten?)
Nemesius, der seinem Nachbar Rufus wegen eines verlorenen Processes spinnefeind ist, bringt in Erfahrung, daß dieser einen Vorrath über die Grenze geschmuggelten Tabakes in seinem Hause aufbewahrt. Dies bietet ihm eine erwünschte Gelegenheit, um an dem verhassten Nachbar Rache zu nehmen; daher eilt er zur Finanz-

behörde und erstattet die Anzeige über seine gemachte Entdeckung. Nun wird bei Rufus eine Hausdurchsuchung vorgenommen und das *corpus delicti* aufgefunden, infolgedessen der arme Rufus eine Geldstrafe von 100 fl. zahlen muß. Später bekommt Nemeseius doch Gewissensbisse und bei der Osterbeicht, die er bei Severinus verrichtet, bekennet er seine Feindschaft und seinen Racheact. Severinus befiehlt ihm die Feindschaft gegen Rufus aufzugeben und den demselben zugefügten Schaden gut zu machen. Zur Ablegung der Feindschaft erklärt sich Nemeseius bereit, nicht aber zum Schadenersatz. Infolgedessen verweigert ihm Severinus die Lossprechung.

Frage: Hat Severinus recht geurtheilt, indem er den Nemeseius zum Schadenersatz verpflichtete?

Um diese Frage richtig zu beantworten, müssen wir untersuchen, in welchem Falle Jemand wegen eines einem Andern zugefügten Schadens zum Ersatz verpflichtet sei. Eine solche Verpflichtung liegt nur dann vor, wenn die drei folgenden Bedingungen eintreffen: a) wenn die Handlung, welche den Schaden verursacht hat, wirklich sündhaft und im Gewissensbereiche imputabel (*theologice culpabilis*) ist; es genügt also nicht, wenn die Handlung bloß vor dem weltlichen Gesetze als schuldbar gilt (*iuridice culpabilis*); b) wenn die betreffende Handlung die wirksame Ursache des entstandenen Schadens ist, das heißt, wenn der Schaden die naturgemäße Folge oder Wirkung der gesetzten Handlung ist; c) wenn die schadenbringende Handlung ungerecht ist, das heißt wenn sie ein wirkliches Recht des Andern, im strengen Sinne genommen, verletzt (vgl. Delama, *de iustitia et iure*, edit. 3., Tridenti 1889, n. 328).

Nun fragt es sich, ob diese drei Bedingungen in unserem Falle eintreffen? Die erste Bedingung ist ohne Zweifel vorhanden, denn Nemeseius hat sicher eine schwere Sünde begangen, da er aus tödtlichem Haß gehandelt. Auch an dem Vorhandensein der zweiten Bedingung ist nicht zu zweifeln, denn die von Nemeseius erstattete Anzeige war offenbar die wirksame Ursache des Schadens, welchen Rufus erlitten, da auf Grund der Anzeige die Hausdurchsuchung vorgenommen wurde, deren Folge die Auffindung des verbotenen Objectes und die Auferlegung der Geldstrafe war. Nun handelt es sich noch um die dritte Bedingung; hat Nemeseius wirklich die Gerechtigkeit verletzt? Diese Frage muß verneint werden. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß Rufus durch Aufbewahrung geschmuggelter Waare eine ungesetzliche Handlung begangen; nun hat aber Jedermann das Recht, ungesetzliche Handlungen zur Anzeige zu bringen. Nemeseius hat also wohl eine schwere Sünde gegen die christliche Liebe, aber keine Ungerechtigkeit begangen. Daraus ergibt sich, daß er *vi laesae iustitiae* zum Schadenersatz nicht verpflichtet werden kann und daß die Entscheidung des Beichtvaters unrichtig gewesen.

Eine andere Frage ist es, ob der Beichtvater dem Nemefius nicht zur Buße aufgeben könnte, einen theilweisen Schadenersatz zu leisten. Dies könnte geschehen, wenn Nemefius wohlhabend, Rufus aber in bedrängten Umständen wäre. Dies würde auch als Prüfstein dienen, ob der Bönitent seinem Nachbar wahrhaft verziehen habe und bereit sei, sich mit ihm auszusöhnen.

Trient.

Prof. Dr. Josef Niglutsch.

IV. (Bination ohne bischöfliche Erlaubnis). In Audorf war der letzte Tag der heiligen Volksmission herangekommen, nachmittags um 2 Uhr sollte schon die feierliche Schlussandacht stattfinden. Für diesen Tag war nun die General-Communion der Jungfrauen festgesetzt, und diese erschienen auch alle insgesammt, 500 an der Zahl. Mit heiliger Freude erwarten sie den feierlichen Act der General-Communion. Da nun im Ciborium vom Vortage her nur mehr 20 bis 30 consecrierte Partikeln vorhanden waren, wurde der Meßner, ein ziemlich vergeßlicher, alter Mann, beauftragt, einen in Bereitschaft gesetzten Kelch mit etwa 500 bis 600 kleinen Partikeln zur Consecration bei dem Communion-Amt der Jungfrauen auf den Altar zu stellen. Der Cooperator des Ortes celebrierte nun das feierliche Communion-Amt; einer der Missionäre hielt nach der Communion des Priesters die übliche Ansprache an die versammelten Jungfrauen. Nun kam der Augenblick, wo diese zum Tische des Herrn hinzutreten wollten; doch siehe, da wird zum nicht geringen Schrecken der Celebrans gewahr, daß die zur Consecration bestimmten Partikeln nicht auf den Altar gebracht, folglich nicht consecriert worden seien. Da war nun guter Rath theuer. Es war, wie oben erwähnt, der letzte Tag der Mission, 500 Jungfrauen wollten communicieren und den vollkommenen Ablass gewinnen. Wo hätte man in einer Nachbarspfarre, die zudem alle stundenweit von Audorf entfernt liegen, 500 consecrierte Hostien bekommen können? Man hätte schwerlich irgendwo auch nur 50 bis 100 bekommen. Der celebrierende Cooperator glaubte, da er die Ablutio noch nicht genommen hatte, in diesem Falle eine zweite Messe lesen zu dürfen, um die Partikeln consecrieren zu können, was er denn auch that, — selbstverständlich ohne ein Stipendium zu nehmen. Es fragt sich nun: durfte der Cooperator in diesem dringenden Falle ohne Erlaubnis des Bischofes binieren oder nicht?

In dem gegebenen Falle war nach Ansicht mehrerer Moralisten die Bination auch ohne Erlaubnis des Bischofes gestattet. (II. n. 264). In den „Casus conscientiae“ von Gury kommt ein dem vorliegenden aufs Haar gleicher Fall zur Sprache; denn es heißt dort: „Floribertus missionarius, peracta quadam missione cum uberrimo animarum fructu, jam ad ultimam diem pia exercitia perduxerat. Jam instabat communionis generalis solemnitas. Sed inexpectata

exsurgit difficultas. Ecce, parochus, qui sacrum faciebat et ad communionem jam devenerat, advertit non sine stupore, se hostias ad fideles communicandos destinatas non consecrasse et ciborium in extremo altaris angulo reliquisse.“ Nun fragt der Moralist: „an altera missa ab eodem sacerdote celebrari possit eadem die absque licentia episcopi?“ Die Antwort lautet: „Sane id fieri potest aliquando ex gravissima et urgenti causa, ut ex jure canonico eruitur. Dazu bemerkt Bouix: „in uno aut altero casu praesertim repentino et in quo non facile pateat aditus ad episcopum, si aliunde certe adesse videatur sufficiens necessitas a jure requisita, non puto crimini vertendum parochi, quod dictam licentiam non requirat.“

In dem oben gegebenen Falle waren aber gewiß alle Bedingungen vorhanden, welche eine Vination auch ohne Erlaubnis des Bischofes als gerechtfertigt erscheinen lassen; denn erstens war die causa gewiß eine gravissima und urgens; es war ja der allerletzte Tag der Mission, nachmittags desselben Tages schon der Schluß derselben. Wäre auch nur Ein Tag noch übrig gewesen, so hätte man die General-Communion der Jungfrauen noch für den nächsten Tag verlegen können. Zweitens wäre es doch gewiß unbillig gewesen, die 500 Jungfrauen ohne Empfang so großer Gnadenstücke, wie die heilige Communion und der vollkommene Ablass ist, aus dem Gotteshause nach Hause zu schicken. Drittens war es unmöglich, von einer Nachbarsparre auch nur den vierten Theil der nöthigen heiligen Hostien zu requirieren, da selbe nirgends vorrätig gewesen wären. Viertens war es auch unmöglich, beim Bischof um die Erlaubnis zur Vination einzuschreiten; denn von Audorf bis zur nächsten Telegraphenstation sind zwei Stunden Entfernung; das Retourtelegramm und die Erlaubnis des Bischofes zur Vination hätte also im günstigsten Falle erst nach 4½ Stunden einlangen können. Vorausgesetzt nun, die Jungfrauen hätten wirklich noch 4 Stunden bis zur Einlangung des Telegrammes warten können, — was jedoch höchstens bei einigen der Fall gewesen sein würde, so hätte die Communion im günstigsten Falle erst um 2 Uhr nachmittags gereicht und auch die Vinations-Messe erst um diese Zeit gelesen werden können, — also wieder ein Ding der Unmöglichkeit. Aus dem Gesagten geht nun hervor, daß die Vination des Cooperators von Audorf im gegebenen Falle auch ohne Erlaubnis des Bischofes stattfinden konnte. Schließlich soll noch bemerkt werden, daß die Vination weder bei den Jungfrauen noch bei dem anderen in der Kirche anwesenden Volke irgend ein Aufsehen erregte, was daraus geschlossen werden kann, daß diesbezüglich keinerlei Anfrage oder Bemerkung gemacht worden ist.

Eggerding.

Pfarrer Anton Reibinger.

Anschließend an diesen der Redaction zugesendeten Fall, wollen wir mit Benützung eines sehr instructiven Artikels im Archiv für

katholisches Kirchenrecht (Jahrg. 1897, Seite 43 ff.) die gegenwärtig in der Kirche betreffs der Vination herrschende Disciplin einer kurzen Erörterung unterziehen.

Unter Vination versteht man die öftere Darbringung des heiligen Messopfers am nämlichen Tage durch denselben Priester. Vom Standpunkte der Dogmatik unterliegt die Vination durchaus keinen Bedenken. Auch ist die Vination durch kein göttliches Gesetz verboten. Die Vination ist Sache der kirchlichen Disciplin. Die kirchliche Disciplin war in den verschiedenen Zeiten eine verschiedene. Die kirchliche Gesetzgebungsgewalt mußte ja die jeweiligen Bedürfnisse und Verhältnisse berücksichtigen. In den ersten Jahrhunderten finden wir von einer Vination keine Spur. Später kam sie zuerst seltener, dann häufig vor. Es entstanden Mißbräuche, gegen welche die kirchliche Gesetzgebung einschreiten mußte. Die Kirche wünscht einerseits, daß das heilige Messopfer möglichst oft gefeiert werde, anderseits aber mußte sie dasselbe vor Mißbrauch schützen. Einer der ärgsten Mißbräuche, der dem gläubigen Volke zum größten Aergernisse gereichen mußte, war die Habgucht mancher Priester, welche geradezu darauf lauerten, möglichst viele Stipendien zu erhalten und welche bereit waren gegen entsprechende Belohnung beliebig oft im Tage das heilige Opfer zu wiederholen. Die Kirche hat deshalb strengstens verboten die heilige Messe außer im Nothfalle öfter als einmal zu lesen. Der Hauptgrund des Verbotes war nicht bloß jede Habgucht, sondern auch den Verdacht der Habgucht vom heiligen Opfer fern zu halten, und dies blieb das Hauptmotiv des Verbotes bis auf den heutigen Tag. Es gibt auch andere Motive, warum die Kirche die Vination mit Ausnahme des Nothfalles verbietet. Die Congr. C. deutet dieselben in einem Schreiben vom 28. Februar 1891 an den Patriarchen von Venedig an mit folgenden Worten: *Semper illud secum transfert incommodum (sc. Missae iteratio), quod sacerdos obviam excusationem habet, ut minori zelo ac sollicitudine cetera obeat munera, nimirum praedicandi, catechesim tradendi, sacras confessiones audiendi.*

Als Grund für die Vination galt immer der Nothfall. Derselbe wurde aber im Verlauf der Zeit verschieden aufgefaßt. Früher lag ein solcher Nothfall schon vor, wenn die Tagesmesse zu lesen und außerdem ein Todter zu beerdigen und für ihn das heilige Opfer darzubringen war. Seit dem Tridentinum wurde die causa necessitatis durch die Congr. C. mehr eingeschränkt und die ganze Vinationspraxis überhaupt einheitlicher gestaltet. Namentlich hat Benedict XIV. den Begriff der necessitas genau fixiert. Die Auffassung der Vination, wie sie in den Schriften Benedicts XIV. und in den Entscheidungen der Congr. C. enthalten ist, läßt sich etwa in folgenden Worten skizzieren: Die Vination ist etwas Anormales, etwas was nicht sein sollte; sie ist nur gestattet im wirklichen Nothfalle, und es ist nur Vination im strengen

Sinne, d. h. nur zweimalige (nicht öftere) Celebration der Messe erlaubt; endlich darf für die zweite Messe kein Stipendium angenommen werden.

Was ist nun heute geltendes Recht betreffs der Vination? Die Vination wird nur zum Wohl der Gesamtheit, nicht aber zum Wohl einzelner Personen gestattet. Die Vinationsbefugnis wird ertheilt, wenn sonst eine große Anzahl von Gläubigen an Sonn- und Feiertagen das Kirchengebot nicht erfüllen könnte. Untersuchen wir diese Sätze, so ergibt sich vorerst, daß diese Erlaubnis nicht ertheilt wird, wie es in früheren Zeiten oft vorkam, wegen der Ankunft von Pilgern oder eines Fürsten oder eines Bischofs, oder wegen der Einsegnung einer Ehe, oder um einem Kranken das Viaticum spenden zu können, oder wegen der Beerdigung eines Verstorbenen. Auch kann die Vination nicht gestattet werden, um vornehmen Familien an den Sonntagen in ihren Hauskapellen dadurch eine heilige Messe zukommen zu lassen. Es ergibt sich ferner, daß diese Erlaubnis nicht ertheilt wird an Tagen, wo es für die Gläubigen keine Pflicht ist die heilige Messe zu hören. Es ergibt sich ferner, daß dort, wo ein anderer Priester da ist, der die zweite Messe lesen kann oder wo ein solcher leicht aus der Nähe zu erhalten ist, nicht biniert werden darf. Vination ist nur da zulässig, wo ein zweiter Priester trotz gemachter Anstrengungen nicht zu erhalten ist. Dieser Nothfall kann gegeben sein, wenn ein Priester mehrere Kirchen zu besorgen hat oder wenn in einer Kirche mehr Messen zu lesen sind als Priester da sind. Die Vination in zwei verschiedenen Kirchen ist der gewöhnliche Fall. Benedict XIV. führt diesen Fall in der Const. „Declarasti“ in folgender Weise an: *Bis eodem die Missae sacrificium offerre unanimi consensu permittitur sacerdoti, qui duas parochias obtinet vel duos populos adeo sejunctos, ut alter ipsorum parochus celebranti per dies festos adesse nullo modo possit ob locorum maximam distantiam; tunc enim absque ulla dubitatione licere existimant Rectori, cum Festi dies incidunt, bis Sacrum conficere.* Der Umstand, daß ein Pfarrer zwei Gemeinden zu pastorieren hat, berechtigt noch nicht zur Vination. Wenn die zwei Gemeinden leicht in den gemeinschaftlichen Gottesdienst kommen können, liegt ja kein Nothfall vor. Nur wenn sie von einander weit entfernt sind und es ihnen moralisch unmöglich ist zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienst zusammen zu kommen, liegt der Nothfall vor. Wie weit diese Entfernung sein müsse, läßt sich nicht durch allgemeine Regeln bestimmen. Als im Jahre 1851 der apostolische Vicar von Limburg in Rom anfragte, ob er Vination gestatten könne in Fällen, wo die verschiedenen Pfarreien etwa eine halbe Stunde von einander entfernt seien, erhielt er von der Congr. de Propaganda fide die Antwort: man überlasse die Sache ganz seiner Einsicht und Gewissenhaftigkeit.

Die Vinationsvollmacht wird dann verliehen, so oft ein großer Theil des Volkes ohne dieses Indult der Wohlthat der heiligen Messe beraubt würde. Nach dem früher Gesagten versteht sich dieser Ausspruch der C. C. vom 29. März 1880 von Sonn- und Feiertagen. Es kann nun das auch zutreffen bei ein und derselben Kirche. Ein solcher Fall liegt z. B. vor, wenn die Kirche die Gläubigen nicht alle fassen kann. So hat die C. C. nach dem Bericht der Acta S. Sedis XXI. pag. 547 und XXV. pag. 182 erklärt in Fällen, wo hauptsächlich propter angustiam ecclesiae Vinationsvollmacht verliehen wurde. Unter Umständen kann, selbst wenn die Kirche für alle Gläubigen ausreichend wäre, Vination gewährt werden, nämlich da, wo bei nur einmaligem Gottesdienst ziemlich viele z. B. dienende Personen regelmäßig am Besuch desselben verhindert wären. Wie groß die Zahl solcher Personen sein müsse, ist nach den Umständen und Verhältnissen zu beurtheilen. Eine bestimmte Ziffer läßt sich nicht festsetzen. Offenbar darf sie aber nicht eine gar zu geringe sein.

Dies sind die Fälle, in welchen das allgemeine kirchliche Recht, abgesehen von den drei Messen am Weihnachtsfeste und von dem Falle der Nothwendigkeit die Messe eines andern unwohl gewordenen Priesters zu vollenden, die Vination gestattet. Es ist aber zu betonen, daß selbst im anerkannten Nothfalle die Ermächtigung durch den Bischof (von apostolischen Missionären die Erlaubnis des Papstes) eingeholt werden muß. Nur in einem ganz unerwarteten Falle (z. B. wegen plötzlicher Erkrankung eines Priesters), wo nicht mehr an den Bischof berichtet werden kann, darf man die bischöfliche Erlaubnis präsumieren.

Die deutschen Bischöfe erhalten die Vollmacht, in Nothfällen die Vination zu erlauben, in den Quinquennalfacultäten. Der § 15 dieser Facultäten lautet: *Celebrandi bis in die, si necessitas urgeat, ita tamen, ut in prima Missa non sumpserit ablutionem, per unam horam ante auroram et aliam post meridiem Caveat vero, ne praedicta facultate seu dispensatione aliter quam ex gravissimis causis et rarissime utatur, in quo graviter ipsius conscientia oneratur.* Dieser Vollmacht sind also strenge Clauseln beigelegt, damit die Bischöfe ja nur im Nothfalle davon Gebrauch machen. Indes hat die Congregation der Propaganda selbst vor allzugroßer Aengstlichkeit gewarnt und einem Bischof geschrieben: Wenn du es für nothwendig oder den Gläubigen sehr nützlich hältst, sollen dich die strengen Worte der Formel nicht erschrecken. Für den anfangs dieses Artikels mitgetheilten Fall ist sehr bemerkenswert, wie die Propaganda selbst in ihrer Instruction (n. 11) den Umfang der durch die Formel den Missionsbischöfen (der § 15 der Quinquennalfacultäten ist gleichlautend mit der von der Propaganda den Missionsbischöfen verliehenen Vollmacht) verliehenen Vollmacht auslegt. „*Observabis indultum non coerceri*

ad populi indigentiam diebus tantum festivis, sed cum generalibus terminis contineatur, comprehendere quoque alios casus, de quibus agitur, quemadmodum esset necessitas administrandi infirmis Viaticum in utraque paroecia, et in hujus modi aliis cassibus locum habere debere praescriptas cautelas“. Also auch an anderen Tagen als gerade an Sonntagen und auch in anderen Fällen als den vom allgemeinen Rechte anerkannten können sie Straft dieser Facultäten dispensieren.

V. (**Casus de justitia**). In einem Orte liegt hoch oben ein Staatsgebäude. Die kaiserl. Beamten, welche oft inspiciere müssen, haben vom Staat die Erlaubnis, dahin einen Zweispänner zu benützen; sie nehmen aber einen Einspänner, mit dem es auch geht, lassen sich aber die Bestätigung für einen Zweispänner vom Ortsvorstand Leander, wie es vorgeschrieben ist, geben und stecken so das übrige Geld ein. Leander fragt nun seinen Pfarrer:

1. Ob er gesündigt habe?
2. Ob er restituieren müsse und wem und wie?
3. Ob er ferner so unterschreiben dürfe? und wenn nicht, was er thun soll? er getraue sich nicht es abzuschlagen.
4. Haben die Beamten eine Restitutionspflicht und wie?

Auf den ersten Blick könnte wohl mancher meinen, Leander habe sich einer Sünde schuldig gemacht und dürfe die bisherige Praxis nicht mehr üben. Anders zeigt es sich jedoch, wenn wir seine Handlungsweise näher ansehen und die allgemein anerkannten Principien der Moral darauf anwenden. Es handelt sich um eine doppelte Sünde, die L. begangen haben könnte: 1) ob er einen ungerechten Schaden verursacht und zur Restitution verpflichtet ist? 2) ob er sich einer Lüge schuldig gemacht?

Die erste Frage muß verneint werden. Er hat offenbar keine Ungerechtigkeit begangen gegen die Beamten, denen er nur Nutzen gebracht hat. Er hat auch keine Ungerechtigkeit begangen gegen den Staat; denn auch dieser erleidet keinen Schaden. Den Beamten steht das Recht zu, einen Zweispänner zu benützen auf Staatskosten; ob der Kutscher oder die Beamten das Geld einstecken, bleibt für den Staat gleich. — Leander hat auch keiner Theilnahme an ungerechter Schädigung sich schuldig gemacht. Die Beamten waren in ihrem Rechte: der Staat kann ihnen vernünftiger Weise nicht verbieten, statt eines Zweispanners einen Einspänner zu benützen, wenn sie damit ebenso gut ihren Zweck erreichen. Das übrige Geld dürfen sie behalten, denn es ist eine Ersparnis, die sie machen, indem sie auf einen äußern Pomp oder größere Bequemlichkeit verzichten.

Die zweite Frage, ob L. einer Lüge sich schuldig gemacht, ist zunächst nach seinem Gewissen zu entscheiden. Hat er sicher und

fest gemeint, eine Lüge zu sagen, so hat er sich allerdings gegen das achte Gebot Gottes vergangen: *omne quod non est ex fide, peccatum est.* — Sagt er jedoch, er sei selbst im Zweifel gewesen, ob es eine Lüge sei; er habe nicht lügen wollen, habe aber auch nicht gewagt, den Beamten die Bitte um die Unterschrift abzuschlagen, und diese hätten gemeint: Da sei keine Lüge; so handelt es sich darum, ob er von einer *restrictio mentalis* Gebrauch machen durfte und richtig gemacht hat. — Daß er eine *restrictio mentalis* gebrauchen durfte, ist wohl sicher; natürlich nur eine solche im weiteren Sinne. Die *restrictio pure mentalis* ist nie erlaubt. Die andere aber ist erlaubt, wenn ein triftiger Grund vorhanden ist. Dieser Grund muß um so gewichtiger sein, je weniger Wahrscheinlichkeit da ist, daß der wahre Sinn des Sprechenden aus den Umständen errathen werde. — Da der Staat die Bestätigung des Ortsvorstandes fordert, so kann L. dieselbe in Form einer *restrictio mentalis* geben, um den Beamten einerseits ihren Vorthail zukommen zu lassen, andererseits sie von Unannehmlichkeiten oder ev. Strafe zu bewahren. — Hat L. nun auch richtigen Gebrauch gemacht von einer *restrictio mentalis*? — Das kann wohl ruhig bejaht werden. Würde er z. B. geschrieben haben: „daß die Spezen für einen Zweispänner ausgegeben wurden, bestätigt der Vorsteher“, so wäre nicht einmal eine *restrictio mentalis* vorhanden. Kann er aber so nicht schreiben, so darf er auch einfach bestätigen: „Die Beamten haben einen Zweispänner benützt“, was leicht zu verstehen ist: sie haben gebraucht, was ein Zweispänner kostet, sie haben dasselbe gethan, als hätten sie einen Zweispänner benützt. — So darf L. in Zukunft ruhig seine Praxis beibehalten; von Restitutionspflicht kann weder bei den Beamten noch beim Ortsvorstande die Rede sein.

Brunneck.

Dr. Josef Egger.

VI. (*Tactus sacerdotis in pueris puellisve*). Titus, ein Seelsorger, klagt sich an, daß er im Privatverkehre mit Schulkindern einzelne aus besonderer Zuneigung bei der Hand gefaßt, — sie an die Brust gedrückt habe, jedoch ohne irgend eine unlautere Absicht. Was ist zu derartigen Berührungen zu sagen?

Für Priester, beziehungsweise Seelsorger gelten hierüber zwar dieselben Moralprincipien wie für andere Personen ledigen Standes; doch ist bei deren Anwendung auf den Priester ein Vierfaches zu berücksichtigen: Erstens hat der Priester in Folge des Gelübdes der Keuschheit eine doppelte Verpflichtung, sich vor allen Gefahren in dieser Beziehung zu hüten. Zweitens sind auch abgesehen davon für ihn wegen der Heiligkeit seines Standes die Schranken der Sittsamkeit bedeutend enger gezogen als für Weltleute. *Levia etiam delicta in clericis maxima essent*, sagt das Concil von Trident. (Sess. XXII. cap. I. de ref.) Drittens veranlaßt auch der bloße Schein des Bösen von seiten des Priesters viel eher ein

Argernis. Wiertens ist der Priester aus verschiedenen Gründen nicht selten irritabel als Weltleute.

Was nun die allgemeinen Moralprincipien bezüglich der fraglichen tactus betrifft, so sagt Vallerini-Palmieri (t. II. p. 686): *Ocula, amplexus, compressiones manuum et similia non obscena, si fiant tantum officii aut moris patrii aut amoris honesti vel benevolentiae augendae causa, etiamsi delectatio venerea suboritur (modo in eam non consentiatur), non sunt peccata.* Hierzu fügt er erklärend bei, es gelte das nur von oscula, tactus etc. ad partes honestas corporis (visus, manus, dorsum, caput, pedes); nicht von solchen Acten ad partes minus honestas (pectus, brachia, crura). Dann fährt er fort: *Si vero ista fiant ex aliqua veniali vanitate, ioco, curiositate, levitate, petulantia, imo etiam sensualitate sive affectu sensuali ac naturali (dummodo non cum delectatione venerea nec eius causa et, si praeter intentionem suboritur, ea repulsa et tunc abstinendo ab illis), venialem culpam non excedunt.* Später (p. 689, n. 38.) sagt er von den tactus ad partes minus honestas sed haud turpes alterius, welche ohne hinreichenden Grund geschehen: *secluso periculo lapsus non sunt per se mortalia.* Wenn wir diese Principien auf unsern Fall anwenden, so fragt es sich zunächst, welcher Art die Zuneigung des Titus zu den betreffenden Kindern gewesen ist. War es eine sinnliche Zuneigung, so waren die fraglichen Handlungen jedenfalls sündhaft, und zwar per se venialiter, konnten aber durch ein vorhergesehenes periculum delectationis venereae oder Argernis auch schwer sündhaft werden. Bezüglich des möglichen Argernisses ist zu bedenken, 1) daß, wenn auch die Handlung selbst unter vier Augen geschieht, doch ein Kind in seiner Freude über die „außergewöhnliche Freundlichkeit und Liebe des Herrn Pfarrers zu ihm“ andern leicht das Vorgefallene erzählen kann; 2) daß solche Vorkommnisse sich dem jugendlichen Gedächtnisse einzuprägen pflegen und in spätern Jahren nicht selten der Gegenstand argwöhnischer Reflexionen werden. — War die Zuneigung ein lauterer, väterliches Wohlwollen, etwa weil das Kind sich durch Fleiß oder gutes Betragen ausgezeichnet hatte, so entsteht die Frage, ob die in Rede stehenden Bezeugungen dieses Wohlwollens mit der priesterlichen Sittsamkeit vereinbar sind. Handelt es sich bloß um einen kurzen Händedruck zum Gruss oder ein leichtes Klopfen auf die Schulter u. dergl., so läßt sich dagegen wohl nichts sagen. Aber die Hand eines Kindes lange festhalten oder gar das Kind umarmen und an die Brust drücken, ziemt sich nur für einen leiblichen, nicht für einen geistlichen Vater, wenigstens nicht dort, wo deutsche Sitte herrscht. Das gilt doppelt, wenn das Kind ein Mädchen ist. Deshalb sind derartige Zeichen des Wohlwollens vonseiten eines Priesters, mag das Wohlwollen auch noch so rein sein, als ungeziemend und sündhaft zu betrachten. Auch in diesem Falle treffen die beiden,

obigen Bemerkungen bezüglich eines möglichen Aergernisses zu und sind ein zweiter Grund für die Unstatthaftigkeit der fraglichen Handlungen.

Blyenbeck.

J. Linden S. J.

VII. (**Betrug**). „Philipp betrog einen Juden bedeutend, sagt dann schuld bare Crida an, wird eingesperrt und sitzt seine Strafe ab sammt den Folgen. Er hat aber ein großes wertvolles Haus, wo er seine Mutter anschreiben ließ. Ist Philipp im Gewissen zum Zahlen an den Juden noch verpflichtet? Was muß er thun beim Beichten oder beim Sterben, wenn er da den Seelsorger rufen läßt?“

Selbstverständlich wird im vorstehenden Eingefandt nicht in Frage gestellt, ob der an dem Juden begangene Betrug Restitutionspflicht begründe oder nicht — es heißt auch in der Frage: Ist Philipp . . . noch verpflichtet? — sondern ob eine gerechte Ursache vorhanden sei, welche die genannte Pflicht entweder aufhebt oder deren Erfüllung aufschiebt. Es wird auf die *cessio bonorum* hingedeutet.

Wo die Moralisten von der *cessio bonorum* als *causa excusans* oder *dilatoria restitutionis* handeln, haben sie zunächst die Gläubiger, mit andern Worten die *debita ex contractu* im Auge, insoferne nämlich die Forderungen der einzelnen Gläubiger aus der Concursmasse nur zum Theil oder gar nicht befriedigt wurden, und erklären, daß der Schuldner mit der Befriedigung der restierenden Forderungen so lange innehalten dürfe, bis ihm dies leicht möglich wird, ausgenommen 1) wenn die Insolvenz eine fingierte, 2) wenn die Crida eine schuld bare ist. Somit kann Philipp seinen Gläubigern gegenüber, mit andern Worten bezüglich der *debita ex contractu* auf jene Begünstigung im Gewissen und auch nach der österreichischen Concursordnung vom 25. December 1868 § 54 um so weniger Anspruch machen, weil bei ihm 1 und 2 zutrifft, ja er ist die zur Befriedigung der Gläubiger nothwendigen Schritte zu beschleunigen umsomehr verpflichtet, als er nur ein fictiver Insolvent ist. Kann er aber jene Begünstigung dem Juden gegenüber, d. i. mit Bezug auf das *debitum ex delicto* beanspruchen? Die *sententia communis* (s. Alph. th. m. l. 4. n. 699) verneint auch dieses und Laymann (l. 3. tr. 2. cap. 12. n. 5.) gibt als Grund an: *quia non est credibile jure civili beneficium cessionis iis tribui, qui potius poenae severitatem merentur.*

Muß oder darf man nun aus der Laymannschen Begründung nicht des weitern folgern, Philipp hat dem Juden eher zu restituiren als seinen Gläubigern? Wir stehen hiemit vor der von den Moralisten ventilirten Frage: *utrum debita ex delicto sint solvenda ante debita ex contractu?* Wenn es sich um *debita ex contractu* gra-

tuito gegenüber debita ex delicto handelt, herrscht keine Meinungsverschiedenheit; in diesem Falle sind alle Moralisten einig, daß die debita ex delicto vorgehen. Der Grund liegt auf der Hand. Wenn es sich aber um debita ex delicto gegenüber debita ex contractu oneroso handelt, sehen wir die Moralisten in drei Lager getheilt.

Eine Ansicht geht dahin, daß die debita ex delicto vorgehen, weil man über ein *damnum ex delicto* ungehaltener sei, als über ein *damnum ex contractu*, da man sich letzterem durch freiwillige Eingehung des Vertrages selbst aussetze. Vermöge dieser Begründung wären die debita ex *usuris*, obgleich sie debita ex delicto sind, von der Regel auszunehmen, wie dies auch manche Auctoren, die sich zu dieser Regel bekennen, thun und zwar deshalb, weil, wer wucherische Zinsen gezahlt hat, sich dazu wenn auch ungern verstanden hat und daher weniger widerwillig ist, als ein Gläubiger, wenn derselbe dasjenige nicht erhält, was ihm aus einem rechtmäßigen (onerosen) Vertrag gebührt. — Indes ist obige Regel — auch mit dieser Einschränkung — nicht haltbar. Denn nicht bezüglich des *damnum*, sondern bezüglich der *causa damni* ist das Ungehaltensein ein ungleiches, nämlich ein größeres bezüglich des *delictum* (Zinswucher ausgenommen) und es handelt sich in der Frage nicht um die Personalinjurie, sondern um den materiellen Schaden und dessen Gutmachung. Für obige Ansicht, nämlich die debita ex delicto gehen denen ex contractu oneroso vor, wird auch s. Thom. opusc. 73 citirt; es gehört jedoch diese Schrift zu den entschieden zweifelhaften (Werner, der hl. Thomas v. Aquin Bd. 1, S. 877).

Eine zweite Ansicht behauptet das gerade Gegentheil, nämlich die debita ex contractu oneroso gehen den debita ex delicto vor, weil diese aus Gerechtigkeit, jene überdies aus Treue verpflichten. Aber kann denn die Treue zum Schaden eines andern verpflichten?

So entgegnen die Vertreter einer dritten Ansicht, welche lautet, keine dieser beiden Gattungen von debita habe einen Vorzug vor der andern, sondern beide seien gleichzeitig pro rata zu befriedigen; denn die Restitutionspflicht gründe beiderseits in *injusta detentione rei alienae*. Auch anerkenne weder das positive Recht einen solchen Rangunterschied noch unterscheide die Gerichtspraxis (im Civilverfahren) zwischen diesen beiden Gattungen von debita. Diese dritte Ansicht nennt der hl. Alphons (l. c. n. 688) die *communior* und *probabilior*.

Philipp bleibt demnach nicht bloß seinen Gläubigern gegenüber, soferne sie durch die *cessio bonorum* nicht befriedigt wurden, zur Restitution verpflichtet, sondern auch dem Juden gegenüber, er hat dieselbe möglichst zu beschleunigen und in der Weise zu bewerkstelligen, daß er weder dem Juden vor den Gläubigern noch den Gläubigern vor dem Juden, sondern diesem und jenen gleichzeitig pro rata restituiert.

Zur zweiten Frage, was Philipp beim Beichten oder beim Sterben thun müsse, wenn er den Seelsorger rufen läßt, sei Folgendes bemerkt: Er ist nicht gehalten und kann auch vom Beichtvater nicht verhalten werden, den Betrug dem Juden und die betrügerische Erida seinen Gläubigern zu offenbaren, weil er dies nicht könnte ohne Gefahr der Infamie und sehr schwerer Strafe, ist aber verpflichtet, auf einem andern Wege zu restituieren, nämlich im Geheimen oder durch eine verlässliche Mittelsperson, wie es insbesondere der Seelsorger oder Beichtvater ist. (Marres I. 2. n. 149).

Salzburg.

Professor Dr. Anton Auer.

VIII. (Kann ein Curatbeneficium als erledigt angesehen werden, weil der Beneficiat in Folge andauernder Geisteskrankheit sein Amt nicht ausüben kann?) Es geschieht, leider, nicht selten, daß ein Seelsorger von einer langwierigen Krankheit heimgesucht wird, die ihm die Ausübung seines Amtes unmöglich macht. So war es auch im nachstehenden Falle. Ein Pfarrer wurde schwer geisteskrank und mußte in eine Heilanstalt gebracht werden. Da vorauszusehen war, daß die Krankheit länger andauere, der Kranke vielleicht nie mehr seine frühere Gesundheit erlangen werde, um sich seinem Amte wieder widmen zu können, so wurde für sein Beneficium vom bischöflichen Consistorium ein Administrator ernannt, dem von der k. k. Statthalterei in Prag ein Provisor Gehalt per 37 fl. ö. W. aus dem Religionsfonde mit dem Bemerkten angewiesen wurde, „daß die übrigen Ansprüche des Administrators — da die Provision die gesetzliche Höhe nicht erreichte — aus dem Localeinkommen der Pfründe ihre Bedeckung finden.“ — Nach längerer Zeit erholte sich der kranke Pfarrer vollkommen, trat sein Beneficium wieder an und machte seine Ansprüche auf die Ueberschüsse des Localeinkommens seiner Pfarre während seiner Krankheit mit der Begründung geltend, sein Beneficium sei de jure keineswegs erledigt gewesen, und daher gebühren die fraglichen Ueberschüsse weder dem Administrator, noch dem Religionsfonde, sondern dem rechtlichen Besitzer der Pfründe, für welchen er nach wie vor angesehen werden müsse.

Mit Bescheid vom 30. November 1894, Z. 153.198, wies die k. k. Statthalterei Prag das Gesuch des Pfarrers mit der Motivierung ab, die Pfarre in N. sei factisch durch die ganze Zeit der Administration erledigt gewesen, und es gebühren demnach dem Administrator derselben als Vertreter des Intercalarfondes alle Localeinkünfte für die Intercalarperiode, der das bezügliche Pfründenerträgnis in der Intercalarrechnung verrechnen und den etwaigen Ueberschuß für den Religionsfond in Abfuhr bringen muß.

Gegen diese Entscheidung recurrierte der Pfarrer an das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht, welches mit Erlass vom

5. October 1895, Z. 8052, dem Recurse Folge gegeben und die angefochtene Entscheidung der k. k. Statthalterei, welche sich darauf stützte, die Pfarre in M. sei infolge Erkrankung des Pfarrers und längerer Administrirung seiner Pfarre erledigt gewesen, mit der ganz richtigen Begründung behoben hat, daß die Verhinderung eines Beneficiaten sein Amt (actuell) auszuüben, ihn desselben nicht verlustig mache. — Es wäre in der That hart, wenn ein Seelsorger sein Beneficium deshalb einbüßen sollte, weil er wegen langer unverschuldeter Krankheit seine Amtspflichten persönlich nicht erfüllen kann! Diese Maßregel würde nicht nur gegen alle Grundsätze der Billigkeit, nach welchen „afflicto non et addenda afflictio“, sie würde auch gegen das canonische Recht verstoßen, nach welchem kranken Seelsorgern, falls sie nicht freiwillig in den Ruhestand treten wollen, ein Hilfspriester beigegeben werden soll. Zudem war im vorliegenden Falle die Pfarre nur factisch, aber nicht rechtlich erledigt und konnte es de jure nicht einmal sein, weil der geistesranke Pfarrer in diesem Zustande auf sein Beneficium gar nicht resignieren konnte, mithin dieses rechtlich auch nicht als erledigt angesehen werden konnte. Cfr. Ferraris, *Prompta bibliotheca s. v. resignatio* num. 54.

Königgrätz.

Dr. Ant. Brychta, Domcapitular.

IX. (Berücksichtigung des Socialismus im religiösen Volksunterrichte). Nach den Lehren der Homiletik hat der Prediger sowohl in der Wahl des Thema und des Hauptsatzes, als auch in der Durchführung des Gegenstandes den Charakter der Zeit sorgfältig zu beachten. Allerdings ist es vor allem die kirchliche, heilige Zeit, das Kirchenjahr mit seinen Kreisen und Festen, was dem Prediger als Leitstern dient, um das Volk zeitgemäß zu unterrichten. Aber ebenso ist es auch der allgemeine Charakter einer bestimmten Zeitperiode, der Zeitgeist, worin der Prediger Fingerzeige suchen und finden muß, wenn die Predigt wirksam belehren und praktischen Wert haben soll.

Wie bekannt, versteht man unter Zeitgeist diejenigen Ideen und Bestrebungen, die in einer bestimmten Zeitperiode die Menschen besonders beschäftigen und beherrschen, auf das religiöse, sittliche und gesellschaftliche Leben bedeutenden Einfluß üben, ihm ihren Stempel aufdrücken. Inwieweit nun der Zeitgeist diesen Einfluß ausübt, macht er eine öftere gründliche Behandlung bestimmter Lehren, Gebote, Tugenden und Pflichten, wie auch bestimmter Fehler und Verirrungen zu unabweislicher Pflicht jener, die da berufen sind, das Evangelium zu predigen, die Gott gesetzt hat, daß sie ausreißen und niederreißen, zerstören und zerstreuen, aufbauen und pflanzen (Jer. 1, 10).

Unsere Zeit steht im Zeichen des Socialdemokratismus, der wohl nur die consequente Ausbildung des religionslosen und egoistischen

Liberalismus ist. Wie die Lüge überhaupt, so schleicht sich der Socialismus, den Schwächen, den Neigungen und Leidenschaften des Menschen schmeichelnd und sie durch phantastische Vorpiegelungen und Versprechungen reizend, mehr und mehr in die Herzen der besitzlosen arbeitenden, noch mehr aber der arbeitsscheuen Classe ein. Diese, theils aller moralischen Grundlagen bar und deshalb zu jeder Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit bereit, theils unfähig, die ihr vorgemalte Glückseligkeit des socialistisch-demokratischen Zukunftsstaates als das, was sie wirklich ist, als Traum einer ungezügelter Phantasie, als durch gewissenlose Volksbetrüger gehandhabtes Ausbeutungsmittel zu erkennen, stürzen sich mit Lust in den socialistischen Herrentanz oder werden willenlos hineingezogen. Die infolge des liberalen Defonomismus verallgemeinte Erwerbslosigkeit, die von der Habgucht und Concurrenz dictierten Hungerlöhne, die deshalb und auch wegen der um sich greifenden Genußsucht riesig angewachsene Verarmung —, das sind die besten Förderungsmittel der socialistischen Propaganda, hier setzen die Ausbeuter und Verführer der unteren Volkschichten ihre Hebel ein, um sie aufzustacheln und zu fanatisieren. Und weil sie wohl wissen, daß die Furcht Gottes, daß der Glaube an Gott und die Ewigkeit ihren Plänen im Wege steht, so benützen sie alle Künste der Lüge und Schlechtigkeit, um den religiösen Glauben der Massen zu erschüttern, sie zu demoralisieren und derart zu verwildern, daß sie, zu geeigneter Zeit zu der endlichen Realisierung des socialen Staates commandiert und geführt, das Werk des Umsturzes und der Zerstörung vollführen mit einer Brutalität, gegen welche die schauerlichen Blutthaten der Hussiten und der französischen Revolution nur ein Schatten sind.

Der Socialismus dringt bereits auch in die ländliche Bevölkerung ein und nicht bloß die Arbeiter und Diener, sondern auch verschuldet oder unverschuldet abgewirtschaftete Grundbesitzer werden seine Anhänger.

Schon als Sohn des Liberalismus ist der Socialismus eine Negation alles religiösen und religiös-sittlichen Lebens; er ist es aber auch umsomehr, je weiter er die falschen und verderblichen Grundsätze des Liberalismus ausspinnt, und von Haß gegen alle Auctorität und von Neid gegen allen und jeden Besitz getrieben, sich in seinen Theorien bis zum Wahnsinn versteigt.

Es besteht demnach, wie allgemein anerkannt wird, eine große Gefahr für jede menschenwürdige Existenz und sociale Ordnung ebenso wie für alle geistigen Güter der Menschheit, für alle und jede Cultur, wobei es unbegreiflich bleibt, wie die Regierungen mit einer wahrhaft stoischen Ruhe dem socialistischen und anarchistischen Treiben und Agitieren zuschauen können, als hätten sie von dessen Endzielen nicht die leiseste Ahnung. Würde man die Hälfte jenes Fleißes und Geldes, welche auf Vermehrung und Unterhalten riesiger Armeen und Kriegsmittel sowie auf Hemmung der katholischen Kirche

in ihrer segenvollen Wirksamkeit verwendet werden, der Regelung der socialen Verhältnisse ohne Rücksicht auf die Interessen der goldenen Internationale zuzuwenden —, wahrlich, die ruchlosen Agitatoren des Socialismus und Anarchismus hätten kein so leichtes Spiel, die Massen in ihre Garne zu verwickeln.

Nicht so leicht nimmt den Socialismus die Kirche. Der Papst, die Bischöfe, erleuchtete katholische Priester und Männer der Wissenschaft wenden der socialen Frage die volle Aufmerksamkeit zu, machen auf die eminente Gefahr aufmerksam, ermuntern zum Handeln, solange es nicht zu spät wird.

Es bedarf gewiß keiner weitläufigen Auseinandersetzungen, es springt bei der unleugbaren Inficierung der Massen durch das socialdemokratische Gift von selbst in die Augen, daß der religiöse Volksunterricht, die Predigt, Christen- und Ständelehre, der socialen Frage nicht aus dem Wege gehen dürfe. Doch es handelt sich darum, wie sie zu behandeln wäre. Um dies anzudeuten, muß vorerst beachtet werden, daß, obgleich diese Aufgabe heutzutage allen Predigern obliegt, dennoch nicht alle und vielleicht auch nicht die Mehrzahl in der Lage ist, die sociale Frage sozusagen *ex professo* und mit offenbar polemischer Tendenz zu behandeln, theils weil ihnen deren eingehendes Studium nicht möglich ist, theils weil eben diese Behandlungsweise an vielen Orten unnöthig, an manchen wegen ihrer Heiligkeit auch schon darum nicht rathsam wäre, weil sie die Inficierten abstoßen und dem Prediger feindlich stimmen, zudem auch noch das christgläubige Volk vielfach mit fremdartigen Sachen beschäftigen und ihm die Wohlthat des Gotteswortes schmälern würde.

Es bleibt also, im allgemeinen gesprochen, nur die indirecte Bekämpfung oder die apologetische Behandlungsweise übrig. Diese besteht bekanntlich darin, daß man die dem Irrthume entgegen stehende Wahrheit sorgfältig erklärt, mit soliden, der Fassungskraft der Zuhörer angemessenen Beweisen stützt, und eine ganz besondere Sorgfalt darauf verwendet, den Einfluß zu zeigen, welchen diese Wahrheit auf die menschliche Tugend und Wohlfahrt hat, was sie für den Menschen ist und ihm bietet, wie nützlich und nothwendig sie für den Einzelnen, für die Familie und die menschliche Gesellschaft überhaupt ist, wie von ihr das Wohl und Wehe in der Zeit und Ewigkeit abhängt. In dieser Weise behandelt, nebenbei gesagt, die gesammte christliche Lehre Gaume in seinem umfangreichen Buche, welches in deutscher Uebersetzung von Dietl unter dem Titel „Die katholische Religionslehre nach ihrem ganzen Umfange“ (4 Bände) erschienen ist. Dieser Grundsatz, auf die sociale Frage speciell angewendet, fordert also sachgemäße Behandlung der den socialistischen Irrlehren entgegengesetzten Wahrheiten der Lehre von Gott, seiner Gerechtigkeit und väterlichen Vorsehung, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Gottheit Christi, vom göttlichen Ursprunge der katholischen Kirche, vom Glauben und den Quellen

des Unglaubens, von den einzelnen Geboten Gottes als dem für die Menschen festgestellten natürlichen Gesetze, welches die rechte Ordnung und das Wohlsin der Menschen ebenso begründet, wie die Naturgesetze die physische Welt und ihr Gedeihen ermöglichen. Kurz, es ist bei Behandlung der christlichen Grundwahrheiten ihr gegenreicher Einfluss, den sie auch auf die irdische Wohlfahrt des Menschen und der menschlichen Gesellschaft ausüben, anschaulich und überzeugend zu schildern, um das Herz für sie zu gewinnen; und ist das Herz gewonnen, so wird auch der Verstand auf das Gebiet der Wahrheit geleitet. In dieser Weise vorgehend wird sich dem Prediger jedesmal oder doch sehr oft auch die Gelegenheit bieten, ex absurdo den Unverstand und die Verderblichkeit des der christlichen Wahrheit entgegengesetzten Irrthums aufzudecken, ohne Gefahr, jemand zu verletzen, abzustossen oder dem christlichen Volke die Wohlthat des Evangeliums zu verkürzen, die Hauptirrt Lehren des Socialdemokratismus aber doch, und zwar sehr wirksam zu bekämpfen, da ihre Falschheit und Verderblichkeit im Lichte der christlichen Wahrheit erst recht einleuchtet.

Es muß nicht erst eigens betont werden, daß dort, wo die socialistischen Lehren und Träumereien bereits an Boden gewonnen haben, der Einfluss der christlichen Wahrheit auf die irdische Wohlfahrt besonders und in erster Linie hervorzuheben ist; denn nur von dieser Seite und in diesem Lichte dargestellt kann die christliche Wahrheit beachtet und lieb gewonnen werden im Lager des Socialismus, der für die geistigen Güter keinen Sinn hat, diese Güter von sich weist mitsammt dem Glauben an die Ewigkeit. Und die christliche Religion hat ja wirklich auch die irdische Wohlfahrt des Menschen zum Ziele und fördert sie in ausgiebigster Weise, wie ja selbst ein Montesquieu mit den Worten bekennt: „Es ist etwas Sonderbares um die christliche Religion; es scheint, als hätte sie nur die Glückseligkeit des ewigen Lebens zum Gegenstande und Ziele, aber sie ist die Grundlage unserer Wohlfahrt auch in dem irdischen Leben“. In demselben Sinne spricht Leo XIII. zu Anfang seiner Enchiklisa „Immortale Dei“ vom 1. November 1885: „Obzwar das unsterbliche Werk des sich erbarmenden Gottes, die Kirche, an sich und ihrem Wesen nach auf das Heil der Seelen und auf die Erlangung der himmlischen Seligkeit abzielt: so bietet sie auch im Bereiche der vergänglichen Dinge so viele und so große Vortheile, daß sie deren mehr und größere nicht bieten könnte, wenn sie in erster Linie und vorzüglich zu dem Zwecke gegründet worden wäre, um für das irdische Leben zu sorgen“.

Auf die oben gestellte Frage wie, ergibt sich bei näherer Betrachtung noch als weitere Antwort, daß diejenigen Wahrheiten des Christenthums, welche der Socialismus leugnet und gänzlich umzustürzen sich bemüht, in bald kleineren, bald größeren Predigten abgehandelt werden müssen. Denn diese Haupt- und Grund-

wahrheiten sind theils so inhaltreich, daß keine derselben in einer Predigt hinreichend erschöpft werden könnte, theils hängen sie als Voraussetzung oder als Folgerung mit anderen Wahrheiten so innig zusammen, daß eine rhapsodische Behandlung der einen und der anderen fruchtlos bleiben müßte. Und nicht nur sind solche Wahrheiten von Zeit zu Zeit eigens zu behandeln, sondern können und sollen auch bei Behandlung anderer Gegenstände so berücksichtigt werden, daß die Bekämpfung der socialistischen Irrthümer gleichsam den Hintergedanken bilde, von dem sich der Prediger theilweise leiten läßt.

Die Pflicht, den Socialismus im religiösen Volksunterrichte zu berücksichtigen, ist eine gebieterische, ihr darf sich, angesichts der unermüdblichen Agitation der Socialisten, kein christlicher Prediger entziehen. Man wende nicht ein, durch Predigten werden die Socialisten nicht bekehrt, werde der socialen Bewegung nicht Halt geboten, schon darum nicht, weil Socialisten die Predigt nicht hören. Die in dieser kurzen Besprechung erwähnten Predigten allein können den Socialismus allerdings nicht ausrotten oder ungefährlich machen; aber sie sind unstreitig eines der Mittel im Kampfe der Vernunft mit der Thorheit, der Wahrheit mit der Lüge, der väterlichen Sorge für das christliche Volk mit der Verdummungs- und Verblendungssucht gewissenloser Volksverführer und Volksverderber. Wenn es auch wahr wäre, was jedoch nicht allgemein behauptet werden kann, daß Socialisten die christliche Predigt gar nicht besuchen, so finden sich unter den Besuchern solche, an welche die socialistische Propagandamacherei bereits herantritt oder bald herantreten wird. Und wo ist heutzutage der Mann, der nicht in die Lage käme, vom Socialismus sprechen zu hören oder selbst zu sprechen? So wird es kommen, daß christliche Männer, zeitgemäß belehrt durch die christliche Predigt, im gesellschaftlichen Verkehr Worte finden, die die rechte Anschauung in weitere Kreise tragen, wo die Vorträge des Predigers auch Jenen Licht bringen, die ihn selbst nicht gehört haben.

Budweis. Dr. Ant. Skočdopole, Ehrendomherr u. Professor.

X. (In welchen Fällen soll man an den hl. Stuhl recurririeren?) Diese Frage wurde bereits im „Monitore Ecclesiastico“ vom 31. Jänner 1896 behandelt und zwar stammte die betreffende Abhandlung aus der Feder des gelehrten Bischofs Gennari, welcher gegenwärtig Aßessor des hl. Officiums ist. Es wurde auch in dieser Zeitschrift (IV. Heft 1896) kurz und bündig jener Abhandlung gedacht. Nunmehr findet sich über diese Frage auch in der *Analecta ecclesiastica* ein Aufsatz und da die Sache nicht unwichtig und jedenfalls von praktischer Bedeutung ist, möge es erlaubt sein, das wesentliche aus diesem Aufsatze den verehrten Lesern zu bieten.

Zunächst ist zu beachten, daß es sich hier nicht um die Frage handelt, ob Rom d. h. der hl. Stuhl das Recht habe Appellationen und Recurse anzunehmen; denn darüber besteht unter den Katholiken kein Zweifel. Die römische Kirche, die Mutter und das Haupt aller übrigen Kirchen, der der göttliche Heiland das Amt anvertraut seine gesammte Herde zu weiden, hat ein angeborenes und unveräußerliches Recht, daß Alle, die wiedergeboren sind aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, an sie appellieren können, selbst mit Uebergangung der mittleren Instanzen, wenn es nothwendig ist.

Was das Wort „Heiliger Stuhl“ angeht, so wird dieser Ausdruck manchmal zu weit, manchmal zu eng gefaßt. Zu weit nehmen diesen Begriff jene, welche das Wort „Heiliger Stuhl“ auch anwenden auf private Vereinigungen oder Privatpersonen, möchten diese auch eine noch so hervorragende Stellung in Rom einnehmen. Wenn daher ein römischer Theologe oder Canonist und wäre er auch einer der ersten und mit der Cardinals-Würde geschmückt, für sich eine Meinung vertheidigt oder eine Angelegenheit betreibt, ohne einen besonderen Auftrag vom heiligen Vater erhalten zu haben, so ist er als eine Privatperson anzusehen und seine Meinung hat nur so viel Gewicht als die Gründe wiegen, die er zur Unterstützung seiner Anschauungen beibringt. Zu eng würde aber der Begriff „Heiliger Stuhl“ gefaßt, wenn man seine Anwendung auf die Person des heiligen Vaters beschränken wollte. Vielmehr ist unter dem Worte „Heiliger Stuhl“ außer der Person des heiligen Vaters die gesammte „römische Curie“ zu verstehen mit ihren verschiedenen Aemtern und Abtheilungen also die Congregationen, die Secretarien, die Tribunalia, Dicasteria u. s. w.

In unzähligen und in den verschiedensten Angelegenheiten kann man an den heiligen Stuhl recurriren. Solche Recurse sind manchmal nothwendig, manchmal gefährlich. Im einzelnen bemerken wir folgendes: Nothwendig ist ein Recurs an den heiligen Stuhl: 1. in foro contentioso; so oft Jemand glaubt, er sei unschuldig von einem untergeordneten Richter verurtheilt worden, steht es ihm frei nach Rom zu appellieren, wie es ihm auch frei steht, um Strafnachlaß zu bitten. Ungezählte Male haben im Laufe der Jahrhunderte derartige Appellationen stattgefunden. Das erste historische Beispiel ist vielleicht Marcion, welcher von seinem eigenen Vater, dem Bischof von Sinope, wegen Schändung einer gottgeweihten Jungfrau excommuniciert worden war und sich dann (170) nach Rom begab, um vom Papste Hyginus die Wiederaufnahme in die kirchliche Gemeinschaft sich zu erbitten.

2. in foro gratio; es kann dieses in verschiedener Weise geschehen, indem man um eine Gnade, ein Privilegium, ersucht, das nur zum persönlichen Vortheil gereicht z. B. die *facultas legendi libros prohibitos*, ein *indultum Oratorii privati*; oder man bittet

um eine Facultät, von der man zum Besten Anderer einen Gebrauch machen will z. B. *facultas dispensandi a lege abstinentiae etc.*

3. in foro externo; dies ist der Fall, wenn es sich handelt um Dispensen von öffentlichen Ehehindernissen, Irregularitäten etc. oder z. B. eine Beatification oder Canonisation.

4. in foro interno, wenn es sich handelt um Behebung verborgener Ehehindernisse, verborgener Irregularitäten, um Reservatfälle, um Censuren u. s. w.

5. in materia beneficii, in causis maioribus etc.

6. in materia fidei et morum u. s. w.

In allen diesen und vielen anderen Fällen ist ein Recurs an den heiligen Stuhl nothwendig; oft liegt es in der Natur der Sache, daß nur Rom eine gültige Entscheidung geben kann oder es betrifft Fälle, die sich der heilige Stuhl ausdrücklich reserviert hat. Doch brauchen wir darauf nicht näher einzugehen.

Nicht selten tauchen aber auch Schwierigkeiten auf, welche immerhin von praktischer Bedeutung sind, wie z. B. in Betreff freier Controvers-Punkte, in Bezug auf Fragen, worüber die Meinungen der Theologen auseinander gehen, in Bezug auf locale Gewohnheiten und ähnliche Dinge. Soll man auch in diesen Fällen immer an den heiligen Stuhl recurririen? Darauf antworten wir: Keineswegs. Manche oder die meisten dieser Zweifel lassen sich hinreichend lösen aus inneren Gründen, die aus der Natur der Sache sich ergeben oder können gelöst werden durch Anwendung der *principia reflexa* oder durch äußere Gründe, nämlich durch das Ansehen verlässlicher Theologen. Wenn jedoch eine Lösung nicht gefunden werden könnte und die Sache von großer Tragweite ist, so müßte man allerdings nach Rom sich wenden. Würden aber solche Recurse sehr oft und in unvernünftiger, unbedachter Weise geschehen, so würden daraus manche Nachtheile sich ergeben, aus welchen wir folgende kurz berühren:

1. Durch zu häufige Recurse wird die Trägheit und Bequemlichkeit der Recurrirenden genährt, die es vorziehen, eine Lösung zu erbitten als eine solche selbst zu suchen. Dies trifft besonders zu bei Fragen der Moral und der Liturgie. Nicht selten hörten wir die Officialen der heiligen Poenitentiarie und der Riten-Congregation über diesen Mißbrauch klagen. Mögen immerhin auch andere Ursachen vorhanden sein, warum die theologische Wissenschaft weniger als es billig ist, geschätzt und geachtet ist, sicher ist, daß durch diese häufigen Recurse selbständiges Forschen erschlaft und eine gewisse Trägheit sich einstellt, welche für das Studium der heiligen Wissenschaft nur schädlich ist.

2. Das Gebiet für Freiheit von Meinungen und Uebungen, ohnedies schon beschränkt, wird durch zu häufige Recurse immer enger. Gar manches hat die göttliche Offenbarung zweifelhaft und unbestimmt gelassen und so der Untersuchung der Gelehrten anheim-

gestellt und auch die Kirche als solche wollte nicht vorgreifen. In solchen Fragen werden nur Gründe für und gegen vorgebracht und es steht Jedem frei, jener Meinung seine Zustimmung zu geben, die ihm besser gefällt. Wird aber in solchen Fragen eine Entscheidung des heiligen Stuhles veranlaßt, so wird das Recht nach Wohlmeinung in dieser Frage zu sprechen oder zu handeln eingeschränkt; der Freiheit, welche in schwierigen Punkten oft von so großem Werte ist, werden enge Grenzen gezogen. Es ist nur gut, daß die Organe des heiligen Stuhles selbst in ihren Entscheidungen stets sehr vorsichtig sind; sehr selten ist es, daß sie mehr antworten, als gefragt wird; sehr oft aber ist es, daß sie die Fragen, die gestellt werden, mehr einschränken, weil sie eben nicht vorgreifen wollen.

3. Wenn alles von der höchsten Autorität entschieden würde, so würde die Entfaltung und der Fortschritt der kirchlichen Wissenschaften behindert: dies ist nämlich der Wissenschaft eigen, daß sie die obersten Grundsätze, die Principien, feststellt und aus diesen Principien müssen die Folgerungen für die Praxis abgeleitet werden. Würde aber alles, was für die Praxis von Bedeutung ist, vom heil. Stuhle selbst entschieden, so wäre es überflüssig und unnütz, auf jene Principien zurückzugehen und die Wissenschaft selbst würde in ihrem Wesen erlahmen. An Stelle der Wissenschaft würde die Kunst oder die Fertigkeit treten; dies wäre aber ein großer Nachtheil, wie Jedermann zugeben wird, nicht nur, wenn er die Sache vom speculativen Standpunkt aus betrachtet, sondern auch wenn er die Sache vom praktischen Standpunkte aus beurtheilt. Denn die Grundsätze einer Wissenschaft, wenigstens die obersten, sind klar und bestimmt und es sind deren nicht so viele, dafür ist es auch für die in dieser Wissenschaft Erfahrenen nicht so schwer, sie für die Praxis in Anwendung zu bringen. Anders aber ist es in Betreff der „Kunst“; für diese ist mehr die Autorität, die Erfahrung und die Übung maßgebend.

4. Die römische Curie ist nicht ein allgemeines Auskunftsbureau und durch allzu häufige unvernünftige Recurse würden die Officialen derselben durch Arbeiten völlig erdrückt. Man beachte doch, wie es vor vierhundert Jahren war; damals genügten die wenigen Disasterien und — heute! Daher geschieht es auch, daß nicht selten die gegebene Antwort einer zarten, freundlichen Abweisung gleichkommt, wenn z. B. zurückgeschrieben wird: „*Consulantur probati auctores*“ oder „*lectum*“ oder „*non esse respondendum*“, „*orator utatur iure suo*“ und ähnliches.

5. An verschiedenen Orten finden sich Gewohnheiten, welche zu Recht bestehen und durch welche dies und jenes als erlaubt sich darstellt, was sonst verboten wäre. Die Verhältnisse sind eben nach Zeit und Raum verschieden und sie fordern manchmal ein Abweichen von dem allgemeinen Gesetze. Warum sollte man nun solche Gewohnheit durch unklugen Eifer der Gefahr der Abrogation aussetzen?

In Bezug auf Dinge, die allgemein in einer Gegend üblich sind, ist es nicht Sache der Untergebenen, immer zu fragen: ist dies erlaubt oder nicht; vielmehr ist es Sache der Vorgesetzten zu invigilieren, daß eigentliche Mißbräuche sich nicht einschleichen. Ja noch mehr! Solche Anfragen scheinen fast einen Vorwurf gegen den heiligen Stuhl in sich zu schließen, als würde dieser es versäumen, die notwendigen Erkundigungen und Informationen einzuziehen. Man sage nicht, solche Gewohnheiten könnten immer weiter um sich greifen. Die Kirche ist eine gute Mutter und sie ahmt auch hierin Gottes Vorsehung nach, so daß sie manches stillschweigend zuläßt und toleriert, um größere Uebel hintanzuhalten. So urtheilte auch der hl. Franz Sales, welcher in einem Briefe an die hl. Francisca Chantal schrieb: „Mein Procurator ist der Ansicht, es sei nicht recht, wegen unnöthiger Dinge nach Rom zu recurriren und auch einige Cardinäle haben daselbe gesagt. Denn es gibt Dinge, die keiner Autorisation bedürfen, da sie ja erlaubt sind; wenn man aber um Erlaubnis ansucht, werden sie ganz anders beurtheilt. Der hl. Vater läßt es gerne geschehen, daß durch die Gewohnheit vieles autorisirt wird, was er selbst in Anbetracht der Folgen nicht gerne als erlaubt erklären will.“

6. Aus dieser Bemerkung des heiligen Bischofs von Genf ergibt sich schon, daß manchmal der heilige Stuhl selbst durch unnöthige und unkluge Anfragen in eine peinliche Lage versetzt wird. Etwas anderes ist es, stillschweigend etwas zuzulassen und etwas anderes formell es gutheißen. Manchmal ist es dem hl. Stuhle schwer, eine Entscheidung zu geben wegen politischer Schwierigkeiten oder weil zu fürchten, daß dadurch eine Präjudiz geschaffen oder das Recht eines Dritten verletzt werde. Sollen die eigenen Kinder der Mutter gleichsam Schlingen legen? Traurige Belege hiefür und zwar neueren Datums übergehen wir absichtlich.

7. Nicht selten bereuen es die Bittsteller selbst, nach Rom recurriert zu haben; denn der heilige Stuhl muß mehr auf das allgemeine Wohl als auf die besonderen Verhältnisse sehen, und daher kann es leicht der Fall sein, daß die Entscheidung gar nicht der Erwartung entspricht. Weiters ist es Pflicht der obersten Stelle, die Zügel der Disciplin stramm zu halten, damit dieselbe nicht durch zu laxen Interpretationen oder zu häufige Dispensationen gelockert werde. Daher wird Rom mehr auf Seite des Gesetzes als auf Seite der Freiheit stehen; dies ist an und für sich und im Allgemeinen auch das beste. Aber für einzelne Verhältnisse können besondere Schwierigkeiten sein; man würde sich dann leichter zu helfen wissen, wenn nicht eine höchste unabänderliche Entscheidung vorläge.

Salzburg.

Dr. Ig. Nieder, Theologie-Professor.

XI. (Einseitige Proclamatio ante matrimonium.)

Marcus und Martha wollen miteinander das heilige Sacrament

der Ehe eingehen und zwar vor dem Pfarrer der Braut. Marcus war früher mehrere Jahre am Orte der Braut und als Mitglied des dortigen Gesellenvereins sehr wohl bekannt mit dem hochwürdigen Herrn Pfarrer als Leiter dieses Vereines. Jetzt aber weilte er seit einiger Zeit an einem ganz lutherischen Orte, woselbst er nach der Verehelichung Wohnung nehmen wird. Mehrmals nun trug der Pfarrer der Braut wie deren Mutter auf, daß Marcus bei Zeiten auch bei seinem Pfarrer die Sachen in Ordnung bringe. Marcus gehört nämlich in eine von seinem Orte stundenweit entfernte katholische Pfarrgemeinde. Nach etwa 14 Tagen fragt der Pfarrer die zukünftige Schwiegermutter, ob sie den Auftrag pünktlich ausgeführt und erhält die bestimmte Antwort, alles sei in Ordnung. Dabei beruhigt sich natürlich der Pfarrer.

Zwei Tage vor der angeetzten Hochzeit kommt der Bräutigam selber zum Pfarrer; er hatte nur einige Tage Urlaub von seinem Posten erhalten. Gefragt ob er auch bei seinem Pfarrer alles in Ordnung gebracht, ob sie auch dorten vorschriftsmäßig ausgerufen worden und ob er vom Pfarrer kein Schreiben erhalten, schaut der Bräutigam ganz verblüfft d'rein. Nichts von alledem ist in Ordnung. Er hatte gemeint, mit den Papieren seitens des zuständigen weltlichen Beamten sei es genug; mitten in der Diaspora, dem dortigen Pfarrer ganz unbekannt, brauche es nicht mehr. Nun war es am Pfarrer, mit sich zu Rathe zu gehen, was thun? Dem Bräutigam bedeutet er, am folgenden Tage wieder vorzusprechen und näheren Bescheid zu hören.

Bei der gar dringlichen Angelegenheit kurz entschlossen, schreibt der Pfarrer an das bischöfliche Ordinariat den Verlauf der Sache und ersucht um sofortige Dispense von der Proclamation in der Pfarrkirche des Bräutigams, womöglich auf telegraphischem Wege. Dem Bräutigam trägt er andern Tags auf, es habe bei der nächsten Eisenbahngelegenheit einer mit dem inzwischen aufgesetzten Schreiben nach M. zu reisen, um dem dortigen hochwürdigen Herrn Pfarrer dasselbe zu überreichen und sofortige Rückantwort zu überbringen. Der Pfarrer der Braut ist fest davon überzeugt, daß ein Ehehindernis nicht vorliegt.

Nach dem Hochamte am Sonntage soll die kirchliche Trauung vorgenommen werden. Der nach M. abgesandte Bote ist mit Schreiben des dortigen Pfarrers glücklich eingetroffen. Von dieser Seite besteht keine Schwierigkeit. Aber die Dispense ist noch nicht eingetroffen. Das Hochamt ist zu Ende. Die Brautleute mit ihren Zeugen erscheinen. Der Pfarrer schickt ins Pfarrhaus zu fragen, ob kein Telegramm angekommen. Nein! lautet die Antwort. Nun wird einfach kurzer Proceß gemacht und die kirchliche Trauung vorgenommen. Nach vollzogener Trauung, als der Pfarrer eben im Pfarrhause eine kleine Stärkung zu sich nimmt, erscheint ein Bote mit einem Telegramm. Dasselbe kam vom Ordinate und brachte die heiß ersehnte Dispense; allerdings post festum.

Nun fragt es sich, hat der Pfarrer der Braut recht gehandelt? Wir antworten: Ja! Nur kommt es darauf an, diese Antwort näher zu begründen. Halten wir zunächst den Zweck der Eheverkündigung vor Augen. Diese denuntiationes seu proclamationes seu banna wurden von der Kirche angeordnet, einerseits um die geheimen (clandestina) Ehen zu verhindern, anderseits die etwaigen Ehehindernisse auszufinden. Die diesbezügliche Bestimmung des Concils von Trient (sess. 24, de Reformatione Matrimonii, cap. 1) lautet: „Cum Sancta Synodus gravia peccata perpendat, quae ex eisdem clandestinis conjugiiis ortum habent . . . idcirco, Sacri Lateranensis Concilii sub Innocentio III. celebrati vestigiis inhaerendo, praecipit, ut in posterum antequam matrimonium contrahatur, ter a proprio contrahentium parochio tribus continuis diebus festivis in ecclesia inter missarum solemnias publice denuntietur, inter quos matrimonium sit contrahendum: quibus denuntiationibus factis, si nullum legitimum opponatur impedimentum, ad celebrationem matrimonii in facie ecclesiae procedatur.“ Diese dreimalige Verkündigung ist jedoch nicht nothwendig necessitate Sacramenti, sondern bloß necessitate praecepti. Darum macht auch ihre Unterlassung an sich die Ehe nicht ungiltig; wohl aber wäre dies ohne Dispense oder geeigneten Grund schwer sündhaft.

In unserem Falle ist dem Zwecke der Eheverkündigung vollständig genügt. Der Pfarrer der Braut ist fest überzeugt, daß kein Ehehindernis vorliegt; die Ehe wird abgeschlossen in facie Ecclesiae. Zudem ist die proclamatio vorschriftsmäßig dreimal in der Pfarrkirche der Braut vorgenommen und der Bräutigam ist, weil aus nächster Nähe gebürtig und im Orte der Braut längere Zeit wohnhaft, den Pfarrangehörigen wohl bekannt, was keineswegs zutrifft in dessen eigener Pfarrei. So wie die Sache liegt, ist die Dispensation seitens des Ordinariates ganz gewiß. Alles ist bereit und der Bräutigam hat nicht länger Urlaub. Uebrigens konnte auch der Pfarrer mit Sicherheit annehmen, die Dispense sei bereits ausgestellt und auf dem Wege; was wirklich der Fall war, weil sie fast unmittelbar nach der Trauung eintraf.

Mehr als genug that der Pfarrer der Braut, indem er vor der Trauung noch Hals über Kopf einen Boten absandte an den Pfarrer des Bräutigams, welcher diesen ohnehin persönlich nicht kannte. Der Dispense gewiß, sowie durchaus überzeugt, daß kein Ehehindernis vorliege, konnte der Pfarrer der Braut ohneweiters die Trauung vornehmen als parochus proprius der Braut. Der hl. Alphons sagt dies betreffend im Homo apostolicus Tom. 3, Tract. 18, de Sacram. Matrim. 71 ad 4: „assistere debere matrimonio parochum illius parochiae, in qua sponsi domicilium habent; sed si domicilium in duabus parochiis haberent, communissime docent posse contrahere coram parochio alteru-

trius.“ Hätte er nach der Trauung dem Bräutigam ein aufklärendes Schreiben an seinen Pfarrer mitgegeben, so wäre damit vollauf genug geschehen.

Bayern.

P. Josephus a Leonissa O. M. Cap.

XII. (Wie ist die Allerheiligenlitanei zu beten?)

Proposito dubio: an in festo s. Marci et diebus Rogationum singuli litaniarum versus integre a cantoribus dici et a Clero repeti deberent; vel an sufficiat, ut ab illis inchoati a Clero terminentur, respondit S. R. C. anno 1865: Affirmative ad primam partem, negative ad secundam.

Diese Entscheidung der Rituscongregation ist vielfach missdeutet worden, weshalb es angezeigt sein dürfte, der Sache näher auf den Grund zu sehen. Schon aus den Evangelien tönt uns wiederholt der Hilferuf der Sünder und Nothleidenden entgegen: Domine, miserere nobis oder griechisch: Kyrie eleison! Als solch ein flehentliches, aus dem Gefühle der Sündhaftigkeit und Hilfsbedürftigkeit hervorgehendes Gebet (κύριε, ἐλεησέν) hat das Kyrie eleison seit apostolischen Zeiten in die Liturgie der Kirche Eingang gefunden. In der Ordensregel des hl. Benedict wird das Kyrie eleison ausdrücklich mit dem Namen Litanía bezeichnet. Die in erster Reihe zur kirchlichen Liturgie gehörige Allerheiligenlitanei führte diesen Namen nicht bloß deswegen, weil sie mit dem Kyrie eleison beginnt, sondern auch weil all die Einzelbitten, welche darin vorgetragen werden, nur Detaillirung des themabildenden Hilferufes Kyrie eleison sind. Von diesem sagt deshalb Rupert von Deuz: „omnes universales Ecclesiae preces significat.¹⁾

In der Liturgie der apostolischen Constitutionen (VIII. 6) trägt der Diacon bei Entlassung der Katechumenen die einzelnen Bitten laut vor und auf jede antwortet das Volk mit Kyrie eleison. Dieses liturgische Wechselgebet hat in der Allerheiligenlitanei seine Fortbildung und Erweiterung gefunden, indem auch hier der Vorsänger oder Vorbeter die Invocationen vorträgt und das Volk oder an dessen Stelle der Chor respondiert. Auf den ersten Hilferuf Kyrie eleison des Vorbeters gibt es kein eigenes Responsorium, sondern das Volk antwortet mit den nämlichen Worten Kyrie eleison, indem es sich das Flehen der Kirche aneignet und demselben sich anschließt. Diese Wiederholung findet auch beim zweiten und dritten Hilferuf statt mit den Worten Christe und Kyrie eleison. Alle folgenden Invocationen werden nicht wiederholt, sondern mit eigenen Responsorien beantwortet, z. B. Miserere nobis, ora pro nobis u. s. w. Dies ist nicht bloß der Fall, wenn die Allerheiligenlitanei privatim gebetet wird, sondern auch bei dem Ordinationsritus und bei der bischöflichen Kirchenconsecration, wo dieselbe einen Bestandtheil der Liturgie bildet.

¹⁾ De div. off. I. 29.

Von dieser gewöhnlichen Art, die Allerheiligenlitanei zu beten, ist eine Ausnahme nur am Charismstag und Pfingsttag, dann bei den Bußprocessionen am Marcustage und in der Bittwoche vorgeschrieben. Eine Rubrik des römischen Missale verordnet nämlich, daß, wenn am Charismstag und Pfingsttag der Priester mit seinen liturgischen Dienern vom Taufbrunnen nach der Wasserweihe zum Hochaltare in Procession zurückkehrt, die Allerheiligenlitanei von zwei Clerikern gesungen werde, doch so, daß der Chor nicht respondiert, sondern die vorgesungenen Invocationen sogleich immer wiederholt (*cantantur litaniae a duobus clericis et chorus idem simul repetit*). Ist aber kein Taufbrunnen vorhanden, so legt sich der Celebrant mit seinen Altardienern am Schlusse der zwölften Prophezie an den Altarstufen auf das Angesicht nieder, und während alle Anwesenden knien, wird die Allerheiligenlitanei von zwei in Mitte des Chores befindlichen Sängern vorgesungen und der beiderseitige Chor hat das nämliche zugleich nachzusingen (*utroque choro idem simul respondente*). Freilich, wenn in einer einfachen Landkirche keine zwei Vorsänger vorhanden sind, auch kein Doppelchor, nicht einmal ein einfacher Chor von Clerikern, sondern nur der Pfarrer und sein Schullehrer, dann treffen die Voraussetzungen der Missalrubrik nicht zu, und wird man dem Willen der Kirche genügen, wenn man unter Weglassung aller unausführbaren Solemnitäten die liturgische Vorschrift den einfachen Verhältnissen accomodiert. In diesem Falle dürfte ein Pfarrer zu entschuldigen sein, wenn er die Allerheiligenlitanei mit seinem Schullehrer einfach recitiert oder ohne Wiederholung der Invocationen singt.

Durch die oben angezogene Entscheidung der Rituscongregation vom Jahre 1865 ist angeordnet, daß auch bei den Bußprocessionen am Marcustage und in der Bittwoche die einzelnen Invocationen ganz von den Sängern vorgetragen und vom Clerus dann ganz wiederholt werden sollen (*integre a cantoribus dici et a clero repeti debent*). Diese Vorschrift will nur den feierlichen Gesang der Allerheiligenlitanei bei den genannten Bußprocessionen regulieren, geht also jene Priester nicht an, welche diese Litanei privatim recitieren, sei es, daß sie der Procession überhaupt nicht beiwohnen, sei es, daß sie zwar mitgehen, aber nicht mitsingen.¹⁾ Ein Landpfarrer also, welcher in Ermangelung der Vorsänger und eines respondierenden Chores die den Rosenkranz betende Procession seiner Pfarrkinder dirigiert und während des Bittganges oder am Schlusse derselben die Allerheiligenlitanei in deutscher Sprache vorbetet, wird der kirchlichen Vorschrift in seiner Art genügen, vorausgesetzt, daß er diese Litanei privatim lateinisch betet, weil dieselbe einen integrierenden Bestandtheil des in lateinischer Sprache zu absolvierenden Breviergebetes bildet.

¹⁾ Si non intersunt processioni aut in ea non cantant, recitare debent privatim Litanias Sanctorum . . S. R. C. 28. Mart. 1775.

Darnach wird sich entscheiden lassen, wer recht hat, wenn ein Stadtpfarrer, ein Landpfarrer und ein Beneficiat miteinander disputieren. Der Stadtpfarrer, dem ein Sängerkhor zur Seite steht, behauptet, er halte sich strenge an die Entscheidung der Rituscongregation und lasse deswegen bei den fraglichen Bußprocessionen die einzelnen Invocationen vom Chore ganz wiederholen; oder der Landpfarrer und der Beneficiat, welche die Invocationen nicht wiederholen, jener nicht, weil ihm ein Sängerkhor mangelt, dieser nicht, weil er der Procession nicht beiwohnen kann. Alle drei haben recht gethan.

Laibstadt (Bayern).

Decan J. Schöberl.

XIII. (Impedimentum clandestinitatis.) Ein Pfarrer wird an das Sterbebett eines ganz fremden Menschen gerufen, der mit einer Concubine in seine Pfarrei gekommen. In der Beichte äußert der Mann das Verlangen, mit seiner Concubine noch auf dem Sterbevette kirchlich getraut zu werden, aber ohne Zeugen, um Aufsehen zu vermeiden. Es fragt sich nun, ob der Pfarrer die beiden mit Umgehung der forma Tritendina trauen darf?

Antwort: Durch Decret des heiligen Officium vom 20. Februar 1888 haben alle Bischöfe die Vollmacht erhalten, in Todesgefahr, wo ein Recurs nach Rom nicht möglich ist, von allen rein kirchlichen Ehehindernissen zu dispensieren; ausgenommen sind nur das impedimentum ordinis und die affinitas lineae rectae ex copula licita proveniens. Diese Vollmacht können die Bischöfe auch den Pfarrern übertragen, aber nur für jene Fälle, wo keine Zeit zu verlieren und ein Dispensgesuch nicht mehr möglich ist. (S. Off. 1. März 1889).

Aus dem Gefagten erhellt also, daß der Pfarrer, wenn er die genannte Vollmacht von seinem Bischöfe erhalten hat, die beiden mit Umgehung der forma Tridentina trauen, d. h. ihre Ehecinwilligung entgegennehmen kann, ohne Zeugen und obgleich er nicht parochus proprius ist. Man wende nicht ein, daß die forma Tridentina zum Wesen des Sacramentes gehöre und der gegenseitige Eheconsens ohne dieselbe kein gültig abgeschlossener Ehevertrag sein könne; denn gerade so gut als vor dem Tridentinum das impedimentum clandestinitatis überhaupt nicht bestand, ebenso gut kann die Kirche auch jetzt von diesem rein kirchlichen Ehehindernisse dispensieren — was eben durch oben erwähntes Decret für den besagten Fall auch wirklich geschehen ist.

Wels.

Dr. Joh. Gföllner.

XIV. (Ein interessanter Matrifensfall). In den Jahren 1888 und 1896 wurden in der Pfarre Hagenberg zwei Kinder getauft, deren Mutter mit einem Adalbert Sautner vermählt ist. Da jedoch der Ehemann schon seit 1879 in einer Irrenanstalt sich

befand, so stiegen dem Matrifenführer vollauf berechtigte Zweifel über die eheliche Geburt auf; er mußte aber dennoch das 1896 geborene Kind analog dem 1888 gebornen ehelich eintragen.

Er wendete sich nun an die Irrenanstalt, welche ihm 1896 schrieb: „Adalbert Sautner war seit 4. September 1879 in der Behandlung der Irrenanstalt Prag und ist seit 1886 in der zu Dobran ununterbrochen. Während seines Aufenthaltes in beiden Anstalten hat ihn seine Gattin nicht besucht. Uebrigens finden die Krankenbesuche im Sprechzimmer und unter fortwährender Aufsicht statt.“

Als mit Ende des Quartales die Volksbewegungstabellen an die Bezirkshauptmannschaft einzusenden waren, machte der Matrifenführer unter Angabe des Berichtes der Irrenanstalt die politische Behörde auf den Zweifel betreffend die eheliche Geburt aufmerksam. Die politische Behörde trat den Fall an das k. k. Bezirksgericht ab, welches entschied, daß die Kinder unehelich seien. Auf das hin verordnete die hohe k. k. Statthalterei Z. 5875 und 5898 vom 11. April 1897, daß im Taufbuche einzutragen sei: „Laut des rechtskräftigen Urtheiles des k. k. Bezirksgerichtes Freistadt vom 21. October 1896 Z. 5144/civ. ist Adalbert Sautner nicht als Vater dieser Kinder anzusehen; dieselben sind vielmehr als unehelich zu betrachten und haben den Geschlechtsnamen der Mutter „Wagner“ zu führen.“

Hagenberg.

Josef Mayr, Pfarrer.

XV. (Die sogenannte Civilehe im Lichte der Vernunft betrachtet; nach der Philosophie des hl. Thomas von Aquin. Die sogenannte Civilehe wird noch vielfach unter Politikern und Geistlichen besprochen. Katholiken verwerfen dieselbe, sofern sie, in ihrem eigentlichen, strengen Sinne verstanden, die eheliche Verbindung wesentlich von Civilgesetzen und der civilen Schließungsform abhängig machen will. Denn nach katholischer Lehre kann die Ehe wegen ihres sacramentalen Charakters zwischen Getauften nur der ihrem übernatürlichen Wesen entsprechenden, also religiösen Autorität wesentlich unterstellt sein. In den Reichstagsverhandlungen über den betreffenden Abschnitt des neuen bürgerlichen Gesetzbuches wurde auch vom Centrum neben sonstigen politischen Bedenken hauptsächlich diese katholische Anschauung betont. Da nun aber diese Vertheidigung des katholischen Standpunktes nur solche überzeugt, die selbst an die Sacramentalität der Ehe glauben, keineswegs aber diejenigen, welche die Ehe als ein einfach natürliches Institut ansehen und deshalb nur aus politischen Gründen, etwa aus Rücksicht auf die religiösen Ueberzeugungen der deutschen Katholiken, die Civilehe verwerfen können, so wäre es vielleicht angebracht, wenn man sich mit dem Gegner auf den gemeinsamen Boden der Vernunft begäbe, um ihm hier die gänzliche Unhaltbarkeit der „Civilehe“, auch als rein natürliche Einrichtung betrachtet, nachzuweisen.

Die Vernunft lehrt nämlich, daß jede Ehe, ganz abgesehen von dem sacramentalen Charakter, den sie unter Christen hat, in ihrem wesentlichen Bestande nur einer religiösen Autorität als solcher untergeordnet ist, einer politischen Macht lediglich in den Ausnahmefällen, wo jene fehlen würde: Die „Civilehe“, soweit sie eine auf Staatsgesetze beruhende, durch diese zustande kommende und fortbestehende Vereinigung von Mann und Weib ist, muß mithin überall, auch unter Heiden, als ein Unding verworfen werden.

Diesen Satz beweist der hl. Thomas aus dem eigentlichen Hauptzweck der natürlichen Ehe. Jedes Geschöpf nämlich muß den specifischen Zweck, den ihr der weise Schöpfer gegeben, erreichen können, das heißt die Natur einer jeden Sache muß dem eigenen Ende derselben entsprechen. Der Natur der Sache entspricht nun wiederum die Natur der bewußten oder unbewußten Autorität, welcher sie direct untersteht. — Aus dem eigentlichen Hauptzwecke der natürlichen Ehe können wir also auf deren Wesenheit schließen, um aus der Wesenheit zu erfahren, welcher Art die Autorität sein muß, zu deren Competenz die Ehe gehört. Es kommt mithin schließlich alles auf die Frage an: was ist der eigentliche Hauptzweck der Ehe? — Die Philosophen beantworteten dieselbe verschiedentlich.

Nach etlichen besteht dieser Zweck in dem freundschaftlichen Zusammenleben mit gegenseitiger Unterstützung in den Lebensbeschwerden — eine Meinung, der neben anderen Bedenken hauptsächlich die Erwägung entgegensteht, daß das *mutuum obsequium* kein der Ehe speciell anhaftender Segen ist, weil der Mensch im allgemeinen, auch ohne auf eine Person angewiesen zu sein, im gesellschaftlichen Verkehr mit vielen anderen gleichen Standes, gleicher Gesinnung u. s. w. meist ebenso gut, wenn nicht besser, jenen Vortheil genießt. — Einige erblicken in der nöthigen, geregelten Fortpflanzung des Menschengeschlechtes den eigenen Hauptzweck der Ehe. Dem gegenüber ist aber einzuwenden, daß die nöthige Fortpflanzung des Menschen offenbar auch außerhalb der Ehe stattfinden kann. Wird die Regelung des geschlechtlichen Verkehrs vorgeschoben, so kann man weiter fragen: wofür denn diese Regelung? Der Antwort „wegen Vermeidung von Excessen“ steht die Erwägung entgegen, daß jeder geschlechtliche Verkehr, falls er, wie vorausgesetzt, seinen natürlichen Zweck, nämlich die Erzeugung eines Menschen erreichen kann und übrigens gegen die öffentliche, durch äußere Gewalt zu schützende Ordnung, nicht verstößt, in sich gut ist und nur dann ungeregelt, eigentlich Excess wird, wenn er einem anderen, übergeordneten Zwecke widerstrebt. Ist also der außereheliche geschlechtliche Umgang unsittlich, so kann er das nur sein, weil er mit einem höheren Zwecke unvereinbar ist, der lediglich in der Ehe erreicht werden kann, der Ehe mithin eigen genannt werden muß.

Dieser eigene, der Erzeugung des Menschen übergeordnete Hauptzweck jeder, auch der natürlichen Ehe, ist nach dem englischen

Lehrer die gute Erziehung des Kindes. Denn wenn das Thier sich nothwendig in die vom Schöpfer vorgesehene Ordnung fügt und nur höchstens eine kurze körperliche Pflege seitens der Mutter nöthig hat, so bedarf der vernünftige und daher freie Mensch von erster Jugend an bis ins vorgerückte Alter der Leitung seitens der beiden Eltern. Vater und Mutter müssen den jugendlichen Willen, der sich nicht nothwendig in der richtigen Ordnung hält, zum Richtigen und Guten hinneigen, die bösen Einflüsse fernhalten, kurz gottgefällige Menschen und dadurch auch gute Bürger heranbilden, die den Schöpfer, für den sie da sind, lieben, ihm dienen und dadurch sich selbst glücklich machen. In diesem Hauptzwecke der Ehe ist auch, wie der Aquinate richtig lehrt, die tiefste philosophische Begründung der Unsitlichkeit eines jeden Verstoßes gegen das sechste Gebot, sowie der Grundbeweis für die Unauflöslichkeit und Einheit der Ehe zu finden. Man wende nicht ein, die Erziehung könne auch durch Anstalten, durch den Staat erfolgen, sie sei also nicht der Ehe eigener Zweck, denn, abgesehen von der kaum haltbaren Grundidee einer solchen immerhin leicht socialistisch verdächtigen Staats- oder Anstalten-Erziehung, ist dieselbe jedenfalls eine von der Natur unbeabsichtigte Ausnahme, welche bei Feststellung der allgemeinen Regel nicht in Betracht kommen kann.

Die durchaus religiöse Natur des eigenen Hauptzweckes der Ehe läßt auf die religiöse Wesenheit der Ehe selbst mit Nothwendigkeit schließen, weil Gott das Mittel (die Ehe) dem Zwecke proportionieren mußte. Da nun ferner zwischen jeder Sache und der ihr überstellten kompetenten Autorität ein richtiges Verhältniß obwalten muß, so kann das seiner innersten Natur nach religiöse Institut der Ehe nicht von einer Civilbehörde wesentlich abhängen, sondern einzig von der mit ihrer Natur in gleicher Ordnung stehenden religiösen Autorität.¹⁾ Gewiß wird niemand vernünftigerweise dem Staate das Recht und sogar die Pflicht abstreiten, die bürgerlichen Folgen, welche die Ehe vor ihm hat, zu ordnen, dieselben eventuell von einer vor ihm gemachten Erklärung der zukünftigen oder bereits geschlossenen Ehe abhängig zu erklären, ja ungetaufte und keiner religiösen Auto-

¹⁾ Die civile und religiöse Autorität haben alle Völker wohl unterschieden, auch wenn dieselben, wie z. B. im Kirchenstaate, in einer Person vereinigt waren. Sie sind in der That wesentlich verschieden, schon wegen der Verschiedenheit des Zweckes. Die religiöse Autorität bestand sogar natürlich vor der civilen (*prioritate naturae*), wenn nicht auch historisch (*prioritate temporis*); denn sie ist wichtiger und für die Erreichung unseres Endes nothwendiger, als der ihr in gewissem Sinne untergeordnete Staat. Sie müßte also immer existieren, entweder als rein natürliche im *status naturae purae* oder als übernatürliche in der Hypothese, daß Gott uns die moralisch nothwendige Offenbarung gäbe. Wo sie fehlt, herrscht ein ungehöriger, unnatürlicher Zustand, in welcher der Staat *per accidens*, außerordentlicher Weise, die Befugnis, ja die Pflicht hat, auch die ihm fremden religiösen Angelegenheiten, wie Ehesachen, zu ordnen. Die längere oder kürzere Dauer dieser Befugnis macht dieselbe natürlich nicht zu einer ordentlichen, oder gar zu einer dem Staate eigenen.

rität unterworfenen Brautleute zu verpflichten, vor ihm die Ehe einzugehen (allerdings nicht, als ob diese Gegenwart des Staatsbeamten als solchem zur Giltigkeit irgendwie nöthig wäre, sondern nur, damit die Nupturienten die Feierlichkeit und Wichtigkeit ihres Contractes recht inne werden) — aber niemals und in keinem Falle kann der Staat das Zustandekommen oder das Fortbestehen der Ehe von seinen Gesetzen abhängig machen, wie er überhaupt in den wesentlichen, die sogenannte bürgerliche Seite nicht berührenden Ehefachen, nichts vermag. Die Civilehe also, sofern dieses Wort in seinem strengen, eigenen Sinne eine ihrer Natur nach oder in ihrem Zustandekommen von der Civilbehörde abhängige Verbindung von Mann und Weib bezeichnet, ist, von rein vernünftigem Standpunkte aus betrachtet, ein Unding.

Düsseldorf.

Dr. Karl Kaufmann.

XVI. (Beichtigill und materielle Vollständigkeit der Beicht.) In einem Artikel des in Paderborn erscheinenden katholischen Seelsorgers (Heft Nr. 10 von 1895) über: „Abspernung der Beichtstühle“ wird ein Uebelstand besprochen, der bei unpraktischer Aufstellung derselben, namentlich an Confluitagen sich fühlbar machen kann. Es heißt dort: „Wenn der Beichtvater oder das Beichtkind laut spricht oder außer dem Beichtenden noch jemand im Beichtstuhle ist oder sich dicht neben den Beichtenden stellt, demselben gleichsam auf der Ferse sitzt, so kann allerdings einzelnes von der Beicht gehört werden.“ Zugleich werden Vorschläge gemacht, diesem Mißstande, daß Personen zu nahe an den Beichtstuhl treten und so etwas aus der Beichte verstehen können, zu begegnen. Jedoch findet sich in dem betreffenden Artikel eine Bemerkung, die, genau genommen, uns nicht haltbar erscheint. Es wird nämlich weiter gesagt: „Daß unter solchen Umständen der Pönitent sich scheut, einzelnes zu sagen, was er für schwere Sünde hält und so schuldbeladener aus dem Beichtstuhle tritt, als er in denselben getreten ist, bestätigt leider die Erfahrung. Wenn nun ein solcher durch Rücksicht auf die Anwesenden sich auch noch bestimmen läßt, gottesräuberisch die heilige Communion zu empfangen, so ist das etwas Entsetzliches, das mit allen erlaubten Mitteln verhindert werden muß. Da die Hauptschuld an der gottesräuberischen Beichte und Communion der Umstand ist, daß der Pönitent entweder in Wirklichkeit nichts sagen kann, was nicht auch andere hören, welche nicht zum Stillschweigen verpflichtet sind und obendrein auch noch so leichtsinnig und gefühllos sind, daß sie von dem Gehörten Gebrauch machen, oder wenigstens befürchtet, daß sein Sündenbekenntnis nicht bloß von dem Beichtvater gehört wird, so muß dafür gesorgt werden, daß von dem, was in der Beichte gesagt wird, außer dem Beichtvater und Beichtkinde kein Mensch etwas hören kann.“ Man kann zu dem Citierten eine doppelte Frage stellen.

1. Ob wirklich, wie darin behauptet wird, eine Verpflichtung zum Stillschweigen über das zufällig oder mit Absicht aus der Beichte eines andern Gehörte nicht vorliegt.

2. Ob die Beichte eines Pönitenten, der in derartiger Lage Sünden verschweigt, unbedingt ungiltig und sacrilegisch ist. Davon hängt es dann weiter ab, ob die nachfolgende Communion würdig oder aber gottesräuberisch empfangen wird.

Ad 1 stellt die Lehre der Moralisten die Verpflichtung auf. Hören wir den hl. Alphons von Liguori; er sagt im dritten Capitel des sechsten Buches seiner großen Moral: „Zum Beichtiegel sind alle gehalten, welche auf irgend eine Weise Kenntniss aus einer sacramentalen Beichte erlangen.“ Nach diesem Grundsatz zählt derselbe verschiedene Classen von Personen auf, welche Subjecte oder Träger der Pflicht des Beichtiegels werden können. Allen voran steht natürlich der Beichtvater selbst, welcher durch sein Amt an erster Stelle zum sacramentalen Stillschweigen gehalten ist. Außer ihm sind nach dem hl. Alphons noch zum Beichtiegel verpflichtet ein kirchlicher Oberer, dem eine reservierte Sünde vorgelegt wird; ein Dolmetscher, durch dessen Vermittelung eine Beichte abgelegt würde; sogar ein Laie, der irrthümlich als Priester angesehen wäre; ein Gottesgelehrter, der mit Erlaubnis des Pönitenten über einen Beichtcajus befragt würde; jemand, der für einen anderen zum Zwecke der Beicht das Sündenbekenntnis niedergeschrieben hätte, endlich — um auf unseren Fall zu kommen: Qui furtive vel casu aliquid audit, licet inculcate. (Nr. 4). Ausgenommen ist nur der Pönitent, zu dessen Gunsten ja eben das Beichtiegel besteht. Daher zählen denn auch Gury, Schüch (§ 321) u. a. unter die zum Beichtiegel Verpflichteten alle diejenigen auf, welche „von der Beichte eines anderen, sei es zufällig, oder mit Vorbedacht, etwas verstanden oder aus Mienen, Worten, Winken oder aus anderen Zeichen bemerkt haben.“ Das Object der Beichte ist eben seiner inneren Natur nach ein derartiges, welches auch den unberufenen Hörer in den Kreis dieser Verpflichtung hineinzieht. Gerne wird der einfache Laie sich derselben nicht immer formell bewußt werden; jedoch legt auch ihm schon das eigene Gefühl es nahe, von einer solchen Kenntniss, sei sie mit oder selbst wider Willen erworben, keinerlei Gebrauch zu machen. Darum fürchten sich gewissenhafte Laien, etwas aus einer fremden Beichte zu vernehmen, machen, wenn seitens des Pönitenten oder des Confessars zu laut gesprochen wird, ein Geräusch, oder wenden sich möglichst ab, halten sich sogar die Ohren zu u. s. w. Eltern wissen in der Regel, daß sie zum Bekenntnis gebrauchte Beichtzettel ihrer Kinder nicht lesen dürfen. Es wird sich empfehlen, die Pflicht zum Stillschweigen über das aus einer fremden Beichte Gehörte auch im Religionsunterrichte zu betonen.

Ad 2. Wäre wirklich in einem vereinzeltten Falle einem Pönitent keine andere Wahl gelassen, als entweder Sünden zu ver-

schweigen oder aber allen Ernstes befürchten zu müssen, daß sein Bekenntnis auch zu anderen Ohren, als denen des allein berufenen Beichtvaters gelange, so dürfte er, um einer Diffamierung oder anderem äußeren Nachtheil zu begegnen, sich mit einer materiell unvollständigen Beichte begnügen, und würde eine solche Beichte nur dann sacrilegisch sein, wenn er nicht den Willen hätte, das jetzt Unterlassene in der nächsten Beichte nachzuholen. Denn das *periculum revelationis seu violationis sigilli* ist nach den Moralisten einer der möglichen Gründe, welche von der Pflicht der vollständigen Anklage zunächst, nämlich bis zur folgenden Beichte, entbindet. Die nicht bekannten Todsünden würden also indirect mit erlassen werden. Und weil die Beichte nicht ungiltig wäre, würde auch die nachfolgende Communion nicht gottesräuberisch sein. Hinzukommen muß allerdings noch, daß der Beichtende sich vor der Absolution eine Gewissensüberzeugung bildet — aus dem Princip, daß er nur dem Priester, nicht aber gewissermaßen öffentlich zu bekennen verpflichtet ist, und daß er, ohne sich einem Verdachte z. B. der Absolutionsverweigerung auszusetzen, die Beichte nicht vor der Losprechung abbrechen und, ohne Aufsehen zu erregen, nicht einen anderen Confessor aussuchen oder den Empfang der heiligen Sacramente verschieben konnte. Denn das sind die Bedingungen, welche die Moralisten bei diesem Ausnahmefall voraussetzen.

Praktisch stimmen wir mit dem Artikel des „katholischen Seelsorgers“ überein, daß möglichst Vorjorge getroffen werden sollte, um durch gehörige Entfernung der Pönitenten von den Beichtstühlen einer Preisgebung von Beichtgeheimnissen aus Unkenntnis oder bösem Willen, wie einer so peinlichen Lage für ein Beichtkind vorzubeugen.

Dsnabrück.

J. Rhotert, Dombicar.

XVII. (Accessus ad altare.) Unterm 12. August 1854 hat die S. R. C. folgenden Fall entschieden: „In Sacello majoris Seminarii stat Sacristia post Altare et Ministri accedere possunt ad Altare tam ex parte Evangelii quam ex parte Epistolae. Quaeritur 1. ante Missam quam ex parte exire debeant ad Altare? Et qua parte post Missam redire debeant ad Sacristiam? Rescriptum prodiit: „A Sacristia e sinistra egrediendum, a dextera ad illam accedendum (Mühlb. I, p. 18).“ Auf diese Entscheidung berufen sich alle Rubricisten, die den Fall einer solchen Lage der Sacristei besprechen und doch werden zwei entgegengesetzte Folgerungen daraus gezogen. Hartmann (7. Aufl.) sagt (p. 355): „Celebrant gehe durch die Thür der Evangelienseite zum Altar und nach der Messe durch die Thür der Epistelseite in die Sacristei.“ De Herdt (ed. VIII I. n. 199) verlangt das Gegentheil mit Berufung auf das gleiche Decret. Per cornu Epist. est egrediendum ex sacristia. Seine Ansicht theilt Falise (Lit. pract. Comp. ed. alt. Ratisb. p. 7) und Thalhofer (Lit II. p. 56 unten). P. Schober

(De cerem. Miss. II. p. 19) citiert einfach das Decret. Wie ist nun hier eine solche Meinungsverschiedenheit möglich? Offenbar erklärt sie sich daraus, daß die S. R. C. nicht redet von Epistelseite oder Evangelienseite, sondern nur sagt „e sinistra“ und „a dextra“ und diese Ausdrücke können je nach dem Standpunkte verschieden gedeutet werden. Dem Volke ist die Evangelienseite links, vom Altarkreuz aus ist sie rechts. Dem Celebranten, der im Begriffe steht, die rückwärts gelegene Sacristei zu verlassen, ist die Epistelseite links, die Evangelienseite rechts. Was wird nun das Decret unter linker und was unter rechter Seite verstehen? Hartmann sagt l. c., daß die Altarseiten nach dem Altarkreuz bestimmt werden, warum sollte das Decret, diesem Sprachgebrauch zuwider, unter linker Seite nicht die Epistelseite verstehen? Umso weniger ist das anzunehmen, als in unserem Falle auch für den Celebranten, der an den Altar gehen will, die Epistelseite die linke ist. Oder sollte man annehmen, die S. R. C. wolle die Ausdrücke „links“ und „rechts“ hier bestimmen nach dem Standpunkte des Celebranten, wenn er, mit dem Rücken gegen den Altar, am Ankleidetische der Sacristei, oder wenn er schon an den Stufen des Altares steht? Das ist doch mehr als unwahrscheinlich. Für die Ansicht De Herdts sprechen aber auch noch andere Gründe. Wenn nach der mystischen Messerklärung seit Jahrhunderten der Hingang des Priesters an den Altar auf den Eintritt Christi in die Welt, wenn der Introitus auf das sehnsüchtige Rufen der vorchristlichen Menschheit nach dem Erlöser und die Epistel auf die Predigt des Vorläufers gedeutet wird, wenn die ganze heilige Messe nach dieser Deutung eine Erneuerung des Lebens und Leidens Christi ist, dann erscheint es doch gewiß erklärlich und gerechtfertigt, daß der Celebrant als Repräsentant Christi von der Epistelseite her an den Altar trete und nach Vollendung des Opfers auf die Evangelienseite zurückkehre. Thalhofer macht geltend, daß man auch bei allen Processionen aus dem Presbyterium auf der Epistelseite fortgeht und auf der Evangelienseite zurückkehrt. Darum sagen wir mit De Herdt (l. c.): „Si sacristia sit retro altare et egressus ex parte epistolae et evangelii, per cornu epistolae est egrediendum ex sacristia et per cornu evangelii regrediendum.“ Man berufe sich hingegen nicht auf das Decret S. R. C. vom 12. August 1854, daß mit dem Anzünden der Altarkerzen begonnen werden solle „a cornu Evangelii“, auch nicht darauf, daß die Kreuzwegstationen auf der Evangelienseite gewöhnlich beginnen, selbst nicht darauf, daß eine Rubrik in ritu consecr. Ecclesiae des Pontif. sagt: „Incipiens retro altare et procedens ad ejus dextoram inungit Chrismatre“ etc. In all diesen Fällen wird auf der Evangelienseite begonnen „quippe nobiliore parte“, wie das citierte Decret erklärt; für den accessus ad Altare aber sind, wie erwähnt, andere Gründe maßgebend und selbst wenn man genannten Gesichtspunkt der Auszeichnung im Auge behalten wollte, müßte man von links i. e. von der Epistelseite aus

hintreten, wofern der Altar ein Sinnbild Christi ist, des Ecksteines der Kirche, wofern er ist *thronus gratiae et misericordiae Christi*.
Eichstätt (Bayern). Karl Kiefer, Assistent.

XVIII. (Spiritismus.) In einem Städtchen hat der Spiritismus Eingang gefunden; viele Personen, besonders die studierende Jugend zählen zu den begeistertsten Anhängern desselben. Der Religionslehrer, Zeuge des verderblichen Einflusses, den der Spiritismus auf das religiös-sittliche Leben so mancher Jünglinge ausübt, sucht nach einem Mittel, wodurch er die Jugend am sichersten überzeugen könnte, daß der Spiritismus Teufelscult, und die Theilnahme an demselben ebenso sündhaft als verderblich sei. Er glaubt im Gebrauche der Sacramentalien, namentlich in den kirchlichen Beschwörungen ein solches Mittel gefunden zu haben. Was ist davon zu halten?

Es läßt sich nicht leugnen, daß gerade in den kirchlichen Beschwörungen die siegreiche Macht des Christenthums über die Werke des Satans klar zutage tritt; indem sich die Geister der kirchlichen Gewalt gegenüber unthätig verhalten, wohl gar ihre Ohnmacht offen bekennen, zeigen sie sich eben als das, was sie sind, als Feinde Christi und bekennen zugleich, daß ihre Macht durch ihn gebrochen sei. Wer nun selbst Augenzeuge dieser Ueberlegenheit Christi über die Werke des Satans ist, fühlt sich gewiß in seinem Glauben bestärkt und zugleich mächtig angetrieben, den Werken des Aberglaubens fern zu bleiben, und nur bei Gott und seiner heiligen Kirche Erleuchtung und Hilfe zu suchen. Dennoch kann die Handlungsweise des Religionslehrers nicht gebilligt werden, sie muß vielmehr unter Umständen als sündhaft bezeichnet werden. 1. Angenommen, er zeige sich den Spiritisten gegenüber erbötig, ihre Geister zu entlarven, deren wahre Natur und verderblichen Pläne aufzudecken, und er provociere so die Citation der Geister — so erscheint er als formeller Theilnehmer an einem Werke, das, weil in sich schlecht, in keiner Weise direct hervorgerufen werden darf. Es ist ja nach vielseitiger und gründlicher Erforschung der spiritistischen Erscheinungen über allen Zweifel erhaben, daß denselben nur eine dämonische Ursache zugrunde liegen kann (Cf. Müller, Th. M. II. § 101), und daß der Spiritismus eine *divinatio diabolica* ist. Mag darum die Absicht, welche den Theilnehmer im gegebenen Falle leitet, noch so gut und lobenswert sein, so ist dennoch seine Theilnahme als *cooperatio formalis* zu etwas in sich Schlechtem durchaus zu verwerfen; es gilt da der Grundsatz: „*Non sunt facienda mala, ut eveniant bona.*“ 2. Angenommen, er würde das Geistercitieren nicht veranlassen, sondern einer bereits anberaumten spiritistischen Versammlung in gleicher Absicht beiwohnen, so wäre auch dies sein Verfahren verwerflich zu nennen; ist seine Absicht nicht bekannt, so wird sein Erscheinen anderen zum Nergerniß gereichen, es wird noch die letzten etwaigen Gewissensbedenken verschrecken. Ist die Absicht bekannt, so setzt er

das Heilige, die kirchlichen Beschwörungen der Gefahr der Entehrung aus. Oder ist er wohl gewiß, daß seine Beschwörung den erwünschten Erfolg haben wird? Die Gesellschaft besteht meist aus Leuten, die durch sträfliche Neugier, oder auch wohl gar durch Unglauben und Sittenlosigkeit sich dem Dienste des Teufels hingegeben haben; und ist es sogar beim feierlichen Exorcismus eine Bedingung der vollen Wirksamkeit, daß zuerst der Wille des Menschen der Gewalt des Satans entzogen werde und ermahnt der hl. Alphonsus den Exorcisten (L. IV. App. 8): „Excludat mulieres, pueros et viros otiosos. quorum modica fides expulsionem obstare potest“, so mag der Erfolg seiner Beschwörung inmitte leichtfertiger oder glaubensloser Leute gewiß mehr als zweifelhaft erscheinen; und ist es zwar im Allgemeinen gewiß, daß die außerordentlichen Erscheinungen des Spiritismus dämonischer Wirksamkeit zugeschrieben werden müssen, so ist doch in den einzelnen Fällen die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß nur menschlicher Betrug denselben zugrunde liegen; und solchen Täuschungen gegenüber würden natürlich die kirchlichen Beschwörungen fruchtlos bleiben, und beschämt, mitjaamt dem Heiligen zum Gespötte geworden, würde der Priester das Feld räumen müssen. — 3. Wäre aber sowohl der Gefahr des Aergernisses, als auch der Entweihung des Heiligen durch Vorsichtsmaßregeln vorgebeugt, so wäre die Anwendung der heiligen Gewalt, um den Teufelspuk aufzudecken, oder ihn zu verhindern, wohl frei von Sünde zu nennen; doch dürfte auch in diesem Falle kein Verfahren der Klugheit keineswegs entsprechend sein. Die wissenschaftlichen Beweise für die Sündhaftigkeit des Spiritismus sind klar genug, um jene, die noch eines guten Willens sind, davon zu überzeugen, um sie von der Gemeinschaft mit den Geistern abzuwickeln, und so der drohenden Gefahr zu entziehen; jene aber, die, in die Blendwerke des Satans gänzlich befangen, jenen Beweisen unzugänglich geworden sind, werden auch durch die offenbarsten Wunder dem Verderben nicht entrißen werden. Das beste Mittel, um den Spiritismus, wo er bereits Eingang gefunden hat, zu bannen, ist die Belehrung in Schule und Kirche, die Verbreitung guter Schriften, welche diesen Gegenstand behandeln, besonders aber Pflege des frommen, sittlich-religiösen Lebens; gerade da, wo die wahre Frömmigkeit verschwindet, und das Glaubensleben untergeht, da beginnt der Aberglaube mit seinen finsternen Werken kühn sein Haupt zu erheben; und führt solange die Herrschaft, bis echtes, christliches Leben ihm wieder die Herzen entzieht, und ihn zum Weichen bringt.

Mautern (Steiermark).

P. Fr. Leitner C. Ss. R.,

Lector der Theologie.

XIX. (Art und Ort des Missionskreuzes.) In diesen Jahren werden in allen Pfarrkirchen Oberösterreichs heilige Volksmissionen abgehalten. Gegen Ende dieser Feierlichkeit wird stets ein Kreuz geweiht in oder bei dem betreffenden Gotteshause.

als sichtbares Andenken an die geistige Erneuerung der Pfarrgemeinde aufgepflanzt. Wer vor diesem religiösen Wahrzeichen gewisse Gebete andächtig und reumüthig verrichtet, kann verschiedene Ablässe gewinnen, wie auf einer dabei angebrachten Tafel zu lesen ist.

In früheren Jahren pflegten bei jenen Missionen, welche Mitglieder der Gesellschaft Jesu abhielten, in der Regel nur leere Kreuze aufgerichtet zu werden, d. h. Kreuze ohne Figur des Gefreuzigten, wie vor den Klöstern der PP. Franciscaner und Kapuziner solche mit einigen Leidenswerkzeugen zu stehen pflegen. Solch' schlichte Kreuze tragen dann nur die Aufschrift: „Mission“ und die Jahreszahl dazu, wann sie abgehalten worden. Findet eine zweite und dritte Mission oder eine „Renovation“ statt, so macht man in der Regel auch die Jahre dieser heiligen Werke wieder ersichtlich am Missionskreuz. Da dem katholischen Volke ein Kreuz mit dem Bildnisse des Gefreuzigten lieber ist, als das Kreuz allein, so wird jetzt fast für jedes neue Missionskreuz auch der Corpus Christi angekauft und finden sich häufig Wohlthäter, welche sowohl das Kreuz oder doch das nöthige Holz und auch die Figur des gefreuzigten Erlösers herstellen. In der Regel wird das Kreuz aus Holz gemacht und zwar entweder in der allereinfachsten Form, so daß die beiden Balken, aus denen es besteht, geradlinig schließen, oder etwas gefälliger, indem die Enden abgerundet werden und etwa beiderseits noch je zwei Halbkreise hinzugefügt werden, so daß ein sogenanntes Drei- oder Kleeblattende entsteht. Soll das Kreuz an einem Pfeiler oder an einer Wand oder auch unter einem Thorbogen aufgehangen werden, so wird selbstverständlich auch das untere Ende des Längsbalkens also gestaltet. Wird es an eine Wand gestellt oder in die Erde gesteckt, so macht man das untere Ende kräftiger, damit dieses gewissermaßen als Sockel wirke und hübscher sei. Soll das Kreuz in der Kirche freistehen, so muß es ein eigentliches Postament oder einen Ständer erhalten, wie andere Standkreuze, nur von entsprechender Größe und Schwere; überdies wird es, um eine verlässliche Stabilität zu erzielen, noch mittels des einen oder anderen längeren Eisenhaken mit einem Pfeiler oder einer Wand verankert; so zu Adlwang, Kremsmünster und Pfarrkirchen bei Bad Hall. Selten dürfte ein Missionskreuz nach so reicher Zeichnung angefertigt worden sein, wie für die neue Pfarrkirche in Bad Hall.

Will man einen Crucifixus an einem Kreuze anbringen, so müssen beide in gutem Größenverhältnisse zueinander stehen. Ein kleiner Corpus auf einem riesigen Kreuze nimmt sich fast lächerlich aus. Reichen die Geldmittel nicht hin, um einen großen zu kaufen, so läßt man ein kleineres Kreuz bereiten; will man an einem bereits vorhandenen Kreuze nachträglich eine kleinere Christusfigur anbringen, so verkleinere man das Kreuz, indem man die Enden des Querbalkens so weit zurückschneidet, daß sie noch um ein Stückchen die Finger des Gefreuzigten überragen. Der Oberbalken ist um eben-

soviel zu verkürzen, so daß die drei oberen Arme vom Durchkreuzungspunkte aus gleich lang erscheinen; ein gar kurzer wie auch ein überlanger Oberbalken sind unschön.

Die Größe des Kreuzes hat sich nach dem Aufstellungsplatze mehr oder weniger zu richten. In oder an einer kleinen Kirche wird sich ein mächtiges Kreuz sehr leicht plump oder geschmacklos ausnehmen. Wird es im Freien und zwar ferner von einer Wand aufgepflanzt, so steht die Dimension ganz im Belieben des Anschaffers; nur muß es dann um der Dauerhaftigkeit willen, namentlich damit es nicht vom nächsten Sturm gebrochen werde, auch aus genügend starken Balken gezimmert werden, am besten aus eichenen; ist es für eine Innen- oder Außenwand bestimmt, dann genügen auch Bohlen oder „Pfosten“ und selbst Bodenläden, wenn es gar nicht groß werden soll; ein ganz freistehendes soll jedoch stets ziemlich groß sein, damit es von gewöhnlichen Grabkreuzen leicht unterschieden werden könne. Um die Pfarrkirchen auf dem Lande liegt ja nach alter und so rührender Sitte häufig noch der Gottesacker und wird dann auf diesem nicht selten ein Missionskreuz errichtet. Im Mühlpfortel trifft man da mitunter auch steinerne Missionskreuze; selbstverständlich sollen sie sich durch Form und Größe von den Grabmonumenten wieder auffallend unterscheiden. Dasselbe wäre zu beachten, wenn man ein eisernes Missionskreuz beschaffen wollte.

Soll es an eine Wand der Kirche, sei es außen oder innen, oder in eine Mauernische oder Halbkapelle kommen, so muß es sich in der Größe, es mag aus was immer für einem Materiale bereitet sein, stets nach dem ihm angewiesenen Raume richten. Es dürfen nämlich die drei oberen Endigungen nie bis hart an den Rand der verfügbaren Fläche des Hintergrundes reichen, sondern es muß noch etwas freier Raum sein, damit es sich schön mache. In einem Zimmer steht es ja auch nicht gut, wenn die Möbel bis in die Ecken oder an die Thüren reichen; hier läßt sich das freilich mitunter nicht vermeiden. Ein Missionskreuz von bescheidener Größe befindet sich z. B. an der westlichen Stirnwand der Pfarrkirche zu Sipbachzell und zwar eines ohne Christus; ein großes würde hier nicht passen, weil der freie Rest dieser Wand nicht gar breit ist, indem auch der Thurm an ihr steht. Der Querbalken soll ja nie über die ganze Breite einer Wandfläche reichen, so z. B. wenn ein Kreuz zwischen zwei Strebepfeilern anzubringen ist. Von mäßiger Dimension ist auch das Missionskreuz sammt Figur zu Weiskirchen an der Traun und mit Recht, da es mitten im Langhause an einem gothischen und daher nicht gar mächtigen Schiffspeiler hängt; es wäre ja nicht schön, wenn die Kreuzesarme recht weit über die Pfeilerdicke hinausragen würden; wenn es höher hienge, dürfte es allerdings auch größer sein. In der Stiftskirche zu Kremsmünster ist das Kreuz größer, steht jedoch auch vor einem viel mächtigeren Pfeiler und macht sich daher gleichfalls gut.

Ist ein Kreuz im Freien an einer Wand aufgestellt oder in einiger Entfernung von einer solchen errichtet, so empfiehlt es sich, ein Blechdach über selbem anzubringen, zumal wenn die Christusfigur von Holz ist, weil diese sonst von Sonne, Schnee und Regen bald verdorben würde. Die Bedachung soll nicht zu groß sein, weil sie dann plump ausfällt, und soll überhaupt von gefälliger Form sein. An modernen Kirchen steht ein geschweiftes oder gebogenes Dach gut, an gothischen ein geradliniges d. i. giebelförmiges. In diesem Falle könnten auch die drei oberen Enden des Kreuzes durch zwei schräge Schnitte zugespitzt werden. Ist das Kreuz hant an einer Wand errichtet, so kann ein größeres und mehr Schutz gewährendes, baldachinartig gebautes Dach an selber angebracht werden, welches das Kreuz zugleich schmückt und hervorhebt. Das schönste Zierdach über einem Missionskreuze, das ich noch gesehen, ist jenes zu Thalheim bei Wels; ich nenne es ein Zierdach auch darum, weil die Christusfigur ohnehin monumental d. h. aus Metall ist. Es findet sich dieses Missionskreuz auf der weniger betretenen Nordseite des Langhauses, so dass diejenigen, welche vor demselben beten wollen, hierin weniger gestört werden. Zu Rematen an der Krems wollte man es anfänglich am Chorhaupte außen anbringen, weil auch dort auf dieser Seite kein Zugang zur Kirche ist. Man gieng in solchen Fällen wohl von der Beobachtung aus, dass dem Volke mehr abgetchiedene Orte, wie auch Kapellen sind, zum Privatgebete am meisten zusagen. Gewöhnlich stellt man indes das Missionskreuz als steten Mahner in der Nähe des Haupteinganges, d. i. auf der sogenannten Schauseite auf, wo es den meisten Kirchenbesuchern in die Augen fällt. Aus ästhetischen Gründen soll es nicht vor ein Fenster oder Wandgemälde reichen, weil es da störend wirkt, sondern an einen fensterlosen und auch sonst leeren Wandtheil gestellt werden, damit es mehr wirke und die öde Fläche ziere. Ist eine geräumige Vorhalle vorhanden, so findet man es manchmal in dieser und da ist es besser geschützt. Am besten ist es geborgen und am längsten hält sich die Fassung des Crucifixes, wenn es in der Kirche drinnen schicklich angebracht werden kann. Hier und in der Vorhalle kann man überdies seine Gebete auch bei Regen und Schnee vor demselben verrichten, ohne durchnässt zu werden; in der Kirche wird man weniger gestört durch das Geplauder, das vor und nach dem Gottesdienste, zumal an Feiertagen, auf dem Kirchplatze stattzufinden pflegt.

Um des Kreuzes und der vor selbem Betenden willen empfiehlt sich also das Innere der Kirche am meisten für die Aufstellung des Missionskreuzes, wenn es sich gut anbringen lässt. Es aus irgend einem Winkel hervorgucken zu lassen, ist dessen offenbar nicht würdig. Man soll jedoch darauf achten, dass man nicht gar zu viele Crucifixe in der Kirche anbringe. Auf jedem Altare muss schon eines sein und an der Kanzel ist schönem Herkommen zufolge auch meist eines, obschon es nicht vorgeschrieben ist; manche Kirche besitzt einen eigenen

Kreuzaltar oder ein großes Kreuz im Frohnbogen oder über demselben, an einer Seitenwand oder an einem Pfeiler. Recht so, denn ein augenfälliges Bild des ersten und eigentlichen Hausherrn gehört in jedes „Haus des Herrn“, und zwar an einen hervorragenden oder Ehrenplatz. Ist ein solches da, so paßt ein zweites großes Crucifix nicht mehr in diese Kirche. Wünscht man ein eigenes, neues Missionskreuz, so bringt man ein solches in diesem Falle außen an; nothwendig ist es aber nicht. Wie man mitunter einen Kreuzaltar oder ein Frohnbogenkreuz als XIV. Station des heiligen Kreuzweges gelten ließ, so kann man ein solches großes Crucifix, wenn es nicht bereits als diese Kreuzwegstation gerechnet ist, zum Missionskreuz weihen lassen, es ist an manchen Orten geschehen und man hat sich so eine Auslage erspart. Zu Oberstallzell hat man ein großes, altes Crucifix, welches bisher innen an der Nordwand des Langhauses sich befand, in der Vorhalle als Missionskreuz errichtet; zu St. Leonhard bei Freistadt dient als solches das gothische Frohnbogenkreuz, welches nunmehr im nördlichen Seitenschiffe steht.

Schließlich wäre noch zu bemerken, daß jedes neue Missionskreuz, wenn es in der Kirche oder an deren Außenwand errichtet wird, mit deren Baustil thunlichst harmonieren soll. Wie man oft schon ein zu großes und daher zu plummes in unsere Kirchen gebracht hat, so auch öfters ein stilwidriges. Daß ein Kreuz ganz simpel naturalistisch und ungefüge sei, mag bei einer Calvarienberg-Anlage im Freien zur Nührung des Volkes hingehen, für ein Missionskreuz, zumal wenn es im Innern eines Gotteshauses aufgestellt werden soll, empfiehlt sich überhaupt eine veredelte, gefälligere Kreuzesform und soll es mit der übrigen Kircheneinrichtung in der Stilform und -Phase, wie auch in der Art der Fassung übereinstimmen. Heute hält man viel auf Einheitlichkeit in dieser Hinsicht und doch ist in mancher Kirche das neue Missionskreuz der einzige, die sonstige Harmonie störende Gegenstand!

Egendorf.

Pfv. P. Johannes Geistberger O. S. B.

XX. (Zur Friedhoffrage.) Auf Regierungsbefehl wird im Städtchen K ein Communalfriedhof errichtet, in welchem mit den Katholiken auch Akatholiken der Reihe nach sollen begraben werden. Es fragt sich nun: darf dieser Friedhof geweiht werden?

Nach der Vorschrift des Rituale Romanum Tit. VI. cap. II. soll jeder Friedhof geweiht werden, um im eigentlichen Sinne des Wortes ein Gottesacker zu werden. „Ceterum nemo christianus in communione fidelium defunctus, extra ecclesiam aut coemeterium rite benedictum sepeliri debet: sed si necessitas cogat ex aliquo eventu aliquando ad tempus aliter fieri, curetur ut quatenus fieri poterit, corpus in locum sacrum quamprimum transferatur; et interim semper crux capiti illius apponi debet, ad significandum illum in Christo quievisse.“ Die Kirche schließt vom

kirchlichen Begräbnisse, und folglich vom geweihten Gottesacker, jene aus, die im Leben ihr nicht angehören wollten, als da sind: Ungläubige, Schismatiker und Häretiker; muß aber hin und wieder der *forza maggiore* nachgeben und sogar Andersgläubigen die Pforten öffnen. In diesem Falle wird der Friedhof nicht entweiht, wenn der Verstorbene ein *haereticus toleratus* oder ein Freidenker war, wie bei Ferraris (v. *Ecclesia* art. IV, n. 54) zu lesen ist: „*Si in ecclesia fuerint sepulti haeretici non denunciati nominatim, etiamsi alias notorii, non censetur violata ecclesia, nec indiget reconciliatione.*“ Als Grund dafür führt er an: „*quia cum non teneamur eos evitare in vita, nisi nominatim denunciati sint, ita neque eos tenemur vitare post mortem.*“ Bloß durch das Begräbniß eines *excommunicatus vitandus* wird im strengen Sinne des Wortes ein Friedhof entweiht; deshalb steht in cap. *Consulisti*, 7 de consecr. Eccl. geschrieben: „*Coemeteria, in quibus excommunicatorum corpora sepeliri contingit, reconcilianda erunt aspersione aquae solemnitè benedictae, sicut in dedicatione ecclesiae fieri consuevit.*“ Was von einem *excommunicatus vitandus* gilt, trifft umsomehr einen Heiden, laut cap. *Ecclesiam*, in qua *paganus*, 27, de Consecr., was jedoch ein höchst seltener Fall ist. Daß durch die Entweihung des Friedhofes die auf demselben befindliche Kirche oder Oratorium nicht entweiht wird, ist bekannt. (Ferraris v. *Ecclesia* art. VI. 63). Sollte die Reconciliation nicht also gleich geschehen können, soll bis dahin jedes Grab eigens geweiht werden.

Nach diesen kurzen Auseinandersetzungen geht hervor, daß dem Communalfriedhofe in A die feierliche Weihe ertheilt werden kann und soll, obwohl Katholiken und Aukatholiken dort begraben werden. In diesem Sinne hat auch das heilige Officium am 8. Juli 1874 dem Erzbischofe von Mecheln in Belgien und am 8. Februar 1882 dem Bischofe von Autun in Frankreich geantwortet: „*Curet ut novum Coemeterium benedicatur.*“

Budja bei Smyrna.

P. Agnellus O. Cap.

Literatur.

A) Neue Werke.

- 1) **Die Orden und Congregationen der katholischen Kirche.** Von Dr. Max Heimbucher. Zweiter Band. Wissenschaftliche Handbibliothek. Erste Reihe Theologische Lehr- und Handbücher XL.) Paderborn. Druck und Verlag von Ferd. Schöningh. 1897. 8°. VII. 557 S. Preis: fl. 3.60 = M. 6.—

Der eben erschienene zweite Band beginnt mit dem sechsten Abschnitt der Ordensgeschichte und enthält selbst drei Abschnitte.

Die Abschnitte tragen folgende Ueberschriften: VI. Der Carmeliterorden. VII. Die Regularcleriker. Erste Abtheilung: Der Jesuitenorden oder die Gesellschaft Jesu. Zweite Abtheilung. Die übrigen Regularcleriker: Theatiner.

Regulärcleriker vom guten Jesus. Barnabiten. Somasker. Die regulierten Cleriker der Mutter Gottes. Die Väter des guten Todes. Die minderen regulierten Cleriker Biaristen. VIII. Die Congregationen. Erste Abtheilung. Die eigentlichen Congregationen. A. Männliche: Die christlichen Schulbrüder, Passionisten, Redemptoristen u. s. w. B. Weibliche: Die Baptistinnen, Josephschwwestern von Clugny. Frauen vom guten Hirten. Barmherzigen Schwestern vom Borromäus. Damen vom heiligsten Herzen Jesu. Schwestern der ewigen Anbetung. Englischen Fräulein. Irländischen Loreto-Schwwestern und die irischen Schwestern der Liebe u. s. w. Zweite Abtheilung. Die Säkularcongregationen. A. Männliche: Die Brüder vom gemeinsamen Leben oder die Fraterherren. Oblaten des hl. Ambrosius und des hl. Karl Borromäus. Doctrinarien. Drautorianer. Congregationen der frommen Arbeiter. Lazaristen als Missionspriester vom hl. Vincenz von Paul. Die Bartholomäer oder das Institut des Bartholomäus Holzhauser. Congregation von St. Sulpice. Eudisten oder Missionspriester vom Jesus und Maria. Kleinere Weltpriester Congregationen des 17. und 18. Jahrhunderts. Weltpriester-Institute für die äußere Mission. Größere Säkularcongregationen des 19. Jahrhunderts. Die fromme Missionsgesellschaft oder Palloriner. Väter vom heiligen Geiste. Salesianer Don Boscos. Missionäre U. L. Frau von Afrika oder die weißen Väter des Cardinals Lavigerie. Kleinere Säkularcongregationen des 19. Jahrhunderts. Lehrbrüder u. a. B. Weibliche: Die Begumen. Säkularcongregationen von den Vinceninerinnen. Vincentinerinnen oder barmherzige Schwestern vom hl. Vincenz von Paul. Säkularcongregationen des 17., 18. Jahrhunderts, von 1800—20, von 1821—50 u. s. w.

Wie aus dem Inhaltsverzeichnis hervorgeht, ist die Eintheilung der behandelten Orden und Congregationen sachgemäß und organisch. Bei der Verschiedenheit der Einrichtungen im Institute der barmherzigen Schwestern vom hl. Vincenz von Paul in Bezug auf Regel, Statuten und Profess in verschiedenen Gegenden sind dieselben indes in manchen Ländern derart, daß wir diese Schwestern lieber den religiösen als den Säkular-Congregationen beizählen möchten. 212 Seiten, also beinahe die Hälfte des an geschichtlichen und literarhistorischen Notizen reichen Bandes umfaßt, wie recht und billig, die Darstellung über den Jesuitenorden, oder die Gesellschaft Jesu. Dieselbe enthält folgende Paragraphe: „Literatur über den Jesuitenorden. Gründung durch den hl. Ignatius von Loyola. Einrichtung. Kurze Geschichte von der Ausbreitung bis zur Aufhebung 1773 nach den Ordensgenerälen und nach den einzelnen Ländern. Die Aufhebung 1773. Nach der Aufhebung bis zur allgemeinen Wiederherstellung 1814. Die Väter vom heiligen Herzen Jesu und die Väter vom Glauben Jesu. Kurze Geschichte von der Wiederherstellung bis auf die Gegenwart. Die Verdienste auf den Gebieten der inneren Mission, der Wissenschaft und Erziehung. Schriftstellerische Leistungen. Verdienste um die auswärtigen Missionen. Die hauptsächlichsten Einwendungen gegen den Jesuitenorden.“ Bei den jetzt noch im deutschen Reich herrschenden Strömungen war es ein zeitgemäßes Unternehmen, dieselben in dieser Arbeit sachlich und blündig zu widerlegen. Ein einziger Jesuit, welcher in Paraguay seinen Schweiß und sein Blut vergoß, besaß wahrhaftig mehr Adel der Gesinnung, wahre Herzensbildung und Charakter als alle Gegner des Ordens zusammengenommen. Die gedrängte, inhaltsreiche Darstellung über den Jesuitenorden, welche jeden unbefangenen Leser mit der höchsten Achtung vor demselben erfüllen muß, ist die Perle des Buches. Zum Schlusse

wurde demselben auch eine Krone aufgesetzt. Es ist dies das 91 Seiten zählende ungemein mühsame Personen- und Sachregister. Es hat alle von uns unternommenen Stichproben ausgehalten.

Der Hochw. Herr Verfasser hat den Orden der katholischen Kirche, dann sich selbst, seinem Wissen und Fleiße ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. Ueber die Geschichte und die Wirksamkeit der Orden sind allerdings zahlreiche theilweise umfassende Vorarbeiten in der alten und neueren Literatur vorhanden. Daraus aber das brauchbare Materiale zu sammeln, dasselbe zu einer einheitlichen, engrahmigen und übersichtlichen Darstellung zu vereinigen, das erfordert eine eingehende Kenntniss der Quellen und unermüdlichen Sammel Fleiß: Zahlreiche Gänge auf die Bibliothek, zeitraubendes Durchforschen vieler Bücher. Dieser doppelten Mühe ist jetzt der Freund der Ordensgeschichte enthoben. Er findet diese in den vorliegenden zwei Bänden zu einem Gesamtbilde vereinigt. Damit ist auch für spätere Zeiten der Grundstein gelegt, auf welchem ihr weiterer Ausbau mit um so leichter Mühe erfolgen kann. Möge das Buch zur größeren Ehre der katholischen Kirche und ihrer Orden weite Verbreitung finden und vielen Segen stiften. Im Uebrigen erlauben wir uns, auf die Bemerkungen zum ersten Bande (S. 151—52) zu verweisen.

Stift Reichersberg.

Stiftsdechant Konrad Meindl.

- 2) **Praelectiones dogmaticae**, quas in Collegio Ditton-Hall habebat Christianus Pesch S. J. Fortsetzung. Vierter Theil: Tractatus dogmatici. I. De Verbo incarnato. II. De Beata Virgine Maria. III. De cultu Sanctorum. Freiburg (Herder) 1896. gr. 8°. (350 Seiten.) Preis: 5 M. = 3 fl., gebund. 6 M. 60 Pfg. = 3 fl. 96 fr. Sechster Theil: De Sacramentis in genere. De Baptismo. De Confirmatione. De ss. Eucharistia. Freiburg (Herder) 1896. gr. 8°. (428 Seiten.) Preis: 6 M. = 3 fl. 60 fr., gbd. 7 M. 60 Pfg. = 4 fl. 56 fr.

Es ist erstaunlich, welch' reiche schriftstellerische Thätigkeit die noch immer aus ihrem Vaterlande verbannten deutschen Jesuiten entfalten. Noch sind die Praelectiones dogmaticae von P. Christian Pesch nicht vollständig erschienen, und die rührige Verlagsbuchhandlung von Herder in Freiburg erfreut uns bereits wieder mit dem ersten Bande einer großen Theologia fundamentalis von P. Ignaz Ottiger, nicht zu reden von zahlreichen anderen gelehrten Werken auf den verschiedensten Wissensgebieten, welche von deutschen Jesuiten in neuester Zeit verfaßt wurden. Die beiden neu erschienenen Abtheilungen der großen Dogmatik von Pesch reihen sich würdig den bisher ausgegebenen Theilen an, und haben die von letzteren namhaft gemachten Vorzüge als: „Bestimmtheit des Ausdrucks, leicht verständliche, schöne Diction, gründliche Behandlung aller einschlägigen Fragen und kirchliche Correctheit“ auch bezüglich der zwei jüngsten Abtheilungen ihre volle Geltung. Das Werk erscheint wie in Einem Gusse geformt und bietet nicht nur dem Candidaten der Theologie gebiegene Belehrung, sondern auch dem Priester mannigfache geistige Anregung; insbesondere gilt dieses vom 6. Theile, welcher die allgemeine Sacramentenlehre enthält, ferner aus der speciellen Sacramentenlehre die Tractate über die heilige Taufe, die heilige Firmung und die heilige Eucharistie als Sacrament und Opfer. Auch der Prediger findet in diesem Theile herrliches Material. Mit besonderem Interesse habe ich die Abhandlung über die Sacramente des alten Bundes durchgenommen, desgleichen die Ausführungen über die Gottesmutter im 4. Theile; doch wären

letztere anstatt als erster Appendix angereicht zu werden, vielleicht besser in die Christologie eingeführt worden, wie andererseits die Lehre von der Heiligenverehrung (zweiter Appendix) in die Eschatologie. Der alsbald erscheinende 7. Theil wird die Sacramentenlehre zum Abschluß bringen, worauf der 5. Theil (De gratia Christi) ausgegeben wird.

Wie aus mehreren beigebruckten Recensionen (Revue de la Suisse Catholique in Freiburg in der Schweiz, Le Mois Bibliographique in Paris, The Tablet in London, La Ciudad de Dios in Madrid etc.) zu ersehen ist, findet das schöne Werk auch im Auslande gebührende Beachtung und Wertschätzung. Uebereinstimmend loben die Referenten die Klarheit und Nüchternheit der Auffassung, die überzeugende Stärke der Beweisführung, den einfachen und bei aller Einfachheit eleganten Styl. Es ist eine herrliche, reife Frucht deutschen Fleißes, aber „gereift auf einer andern Flur“.

Bamberg.

Dr. Max Heimbucher.

3. **Fürstbischof Johannes B. Zwinger von Sefau.** In seinem Leben und Wirken dargestellt von seinem Hofaplan Franz Freiherrn von Ler, Domherrn des Sefauer Domcapitels. Graz. Verlag H. Moser. 1897. 8°. S. 464. Preis: 3 fl. ö. W. = 6 M.

Biographien von Bischöfen, die verhältnismäßig lange den Hirtenstab getragen und in einer starkbewegten Zeit gelebt haben, bieten ein doppeltes Interesse: ein persönliches und ein allgemeines. Es spiegelt sich ihre Person in der Zeit und auch die Zeit leuchtet aus ihrem Bilde hervor. Dieses Doppelbild wird der Leser in der oben angegebenen Biographie mit leichter Mühe finden. Das erste Bild, Zwingers Jugend und Studienjahre, der junge Priester, Professor, Spiritual-Director, Canonicus und Dompropst, ist ein anmuthiges und liebliches, mehr von Friede und Ruhe verklärtes Bild. In dem zweiten, den Bischofsjahren, treten die starken Farbentöne hervor, wenngleich auch da der ruhige, fast diplomatische Grundton des Charakters immer noch wahrnehmbar ist. In den Beginn seiner bischöflichen Laufbahn fallen die kirchenpolitischen Kampfesjahre 1868 und 1869 und fällt das vaticaniſche Concil. Ein ausgeprägter katholischer Bischof mit der Begabung und Bildung eines Zwinger konnte bei so wichtigen, seltenen Ereignissen nicht im Hintergrunde verschwinden. Und der Biograph stellt ihn auch an einen schönen Platz. In den Concilsbriefen erhalten wir manchen Aufschluß über interne Vorgänge, die zwar kein Geheimnis geblieben, aber doch nicht gänzlich puris publici waren. Die schiefe Stellung der meisten deutschen Bischöfe leitet er mit Recht von dem zuvorkommenden Einfluß Dupanloup's und Dollingers ab, und in das Schlepptau dieser Männer hatte sich der Prager Cardinal nehmen lassen. So geschah es, daß der österreichische Episkopat zu keinem einträchtigen Zusammenwirken kam, was Zwinger mit richtigem Blicke angesichts des kirchenstürmerischen Liberalismus, der die heimatlichen Verhältnisse umdrehen wollte, für nothwendig hielt. Hart klingen die Worte, die er im März 1870 schreibt: „Ich habe immer gesagt: Die Bischöfe zu Kaiser Josef II. Zeit haben ihre Pflicht nicht gethan; daher so viel Uebel und dieser neue Sturm über uns; wir müssen nun diesen Sturm reuer gegen Gott und die Kirche bestehen, dann wird es besser werden. Und ich hoffte dabei auch, daß wir ihn bestehen werden. Allein ich muß sagen, die Wahrnehmung über viele österreichische Bischöfe, die ich hier mache, namentlich bezüglich der petra scandali — (Infallibilität), die stimmen meine Hoffnung sehr herab.“ Nun, es ist alles gut geworden, obwohl nicht zu leugnen ist, daß es viel besser noch geworden wäre, wenn alle wie ein Mann von Anfang an zusammengehalten hätten. Wir hätten vielleicht über die politischen Kirchengesetze nicht so sehr zu klagen. In den Capiteln: Der Kompilger; Kirchenvisitationen; Wirken für das klösterliche Leben; In seinem Heim; Der Volkschristieller; Herz-Jesu-Kirchenbau — sehen wir den fromtreuen, seeleneifrigen, unermüdet thätigen Bischof. Auch ein Capitel begethet uns, das wohl selten in einer modernen Bischofsbiographie vorkommen wird: Der Erbe von Millionen. Den Schluß bildet das selige Hinscheiden des pflichteifrigen Oberhirten.

Es ist ein braves Werk, das der Herr Verfasser uns bietet. Er verstand es, immer und überall seinen Helden und nicht sich selbst auf der Bühne zu zeigen. Wie es gewöhnlich bei solchen Schriften zu geschehen pflegt, strahlt das Bild nur im Lichtglanze; die Pietät will keine Schattenstriche machen. Der Leser verlangt das auch nicht in einem derartigen Buche, zumal in Bezug auf das erstere nicht per excessum gefehlt worden. Und so empfehlen wir das Werk auf das Allerbeste.

Einz.

Professor Dr. Mathias Hiptmair.

- 4) **Lehrbuch der Kirchengeschichte.** Von Dr. Alois Knöpfler, U.-Professor in München. Auf Grund der akademischen Vorlesungen von Dr. K. J. v. Hefele, Bischof von Rottenburg. Freiburg i. Br., Herder. 1895. XXI, 748 SS. Preis brosch. M. 9.— = fl. 5.40; gebunden M. 11.— = fl. 6.60.

Das Buch ist hervorgegangen aus einer fünfzehnjährigen erfolgreichen Lehrthätigkeit und trägt darin schon eine gewisse Bürgschaft seiner Reife und Brauchbarkeit. Nähere Einsichtnahme bestätigt das. Die Vergleichung mit Hefeles Scriptum zeigt, daß Knöpfler zwar in der Periodentheilung sich an seine Vorlage hält, aber in der Sachvertheilung oft sehr erheblich abweicht und eine Summe neuen Stoffes aufgenommen hat, wie ja natürlich. Warum bei dem durchgängig recht äußeren Verhältnis zu Hefeles Scriptum überhaupt jene Titelaufschrift gewählt wurde, ist nicht recht ersichtlich. Der nach einem guten Plan geordnete Stoff wird in knapper übersichtlicher Darstellung gegeben. Die Literaturangabe ist auf das Nothwendigste beschränkt, meines Erachtens mit Recht. In manchen Punkten werden andere mehr wünschen (z. B. ist der Pontificat recht bedeutender Päpste sehr kurz abgethan, wie überhaupt die Geschichte der Päpste im ersten und im zweiten, erste Periode und im dritten Zeitalter fast ganz zurücktritt, in manchen dagegen weniger (z. B. der Darstellung der Häresien, auch untergeordneter, ist zu viel Raum gewährt). Es läßt sich jedoch darüber schwer streiten. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Von einer Geschichte der „protestantischen Kirche“ (S. 706) möchte wohl kaum gesprochen werden können, da es eine solche nicht gibt; im äußersten Fall könnte man von Landeskirchen sprechen. Dem Protestantismus ist meines Erachtens überhaupt zu viel Aufmerksamkeit geschenkt. Wünschenswert wäre auch ein Register der byzantinischen Kaiser bis wenigstens ins 11. Jahrhundert herab. Ein vollständiges und sehr genau gearbeitetes Namen- und Sachregister schließt das Buch. Dasselbe ist ein ehrendes Zeugnis für die treu kirchliche Gesinnung des Verfassers und geeignet, ähnliche Gesinnung in den Schülern zu erzeugen. Der hohe wissenschaftliche Ernst und die Präcision in der ganzen Darstellung kann auf die akademische Jugend ebenfalls nur den vorteilhaftesten Eindruck machen.

Eichstätt.

Professor Dr. J. Hollweck.

- 5) **Die Thätigkeit und Stellung der Cardinäle bis Papst Bonifaz VIII.** historisch-canonistisch untersucht und dargestellt von Dr. J. B. Säg Müller, Professor an der Universität Tübingen. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. 1896. 262 S. Preis M. 5.— = fl. 3.—.

Vor allem muß hervorgehoben werden, daß der gelehrte Verfasser Doctor Säg Müller in dem vorstehenden Werke auf Grundlage tiefergehender, kritischer Untersuchungen eifrig bestrebt ist, ein möglichst einheitliches Bild über die Thätigkeit und Stellung der Cardinäle in der mittelalterlichen Kirche zu entwerfen.

Bei den bedeutendsten Canonisten und Kirchenhistorikern laufenden Jahrhunderts ist verhältnismäßig über die Thätigkeit und Stellung der Cardinäle im vorerwähnten Zeitraum nicht so viel zu finden, als es erwünscht wäre,

damit der Leser zugleich auch die Stellung der Bischöfe und des römischen Papstes den Cardinälen gegenüber in den ersten Zeiten des Mittelalters richtig zu beurtheilen vermöge. Ueber diese Stellung des Cardinalcollegs verbreitet der geschäzte Verfasser mehr Licht, als es andere Kirchengeschichtsschreiber und Canonisten gethan haben.

Das ganze Werk zerfällt in zwei Theile. Im ersten wird über die Thätigkeit der Cardinäle in zwei Abschnitten gehandelt. Der erste Abschnitt behandelt die Thätigkeit der Cardinäle *sede plena*, der zweite Abschnitt *sede vacante*! Der Verfasser bespricht — um nur einiges anzuführen — im ersten Capitel die Entwicklung der Cardinalpriester, Cardinaldiaconen und Cardinalbischöfe, behandelt ihren Antheil an der Verwaltung der päpstlichen Patrimonien, an der ganzen päpstlichen Justizverwaltung, sowie auch den Einfluß der Cardinäle auf die Regierung der katholischen Kirche. Im zweiten Capitel spricht unser Autor über die volle Thätigkeit der Cardinäle im Consistorium. Im zweiten Abschnitt geht der Verfasser auf die Thätigkeit der Cardinäle in der Sedisvacanz über, wobei er insbesondere an der Hand geschichtlicher Quellen zeigt, wie die Cardinäle im Laufe der Zeit ihre Hauptthätigkeit in der Papstwahl entfalteten, so daß die Papstwahl insolge des berühmten Papstwahldecretes, welches Papst Nikolaus II. 1059 zu Rom erließ, in deren Hände kam.

Im zweiten Theile behandelt unser Autor die hierarchische Stellung der Cardinäle gegenüber den andern hierarchischen Stufen, dem Episcopat und vor allem gegenüber dem Primat und zwar so, daß er zuvor die persönlichen Rechte und Privilegien der Cardinäle und des Cardinalcollegiums ausführlich bespricht. Der Verfasser übergeht nicht mit Stillschweigen, daß die Cardinäle öfters es veruchten, die päpstliche Monarchie in eine durch die Aristokratie beschränkte Regierung umzuwandeln, aber bemerkt ausdrücklich, daß die Päpste des Mittelalters ihre Selbständigkeit zu behaupten wußten.

Es wäre wünschenswert, wenn der gelehrte Verfasser als Fortsetzung des vorliegenden Werkes das Verhältnis zwischen dem Papst und den Cardinälen, sowie auch den Kampf zwischen Primat und Episcopat in den folgenden schweren Zeiten schildern würde. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß das vorstehende Werk allenthalben freudig aufgenommen werden wird, da es sich durch Reichhaltigkeit des Stoffes und durch sorgfältige Benützung und ausgiebige Bewertung der dem Autor zugebote stehenden geschichtlichen Quellen auszeichnet.

Budweis.

Dr. Josef Zelinek, Theologie-Professor.

6) **Maria, die Mutter Jesu.** Ein Lebensbild der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter, auf Grund der heiligen Schrift, der Kirchenväter, der theologischen Schriftsteller etc. Von C. F. T. Samar. Uebersetzt von Franz Prim, Priester der Diocese Neu-Orleans. (Trier, Paulinus-Druckerei. 1896. 8°. VIII und 510 S. Preis broschiert M. 4. — = fl. 2.40. 1/2 Hdbd. M. 5.50 = fl. 3.30.

Das Werk ist eines der vollständigsten und klarsten in Bezug auf Einteilung und Darstellung; es hat ferner den Vorzug einer schönen Sprache und gefühlvollen Schilderung, namentlich in den verschiedenen Scenen der großen Ereignisse im Leben Jesu und Mariä. Der Autor versteht es auch, die archäologischen und topographischen Kenntnisse aus bewährten Quellen (Fleury, Sauley, Sepp, Mislin etc.) passend einzuflechten, noch mehr aber, uns mit den schönsten Stellen aus dem hl. Bernhard, Bernardin v. Siena, Canisius, Bossuet und anderen großen Predigern und theologischen Schriftstellern bekannt zu machen. Dabei wird nur sehr wenig aus Privatoffenbarungen (fast nur aus hl. Mechtild und Brigitta in Bezug auf die ersten Lebensjahre) geschöpft. — Doch ist zu bedauern, daß in Benützung alter Quellen die fortgeschrittene Kritik wenig berücksichtigt wird; so wird noch das apokryphe Werk *de ortu Mariae* dem hl. Hieronymus zugeschrieben, dem hl. Anselm das Werk *de immac. Conceptu Mariae*, dem hl. Bernhard die Reden über das *Salve Regina*, dem hl. Bonaventura das *Speculum* u. s. f. Ebenso werden ganz unsichere Legenden herein-

bezogen und manchen gewagten Stellen aus Suarez, Christoph. de Castro u. s. f. zu viel Gewicht beigelegt, wo doch die Theologen der alten oder neuen Zeit bedeutend auseinander gehen oder sich nicht bestimmt auszusprechen wagen, so z. B. über Mariens übernatürliches Denkvermögen auch während des Schlafes, über den Gebrauch der Vernunft seit dem ersten Augenblicke der Empfängnis (die Ansicht ist erst von Meyronis im 14. Jahrhundert; der hl. Thomas setzt das Gegentheil voraus, vgl. Scheeben, Mar. 523), ebenso von Mariens Sprachen- und Wundergabe (der hl. Thomas 111. q. 27. a. 5. unterscheidet zwischen donum und usus in hac vita und entscheidet sich nur für den usus prophetiae) u. s. f. Mit Begründung wird der Tod Mariens in Jerusalem angenommen, aber das Lebensalter zu 72 Jahren „weil der hl. Dionysius (!) am Sterbebette Mariens war und die Echtheit der von ihm verfaßten Schrift de div. nom. von der Kirche selbst genugsam verbürgt ist (!) gemäß Brev. 9. Oct.“ — Jedenfalls bietet das Buch eine große Fülle von Stoff für Belehrung und Betrachtung, wenn auch mehreres nicht für den öffentlichen Unterricht passend ist; die Hauptquelle scheint dem Verfasser die Summa aurea von Bourassé gewesen zu sein, der fleißig citirt wird. Die Zeit der Vermählung Mariä mit Josef wird vom Verfasser schon vor der Verkündigung angesetzt (vgl. dagegen Anabnbauer, Comm. in Matth. S. 67 u. a.); über die Zeit des Erscheinens der Weisen, der Flucht, des Aufenthaltes in Egypten u. s. f. werden auch die kritischeren Auslegungen differieren. — Während viele Betrachtungen, namentlich über die Verkündigung, über das Leiden und den Heldennuth Mariens, uns recht hohe Achtung und innige Liebe zur Gottesmutter beibringen, wirken manche Ansichten, wie über das Wehen und Wanken Mariä vor der Flucht, über ihre Befürchtung, der zwölfjährige Jesus möge unter die Rebellen zu Jerusalem gesteckt worden sein, gar zu herabdrückend. Die wenigen Druckfehler sind schon am Schlußblatte corrigirt; es fiel uns nur noch auf: Salomon (S. 180) statt Salome und Abgar (S. 381) statt Abgar von Edeffa, der übrigens fälschlich mit den Heiden in Beziehung gebracht wird, die vor dem Leiden Jesu ihn zu sprechen wünschten, wenn auch zwei Documente aus Darras, Hist. de l'Eglise dafür citirt werden.

Linz.

P. Georg Kolb S. J.

- 7) **Die Jugend des Papstes Leo XIII.**, gemäß dessen bis jetzt unveröffentlichten Briefen von Boyer d'Agen. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von Dr. C. M. Schneider. Gr. 8°. 460 S. Mit 55 Text-Illustrationen und 6 Heliograviiren. Preis broschirt M. 10. — = fl. 6. —, in Originalband M. 12. — = fl. 7.20. Regensburg 1897. Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz).

Die Wissenschaft der Gegenwart drängt immer mehr dahin, die Darstellung eines Objectes von der subjectiven Auffassung des Verfassers ganz zu emancipieren und somit allen das Quellenstudium zu ermöglichen. Der Historiker stellt sein Geschichtswerk aus Citaten zusammen. Der Kunstsinner, der Archäologe, der Musiktheoretiker beschreibt nicht mehr, sondern photographirt: so auch unser Verfasser. Durch Veröffentlichung der Briefe, welche Leo XIII. in seiner Jugend geschrieben, bietet er uns eine Art Selbstbiographie der Jugend die's großen Papstes. In 229 Briefen erzählt uns Vincenz Joachim Pecci (nunmehr Leo XIII.) die Entwicklungsgeschichte seiner Jugendzeit vom 7. bis zum 28. Lebensjahre, d. i. bis zu seiner Ernennung zum päpstlichen Delegaten von Benevent. Anziehende Form, die auch den gewöhnlichsten Mittheilungen großes Interesse abzugewinnen versteht, geistreicher Inhalt und scharfe Beobachtungsgabe bei ungewöhnlicher Verstandesreife lassen uns schon in diesem Wunderkinde den späteren formgewandten Literaten, den geistvollen Diplomaten erkennen; rührende Züge verrathen sein für menschliches Elend so mitleidiges Herz; wunderlieblich strahlen aus diesen Briefen die schönsten Kindesugenden hervor: Liebe, Achtung, Dankbarkeit, Gehorsam gegen die Eltern, Bereitwilligkeit, alle Ermahnungen dankbar entgegenzunehmen und pünktlich auszuführen, große Theilnahme an Leid und Freud seiner Angehörigen u. s. w. Schon darum wünschen wir Lehrern

und Eltern diesen ausgezeichneten „Briefsteller“ in die Hand, weil sie darin eine reichhaltige Fundgrube für eine edle Charakterbildung der ihnen zur Erziehung anvertrauten Jugend haben, sowie eine herrliche Anleitung zu einem markant classischen Briefstil. Man befürchte nicht, daß diese Briefe nur für vornehme Kreise paßten, weil ein junger Graf sie geschrieben, oder daß sie gar von religiöser Schwärmerei überflössen, weil sie ein späterer Theologe verfaßt; die Familie Pecci verleugnete zwar ihren hohen Adel nicht, übte aber innerhalb ihres Familienhauses bürgerliche Tugenden: Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Einfachheit; bezüglich Religiosität möchte man fast das Gegentheil glauben, kämen nicht von Zeit zu Zeit Briefe von wirklich herzbezeugenden, rührenden Ausdrücken eines tiefreligiösen Gemüthes. In die christlichen Familien wünschen wir dieses Buch; gewiß würde es großen socialen Nutzen bringen; denn aus den Briefen geht klar hervor, welche Sonne von Glück und Zufriedenheit über eine Familie strahlt, die ihren religiösen und bürgerlichen Pflichten nachkommt.

Wir können dem Uebersetzer unsere Zustimmung nicht versagen zu den geschichts-philosophischen Reflexionen, die er als Einleitung der Uebersetzung vorausschickt, sowie den psychologisch- und vielfach theologisch-pragmatischen Hinweisen, die er geistvoll aus den Briefen auszuscheiden weiß: die Briefe bringen die Uebersetzung auf, daß der große Papst zu seinen welterneuenden Reformen schon in seiner Familie die erste Anregung gefunden. Gebet, ein geordnetes Familienleben und ein billiges Rechtsverhältnis zwischen Herr und Diener erkennt der Papst in seinen Encklikas als wichtigste Factoren für eine zufriedenstellende Lösung der socialen Frage; darum drängt er zum Rosenkranzgebete, darum empfiehlt er den Verein der heiligen Familie und den Schutzpatron der christlichen Familie, den hl. Josef, darum entwirft er in seinem Arbeiterrundschreiben in großen Zügen die maßgebenden Grundsätze zu einem gedeihlichen Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. Nun aber lernte er in seiner Familie schon das Rosenkranzgebet achten und lieben; täglich betete man es ja gemeinsam; in seiner Familie genoss er das Glück und die Zufriedenheit eines von christlichen Grundsätzen durchdrungenen Familienlebens; aus seiner Heimat kannte er die patriarchalischen Verhältnisse zwischen Gutsherrn und Bauer, die Freud und Leid mittsammen tragen.

Die Briefe selbst bilden den Kern des ganzen Werkes; aber wie man bei einer seltenen Blume sich nicht mit der Beschreibung begnügt, sondern gerne wissen möchte, wo sie gedeihen und unter welchen Einflüssen sie aufgewachsen, so schildert uns der Verfasser im ersten und dritten Theile die näheren Beziehungen zu seinem Geburtsländchen, zu seinen Familien-Uebersieferungen, zu seiner Familie und den damaligen religiösen und politischen Zeitverhältnissen und bringt uns so das Verständnis und den Zusammenhang der Briefe näher. Wer selbst schon in Carpineto war, wird die auf die kleinsten Einzelheiten naturgetreue Darstellung bewundern müssen.

Freilich muß man dem Verfasser so manche französische Auffassung verzeihen; gar sonderbar z. B. muß es anmuthen, wenn die Vorliebe Leos XIII. für die republikanische Verfassung in Frankreich als ein Erbstück des Volks-tribunen Colsa di Rienzi hingestellt wird, von dem Leo XIII. mütterlicherseits abstammen soll. Lob gebührt diesbezüglich dem Uebersetzer, daß er derlei vielfach geistvolle Reflexionen weggelassen hat. Die deutsche Uebersetzung der Briefe selbst, sowie der beiden einführenden Theile ist glatt und fließend, einige wenige Gallicismen und Italianismen abgerechnet, die der formgewandte Uebersetzer wohl deshalb stehen ließ, um das Original möglichst treu wiederzugeben.

Das Buch ist uns ein neuer Beweis, daß eine in kindlicher Anschul und ernstem Streben verlebte Jugend das Unterpaß ist für ein Leben reich an großen Verdiensten und Ehren. Mit Vergnügen erinnert sich noch immer der Recensent dieses Werkes einer Bemerkung, die ihm gegenüber eine angeesehene Frau von Bildung und Urtheil anlässlich des 50jährigen Bischofsjubiläums beim Anblicke Leos XIII. im Petersdome zu Rom machte: „Der heilige Vater muß aber eine heilige Jugend verlebt haben.“ Denselben Eindruck machen die.

Briefe. Sie bieten uns ein Ideal, dessen Vervollkommnung in uns und unseren irrenden Mitbrüdern hemmen wird den socialen, moralischen und materiellen Untergang, dem ein gottentfremdetes und arbeitsscheues Jahrhundert trotz alles gleisnerischen Fortschrittschimmers zutreibt.

Einj.

Dr. Karl Mayer.

- 8) **Mappae mundi.** Die ältesten Weltkarten. Herausgegeben und erläutert von Dr. Konrad Miller, Professor am königl. Realgymnasium in Stuttgart. Fünf Hefte. 4°. Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. Stuttgart. 1895/96. Preis M. 30. — = fl. 18. —.

Dieses Werk umfaßt die auf dem Alterthum fußenden Weltkarten des Mittelalters vom 4. bis zum beginnenden 14. Jahrhundert, soweit dieselben von den Entdeckungen der Neuzeit, den Arabern, von der Weiterentdeckung des Ptolemäus, sowie von den Compaskarten der Italiener unbeeinflusst sind. Noch nie sind diese Karten systematisch und zusammenfassend behandelt worden. Alle anderen Sammlungen setzen erst im 14. Jahrhundert an, behandeln nur die italienischen Seefarten und Portulane, die auf Ptolemäus fußenden Karten, sowie die der Entdeckung Amerikas vorausgegangenen und nachfolgenden Karten in eingehender Weise. . . . Die bis jetzt publicierten mappae mundi befinden sich zum größten Theile in schwer zugänglichen Werken und sind dazu sehr fehlerhaft wiedergegeben. . . . Es handelt sich bei diesem Werke nicht allein um die geographischen Anschauungen des Mittelalters, sondern gleichzeitig um die kosmographischen Anschauungen des römischen Alterthums, aus welchen jene geflossen sind, um das Erdbild, welches fast anderthalb Jahrtausende lang die Anschauungen der Gelehrten beherrscht hat. . . . Die mittelalterlichen Mappae mundi bringen neues Licht für das Verständnis der Schriftsteller des Alterthums, denn sie allein lassen die Erdbilder der Alten aus ihren Beschreibungen richtig wiederherstellen." (Nach dem Prospect der Roth'schen Verlagsbuchhandlung).

Hefte 1. Die Weltkarte des Beatus (776 n. Ch.) Mit Abbildungen im Text und der Karte von St. Sever in den Farben des Originals. — In diesem 70 Seiten starken Hefte bespricht der Verfasser zuerst des Beatus Leben, dessen Commentar zur Apokalypse mit seinen Abschriften; in der zweiten Abtheilung den Stammbaum der zehn Beatuskarten und deren Charakteristik, das Gemeinsame derselben in formeller Hinsicht, den Kartentext und die Quellen desselben, wie ihre Beziehungen zu den älteren Weltkarten. „In der Gesamtheit der zehn Beatuskarten, sagt Dr. Miller, besitzen wir ein treues und sicheres Bild, sowie den nahezu vollen, textlichen Inhalt einer Weltkarte vom Jahre 776 n. Ch. frei von allen Zuthaten des späteren Mittelalters." Hauptquelle der Beatuskarte war nach dem Verfasser eine römische Weltkarte des 4. Jahrhunderts.

Hefte 2 ist ein Atlas von 16 Lichtdrucktafeln ohne Text, enthaltend neun Beatuskarten und zwei Karten des hl. Hieronymus.

Hefte 3 enthält die kleineren Weltkarten, mit 74 Abbildungen im 160 Seiten starken Text und vier Tafeln in dreifarbigem Steindruck. Nicht wenige dieser Karten sind hier zum erstenmale veröffentlicht; die wichtigeren sind doppelt gegeben. Viele falsche Lesungen früherer Herausgeber sind ausgemerzt; übrigens, wie der Verfasser bemerkt, dürfte auch diese Arbeit nicht fehlerfrei sein.

Hefte 4. Die Herefordkarte. Mit zwei Uebersichtskarten im Text und der Herefordkarte (80 × 64 ⁷/₁₆) in dreifarbigem Druck als Beilage. Diese in der Kathedrale von Hereford in England aufbewahrte Wandkarte (die früher beschriebenen Weltkarten sind gebundenen Büchern entnommen) und die Ebsterfer stammen, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und sind die ältesten der uns bekannten Wandkarten. Während die letztere mehrfach verstümmelt ist, ist die erstere vollständig erhalten. Nach Dr. Miller ist die englische Karte außerordentlich fein durchgeführt, während die deutsche viel mehr willkürliche Versetzungen und Wiederholungen aufweist. Die Herefordkarte (162 ¹/₁₆ Höhe,

1:32 ^m. Breite) ist auf außerordentlich feinem Pergament ausgeführt, und in fünf Farben gemalt, während die in

Hest 5 besprochene Ebstorferkarte sich durch ihre Größe (3:58 Meter Höhe, 3:56 Centimeter Breite) wie durch ihren Farberreichtum auszeichnet. Freilich sind die meisten jetzt verblaszt. Sie hat den Namen von dem bei Hannover gelegenen mittelalterlichen Nonnenstift Ebstorf, wurde um 1830 aufgefunden und ist jetzt im Museum des historischen Vereines für Niedersachsen. Die aus 30 Pergamentblättern bestehende deutsche Karte scheint sich weniger treu an das Urbild anzuschließen, als die englische; ebenso scheint die letztere mit mehr Verständnis gearbeitet zu sein. Merkwürdigerweise sind viele Namen auf der Karte doppelt angebracht. Nach Dr. Müller stellt diese Karte keinen Fortschritt dar; aber sie ist ein ehrwürdiges Ueberbleibsel aus dem classischen Alterthum, welcher ein christliches Mäntelchen umgehängt wurde; sie ist nicht nur die größte, sondern auch, trotz ihrer Entstellungen und Zuthaten, die getreueste Copie der römischen Weltkarte, welche auf uns gekommen ist. Dem fünften Hest ist eine Faksimile der Karte beigegeben.

Preis des zweiten Hestes 6 M., jedes andere 5 M., für die Abonnenten des ganzen Werkes 5 M.; jedes Hest wird einzeln abgegeben. Wenn der Verfasser den Wunsch und die Hoffnung ausdrückt, daß diese Arbeit auch der Schule nutzbar werden und daß die Lehrer der Geographie der in den mappae mundi sich spiegelnden Phasen der Kartographie ihr Augenmerk zuwenden möchten, so dürfte dieser Wunsch wohl berechtigt sein. „Der erste Eindruck freilich, meint der Verfasser, welche die beiden großen Karten auf den Beschauer machen, ist die Erweckung von Mitleid mit dem geographischen Wissen des Mittelalters. Viele Einzelheiten sind geeignet, eine geradezu komische Wirkung auszuüben. Mancher wird sich von diesen Karten wieder abwenden, mit dem Gedanken, solche Albernheiten seien eines ersten Studiums nicht wert. Die Größenverhältnisse der Länder sind ja auf ihnen vollständig außer Acht gelassen. Es wäre sehr oberflächlich geurtheilt, wenn man diese Karten ansehen wollte als Ausgeburten der wissenschaftlichen Unwissenheit des Mittelalters, denn in der Hauptsache gehören sie gar nicht derselben an, sondern ihr wesentlichster Inhalt stammt aus dem Alterthum, und darauf beruht ihr Wert; sie sind zum größten Theil Copien von alten Karten. Und da uns aus dem römischen Alterthum, mit Ausnahme der Tab. Peutingeriana, einer Straßenkarte, kein einziges Kartenbild überliefert ist, und das Kartenwerk des Ptolemäus von keinem Einfluß auf die Kartographie des Alterthums gewesen ist, so muß die Bedeutung dieser mittelalterlichen Weltkarten umso höher angeschlagen werden“. So der Herausgeber. Und deshalb sollen diese Heste in den höheren Lehranstalten nicht ganz unbekannt bleiben. Die saubere Ausstattung, die vom gelehrten Herausgeber auf Text und Commentare angewandte Mühe lassen den Preis per Hest sehr billig erscheinen.

Freiburg.

P. Josef Niedermayr S. J.

9) **Johann Adam Möhler.** Ein Gedenkblatt zu dessen hundertstem Geburtstag von Alois Knöpfler, Dr. der Theologie und Philosophie, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der Universität München. Mit einem Bilde Möhlers. (IX und 149 S.) München 1896. Lentner'sche Buchhandlung. Preis fl. 1.50 = M. 2.50.

Zur Centennarfeier der Geburt des liebenswürdigen, großen Theologen hat der hochverehrte Herr Verfasser, sein zweiter Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Kirchengeschichte an der Münchener Universität, sich verpflichtet gefühlt, in einer eigenen Schrift Möhlers Leben und Wirken unserer Zeit zur Beachtung vorzulegen. Dafür sei ihm herzlich Dank gesagt!

Die Lectüre der Biographie von Menschen, die gottbegeistert ihre besten Kräfte für Wahrheit und Recht eingesetzt, die Betrachtung des Waltens der Vorsehung auf deren Lebenswege, das alles wirkt erbauend und erhebend auf Junge

und Alte. Es spornt die ersteren an und bereichert ihren Sinn mit Idealen, erquickt die letzteren und läßt sie nicht ermatten. Möchte besonders die studierende Jugend dahin angeleitet werden, an guten Lebensbeschreibungen Geschmack und Freude zu finden. Eine solche an Inhalt und Form gute und schöne Biographie ist die vorliegende. Sie sei wärmstens empfohlen mit dem Wunsche des Verfassers: „Möhlers Geist möge immer weitere Verbreitung finden!“

Eine Bemerkung: Referent erhielt bei der Lesung des Buches den Eindruck, als ob der Verfasser, besonders in der Polemik gegen die Wörner-Gams'sche Möhlerbiographie, sich bemühen wollte, den Leser zu einem milderen Urtheile über den Geist zu bewegen, der in Deutschland in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Bezug auf die Behandlung der katholischen Theologie herrschte, so daß man sich, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, sagen müsse, es sei denn doch nicht so arg gewesen! Nun gewiß: Dals der theologische Unterricht damals „überhaupt ganz rationalistisch“ gewesen sei, das zu behaupten, wäre entschieden zu weit gegangen, und daß iwerell Möhler „aus einem Saulus ein Paulus geworden“, wer möchte das annehmen? Doch, daß ein trostloser Rationalismus damals bedenklich und verderblich gar vielfach auch in der Theologie seine destructive Thätigkeit entfaltet, daß auch Möhler an den Nachwehen der ihm in jungen Jahren zutheil gewordenen Geistesbildung zu leiden hatte, mit Gottes Gnade aber und durch eigene ehrliche wissenschaftliche Arbeit zu der späteren strengkirchlichen Gesinnung sich durchrang, will wohl auch der hochverehrte Herr Verfasser nicht bestreiten.

Horn, N.-Dest.

Joseph Krejchnicka, Religionsprofessor.

10) Culturzustände des deutschen Volkes während des dreizehnten Jahrhunderts. Erstes Buch. Von Emil Michael. Freiburg. Herder. 1897. Preis M. 5.— = fl. 3.—.

Der Professor der Kirchengeschichte an der Universität in Innsbruck, Emil Michael S. J., der bekannte Verfasser der Geschichte „Ignaz v. Döllinger“, hat den ersten Band über die Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters, deren Behandlung er begonnen, der Dessenlichkeit übergeben. So baut sich auf Grundlage Janßens die zweite Etage auf: Janßen, Pastor, Michael. In dem vorliegenden Bande sind Deutschlands wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände während des 13. Jahrhunderts besprochen. Das 13. Jahrhundert ist eines der glänzendsten; Kunst und Wissenschaft haben damals hohe Triumphe gefeiert; die Früchte der ersten Kreuzzüge reisten heran; selbst die eiserne strenge Regierung Friedrich II., die freilich in mehrfacher Hinsicht arge Verwirrung und tiefe Zerrüttung angerichtet, war glänzend und zauberhaft blendend; helle Sterne wie Thomas v. Aquin und Bonaventura, Innocenz III. und Gregor IX. leuchteten am Himmel der Kirche. Eine solche Zeit ist auf allen Gebieten fruchtbar und neugestaltend und wie sie es in der oben genannten Richtung in Deutschland war, wird klar und bündig von Michael geschildert. Mit Recht ist zuerst von der Landwirtschaft und den Bauern die Rede. Der Leser sieht diesen wichtigen Stand werden, sich gestalten nach außen und innen, sich gesellschaftlich organisieren. Das Eingreifen der Kirche, die Nachhilfe der religiösen Orden, die Schaffenskraft des Christenthums wird gebührend hervorgehoben. Ein lehrreiches Capitel bildet: „Die Besiedlung des Ostens.“ In dieser Colonisation feierte die deutsche Landwirtschaft wirklich einen großen Sieg, zu dem die geistlichen und weltlichen Fürsten und Mönche getreulich mithalfen. Das dritte Capitel handelt von der Entstehung der Städte, der Geldwirtschaft, den Zünften, vom Handel und Verkehr, der Hanse. Das vierte Capitel schildert das Ritterthum, dessen Glanz- und Schattenseiten; das Lehenswesen und Ritterthum, Raub- und Fehdewesen, Gottes- und Landfrieden, Städtebündnisse. Im fünften Capitel sehen wir die Verfassung und das Recht; Königthum und Kaiserthum; die Königswahl; das Kurfürstencolleg; die Entstehung der Landeshoheit. Das letzte handelt von den deutschen Rechtsbüchern, vom gerichtlichen Verfahren, von den Gottesurtheilen, vom römischen Recht. In

letzterer Beziehung bemerken wir mit besonderem Wohlgefallen, daß der Verfasser den Standpunkt Janssens verläßt. Janssen ist diesbezüglich Germanist, während Michael distinguierend spricht (S. 329). Das ist der Standpunkt der Kirche, der Standpunkt der Päpste. Humanismus, Renaissance und römisches Recht haben zwei Seiten, eine gute und eine entgegengelegte. Wir dürfen die gute ebensowenig schlecht nennen als alle Werke der Heiden Sünden. Es steht nun zu hoffen, daß in diesen Stücken eine Wandlung eintreten werde, und Pastor sowie Michael werden daran ein Mitverdienst haben.

Die classisch einfache Darstellung ruht auf einer äußerst reichen Literatur, deren Titelangabe vierundzwanzig Seiten ausmacht. Über die Aufnahme, welche das Buch gefunden hat, brauchen wir nichts zu sagen: die erste Auflage war schnell vergriffen. Daß Innsbruck zwei Historiker besitzt, die mit Janssen so geistesverwandt sind, gereicht ihm zu großer Ehre.

Vinz.

Professor Dr. Mathias Hiptmair.

- 11) **Der Ostgotenkönig Theodorich der Große und die katholische Kirche.** Von Georg Pfeilschifter. Kirchengeschichtliche Studien, herausgegeben von Knöpfler, Schrörs, Sdralek. (Dritter Band, erstes und zweites Heft.) Münster i. W., Schöningh. 1896. VIII, 270 S. 8°. Preis M. 6.40 = fl. 3.84.

In einer umfassenden und eindringlichen Studie, die mit allen Mitteln der modernen Forschung gearbeitet ist, wird hier das Verhältnis des arianischen Ostgotenkönigs Theodorich (des Dietrich von Bern der deutschen Heldensage) zur katholischen Kirche Italiens untersucht. Es zeigt sich, daß im Gegensatz zu einer noch weitverbreiteten Ueberslieferung dieser häretische Barbarenfürst den größten Theil seiner Herrschertätigkeit hindurch die katholische Kirche geschützt und gefördert hat. Selbst als das Schisma zwischen den Kirchen Ost- und Westroms, das die verunglückten Einheitsbestrebungen des Kaisers Zeno verursacht hatte und das hauptsächlich dank den Bemühungen des Papstes Hormisdas und des Kaisers Justin im Sommer 519 ausgeglichen worden war, die politische Stellung Theodorichs änderte und herabdrückte, hat der kluge und maßvolle Gotenkönig seine freundliche Haltung gegen die Katholiken nicht geändert. Pfeilschifter weist des genaueren nach, daß die Hinrichtung des Boëthius und Symmachus aus politischen, nicht aus religiösen Gründen erfolgte und daß Papst Johannes eines natürlichen Todes gestorben ist. Erst eine volkstümliche Tradition späterer Zeit hat diesen Sachverhalt anders aufgefaßt und gedacht.

Die Arbeit, eine reife Frucht des kirchen-historischen Seminares an der theologischen Facultät der Universität München, sei hiemit allen Freunden einer ruhigen und sorgjamen geschichtlichen Forschung lebhaft empfohlen.

Gratz.

Professor Schönbach.

- 12) **Das Cartellwesen vom Standpunkte der christlichen Wirtschaftsauffassung.** Von Dr. Richard Weiskirchner, Magistratscommissär in Wien. Wien. 1896. Mayer u. Co. 15 S. (Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. Drittes Heft). Preis fl. —.20 = M. —.40.

Es ist eine überraschende, wenn auch keineswegs befremdende Erscheinung, daß die Großindustrie, nachdem sie durch zügellose Concurrenz einen guten Theil der „kleineren Existenzen“ vernichtet hat, nun am Ende wieder bei dem anlangt, was man auch in ihrem Interesse als fortschrittsfeindlich, den wirtschaftlichen Aufschwung wesentlich hemmend und niederhaltend verurtheilt hat. So mannigfach die Cartelle der Großindustriellen sein mögen, ihr gemeinsames Merkmal bildet die Einschränkung des freien Wettbewerbes. In dieser Hinsicht haben sie große Ähnlichkeit mit den mittelalterlichen Zünften und Gilden, wenngleich der Geist, von dem sie durchweht und belebt sind, nicht selten ein durchaus verschiedener ist und ihren Bestrebungen gemeinschädliche Absichten

mitunterlaufen: Die alten Zünfte und Innungen ließen sich zum guten Theile von christlicher Rücksichtnahme auf das Gemeinwohl und die wirtschaftlich Schwächeren leiten; das leitende Motiv der cartellirten Industriellen ist schließlich doch wieder der Egoismus und das Streben sich selbst über Wasser zu halten. Jenen, welche über die Cartelle sich zu orientieren wünschen, ist der angezeigte Vortrag, der in der rechts- und socialwissenschaftlichen Section der Leo-Gesellschaft gehalten wurde, angeregt und zu empfehlen. Schon die Beispiele der Handwerker-Cartelle, welche der Verfasser aus Wien mittheilt, lassen deutlich erkennen, wie nothwendig es ist, daß der Staat die Bildung der Cartelle überwacht und alles unbarmherzig abschneidet, was auf Ausbeutung anderer abzielt. Damit würden sich die staatlichen Organe von den Grundzügen des wirtschaftlichen Liberalismus emancipieren und auf den Boden der christlichen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung stellen.

Innsbruck.

Professor Josef Biederlack S. J.

- 13) **Franconia sacra.** Geschichte und Beschreibung des Bisthums Würzburg. Begonnen von Dr. J. B. Stamminger, fortgesetzt von Dr. A. Amrhein, Pfarrer in Hofbrunn. Das Capitel Lengfurt erste und zweite Abtheilung. Würzburg. Fr. K. Bucher'sche Verlags- handlung. 468 S. gr. 8°. Preis zusammen fl. 3.36 = M. 5.60.

Der vorliegende, das Decanat Lengfurt umfassende Band (erste und zweite Abtheilung) repräsentiert eine überaus gründliche, systematische Beschreibung der vierzehn Pfarreien dieses Landcapitels mit ihren Filialen, Kirchen, Kapellen, Stiftungen und Schulen. Wie eingehend alles das beschrieben ist, läßt schon die oben angegebene Seitenzahl deutlich ahnen. Circa 120 Urkunden des „allgemeinen Reichsarchivs“ zu München, des Kreisarchivs zu Würzburg und des bischöflichen Ordinariats-Archivs wurden laut Vorrede ausgebeutet, ferner besonders auch Urkunden des fürstlich Löwenstein'schen Archives zu Wertheim. Dazu kamen noch viele Notizen geistlicher Mitbrüder aus Pfarre- und Gemeindeacten. Die Ausführlichkeit scheint uns schon beinahe gar zu weit zu gehen, indem sogar Länge- und Breitengrad des Capitels genauestens angegeben sind. Handelt es sich ja doch nicht um eine Insel im großen Ocean oder um eine Nordpol-Station. Es scheint alles mögliche auffindbare, irgendwie einschlägige Material Verwendung gefunden zu haben, wofür namentlich Einheimische, für die das Buch in erster Linie berechnet ist, nur dankbar sein können. Aber auch für fernere Stehende enthält die Beschreibung gar manches interessante culturhistorische Detail, z. B. über die Preise für gewisse Leistungen in früheren Jahrhunderten, über die Art der Besoldung der Schullehrer und Schulzen, über Einquartierung im Kriege u. dgl.

Bei jeder einzelnen Pfarre sind Topographie und Statistik angegeben, ihre Orts- und Pfarre-geschichte, das Präsentationsrecht u. dgl., unter anderem nicht bloß die Reihenfolge der Pfarrer, sondern auch gegebenen Falls, soweit nachweisbar, die Kaplanen, die Schullehrer, sowie auch die „lutherischen Wortdiener.“ —

Der Klarheit und Bündigkeit halber sehr zu loben ist die Gepflogenheit des Autors, nicht zu Eründerndes immer gleich als solches hinzustellen.

Ueberhaupt müssen der ganzen Darstellung folgende drei, für derartige Werke so wünschenswerthen Eigenschaften zuerkannt werden: Gründlichkeit, Uebersichtlichkeit, Durchsichtigkeit (Klarheit). Stil und Darstellung sind durchaus sachgemäß und beweisen den Verstand des Verfassers zu diesem Werke.

Waldburg bei Augsburg.

Josef Mich. Weber, Pfarrer.

- 14) **Zeugnisse aus der Natur.** Betrachtungen über die Schönheit, Zweckmäßigkeit und Sinnbildlichkeit der Natur, gesammelt von Max Bisle, königl. Gymnasialprofessor und Religionslehrer. 8°. 88. IV und 216 mit einer Farbendruck- und 8 autotyp. Tafeln. Preis broschirt

M. 3. — = fl. 1.80, in Glanzleimwand gebunden M. 4.50 = fl. 2.70.

Augsburg. Dr. Huttler-Geig' Verlag.

Das Bestreben des Unglaubens, die Naturwissenschaft zum Kampfe gegen die Offenbarung zu alarmieren, hat in den Reihen der christlichen Apologeten den Wunsch wachgerufen, aus der Natur und ihren Werken Gottes Dasein und Herrlichkeit zu beweisen. Diesem Wunsche ist das vorliegende Werk entsprungen. Es will Himmel und Erde als eine Sprache darstellen, „welche die Herrlichkeit Gottes erzählen.“ Und es ist ihm diese Aufgabe, so viel wir aus den durchgelesenen Artikeln beurtheilen konnten, wohl gelungen. Nach Voriniers „Buch der Natur“ hat Bisle in 30 Abhandlungen seinen Stoff nach der Dreigliederung: Schönheit, Zweck und Sinnbildlichkeit der Natur übersichtlich geordnet, und hat die bezügliche Literatur eine reichliche und passende Anwendung gefunden. Angesichts des schönen Zweckes und seiner trefflichen Durchführung empfehlen wir dasselbe den christlichen Söhnen und Töchtern, für die es der Verfasser zunächst bestimmt hat, dann aber auch Lehrern und Predigern, die darin viel nützliches Material zur Vertiefung und Erläuterung des Unterrichtes finden werden.

Freistadt.

Professor Dr. Kerstgens.

15 „**Memoriale vitae Sacerdotalis**“ auctore Claudio Aroisinet, Canonico et Vicario Generali Trecensi in Gallia. Zwei Ausgaben sind besonders bekannt: Die eine bei der Buchhandlung M. Waldbauer in Passau. Preis in Ledereinband sammt Porto fl. 1.95 = M. 3.30. — Die andere bei der Buchhandlung Pietro Marietti in Turin. Preis fl. —.85 = M. 1.50. Erstere Ausgabe ist im Octavformat und hat einen schönen, deutlichen Druck; die zweite im kleinen Format hat einen mitunter schlechten Druck.

Der fromme Verfasser hat eigentlich diesen kostbaren Schatz, um mich so auszudrücken, jenen Priestern zu ihrem Troste gewidmet, welche zur Zeit der französischen Revolution so schmachlich und unmenschlich behandelt wurden und nur mit genauer Noth sich durch die Flucht retten konnten. In seiner überaus ansprechenden Vorrede lobt er den Muth und die Standhaftigkeit jener Glaubenshelden und preist Frankreich glücklich, solche glaubensstarke Priester erzogen zu haben; zugleich aber gedenkt er mit Wehmuth jener unglücklichen Brüder, die theils abgekehrt durch die Drohungen und Grausamkeiten der Feinde ihres Vaterlandes, theils getäuscht durch die List und eitlen Versprechungen der Empörer, ihrem Glauben und Berufe untreu geworden sind.

In den folgenden Jahren jedoch erkreute sich dieses Buch wegen seiner Vortrefflichkeit mehrerer Auflagen. Die Vorzüge des Werkes sind groß. Der Inhalt bezieht sich auf die Pflichten, welche dem Weltpriester obliegen in Hinsicht auf Gott, auf den Nächsten und besonders auf sich selbst: auf die Selbsteheiligung. Zu diesem Zwecke wird der Priester hingewiesen auf alle Tugenden, deren standhafte Ausübung der erhabene Beruf von ihm erfordert; er wird aufmerksam gemacht auf die vielen Gefahren, die ihn von allen Seiten bedrohen, und er wird sehr nachdrücklich vor denselben gewarnt. Vorzüglich aber wird angespielt auf die eitlen Entschuldigungen und Vorwände, mit denen „der Vater der Lüge“ jeden Priester zur Verschönerung unzähliger Nachlässigkeiten und Fehler so gerne und so häufig täuschen will: auf die List, auf die unausgesetzten Anstrengungen, mit denen der Feind des Heiles hauptsächlich den Diener im Heiligthume Gottes zu stürzen sucht, indem er ihn, beginnend mit der Vernachlässigung und Außerachtlassung scheinbar unbedeutender Punkte, allmählich zum Falle in immer schwerere und gefährlichere Fehler bringt. Und dies alles weiß der fromme Verfasser auf so anziehende und zum Herzen sprechende Weise darzustellen, daß Gott selbst in seiner väterlichen Güte und Liebe zum Priester, wie zu seinem geliebten Sohne, zu sprechen scheint. Dazu sind dann unzählige Stellen aus der heiligen Schrift und Aussprüche der Heiligen so geschickt und trefflich einge-

flochten und verwendet, daß das Buch als ein Compendium aller Normen und Vorschriften, die in der heiligen Schrift und in den Werken der heiligen Väter enthalten sind und die Priester betreffen, erscheint. Zum Schlusse soll noch das Urtheil angeführt werden, welches der Hochw. Dr. C. Schrödl, Can. Eccl. Cathed. Passaviensis, der eine neue Ausgabe des Werkes besorgte, in der Vorrede bringt: „Ex unanimi consensione omnium, quibus de rebus in Memoriali hoc vitae sacerdotalis pertractatis sententiam ferre competit, nullus ferme liber inveniri potest, qui melius et efficacius de status sacerdotalis officiis et mediis pro vita sancte instituenda ad sacerdotum corda loquitur.“ O daß also dieses vortreffliche Buch, dieser treue und gute Freund, bei jedem Priester ohne Ausnahme Eingang finden möchte! Dies ist mein herzlichster und aufrichtigster Wunsch.

Leifers (Tirol).

Cooperator Adolf Brigl.

- 16) **Friedensblätter.** Organ des Psalmenbundes und des Gebetsvereines zur Wiedervereinigung aller Christen. Ut omnes unum! Herausgegeben von Julie von Massow geb. von Behr. Für die Redaction verantwortlich Julius Hirschberger, kath. Stadtpfarrer zu Stettin. Verlag von Dr. M. Huttler. Augsburg. Preis M. 2.40 = fl. 1.44 pro Jahrgang; per Post zugesandt M. 3.— = fl. 1.80.

Der Psalmenbund hat nun seit October v. J. auch sein Vereinsorgan, die „Friedensblätter“. Es lag in der Natur der Sache, daß ein solches Organ geschaffen werden mußte, wenn das Werk, welches Frau Julie von Massow als ihre Lebensaufgabe betrachtet, Bestand haben sollte. Ein Verein ohne regelmäßig erscheinendes Vereinsorgan hat in unserer Zeit keine Aussicht auf förderliche Wirksamkeit. Daß die Gründerin des Psalmenbundes selbst die Sache in die Hand nahm, verstand sich ebenfalls so ziemlich von selbst; die beste Führerin des Kindes ist immer die eigene Mutter. An Stoff für das neue Blatt kann es nicht fehlen; denn das Gebiet, auf welchem es orientieren und sammeln soll, ist ungemessen weit. Seine erste Aufgabe ist, das Interesse an der Wiedervereinigung zu wecken, rege zu halten und zu fördern durch Gebet; der Segen Gottes kann allein zum Ziele führen. Bis jetzt beten die Mitglieder des Psalmenbundes täglich einen bestimmten Psalm, welcher durch einen eigenen, im Huttler'schen Verlage erscheinenden kleinen Kalender (Preis 10 Pfennige) für jeden Tag bezeichnet ist. Für Laien wäre es nun jedenfalls wünschenswert, ja nothwendig, daß sie eine billige, handliche Ausgabe des Psalters besäßen, die mit ganz kurzen Anmerkungen zur Erklärung schwieriger Stellen versehen sein müßte. Für Geistliche, Ordenspersonen und die Mitglieder der Scapulierbruderschaft vom Berge Carmel, die ohnehin schon täglich einen Theil des Psalters beten, könnte die Theilnahme am Bunde vielleicht dadurch erleichtert werden, daß es für sie genügend erklärt würde, wenn sie die täglich von ihnen gebeteten Psalmen auch in der Meinung des Bundes aufopferten.

Ein wesentlicher Stoff der „Friedensblätter“, mit welchem bereits begonnen ist, wird die irenische Erklärung der Dogmen und religiösen Gebräuche der katholischen Kirche sein, um die Vorurtheile zu zerstreuen, welche dieserhalb in protestantischen Kreisen herrschen. Das ist ja das Elend der Spaltung, welche im 16. Jahrhundert entstanden, daß man

protestantischerseits sich gegen alles Katholische so sehr absperrt und statt das Schreckgespenst von katholischem Glauben und Leben, das man überkommen oder, Gott weiß wie, sich gebildet, einmal näher anzusehen und auf seine Wirklichkeit zu prüfen, mit aller Zähigkeit an den Thorheiten festhält, die beim ersten untersuchenden Blicke sich in ihr Nichts auflösen würden. Es ist geradezu erstaunlich und unbegreiflich, welche Begriffe man vom Katholicismus nicht etwa bloß im ganz protestantischen Norden, sondern auch in den protestantischen Kreisen nährt, welche tagtäglich im bürgerlichen Leben aufs engste mit Katholiken verkehren. Ich habe da selbst schon Erfahrungen gemacht, die an's Unglaubliche grenzen. Freilich trägt eine Hauptschuld daran die Gleichgiltigkeit, welche in der breiten Masse des Protestantismus gegen alles Religiöse überhaupt herrscht, sowie die Indifferenz und Unwissenheit ungezählter Katholiken in Bezug auf ihren Glauben. Wie viele katholische Männer namentlich gibt es, für welche, sobald sie aus der Schule entlassen sind, jeder religiöse Unterricht ganz und gar zu Ende ist, da sie, wenn es gut geht, Sonntags höchstens noch eine stille heilige Messe hören, einer Predigt oder Christenlehre aber fast nie mehr bewohnen. Dafs da das dürftige Maß religiöser Kenntnisse, welches sie sich in ihrer Schulzeit angeeignet, bald auf ein verschwindendes Bruchtheil zusammenschmilzt, darf nicht wundernehmen. Wer aber selbst nichts weiß, wie kann der Andere belehren? Hier könnten also die „Friedensblätter“ sehr nützlich wirken und nicht bloß zur Belehrung für Protestanten, sondern zum Unterricht für die katholischen Leser viel beitragen.

Ein weiterer Stoff für Belehrung fände sich in der Zerstreuung der massenhaft aufgehäuften Vorurtheile auf dem historischen Gebiete. Welches Material der instructivsten und zugleich interessantesten Art wäre da zu verarbeiten! Wenn ich an so manche protestantische Blätter denke, welche systematisch jahraus jahrein die gehässigsten Schilderungen über angebliche historische Vorurtheile katholischer Unduldsamkeit und Verfolgungssucht aus aller Herren Länder ihren Lesern aufstischen, so begreife ich, mit welchen Augen man vielerseits im anderen Lager die katholische Kirche betrachten muß. Es könnte daher kein dankbareres Thema geben, als hier entgegenzuwirken und die geschichtliche Wahrheit der Unwahrheit und Uebertreibung entgegenzusetzen. Ein ferneres Capitel zur Behandlung in den „Friedensblättern“ wäre meines Erachtens speciell die Darstellung der centralen Stellung Christi und seines Erlösungswerkes, sowie der Benützung seiner Erlösungsgnade in der katholischen Kirche, um dadurch dem ebenso unbegründeten wie thörichten Vorurtheile entgegenzuwirken, als ob im Katholicismus das Erlösungswerk und die Erlösungsgnade Christi unter und hinter der Verehrung der allerseiligsten Jungfrau und der Heiligen förmlich verschwänden; ein Vorurtheil, welches weithin in protestantischen Kreisen verbreitet ist, und immer wieder uns vorgehalten wird, obwohl gerade im Protestantismus der Glaube an die Gottheit Christi durch das rationalistische Bibelstudium mehr und mehr zerstört wird.

Als letzter Stoff für die „Friedensblätter“ sei dann hier noch erwähnt die populäre Psalmenerklärung, mit welcher schon ein guter Anfang

gemacht ist, der hoffentlich seine regelmäßige Fortsetzung findet. Die wird dem Psalmengebet die erforderliche Grundlage geben, und in den Herzen der Leser Liebe zu ihm erwecken.

Aus dem Gesagten dürfte sich zur Genüge ergeben, daß die neue Monatschrift eine recht schöne Zukunft hat, und ein Wirkungsfeld, wie es dankbarer nicht gedacht werden kann. Freilich hängt der Erfolg davon ab, daß sie nicht bloß in katholischen, sondern auch in protestantischen Kreisen verbreitet wird; und darin liegt die Schwierigkeit des Ganzen. Jedenfalls aber muß sie von katholischer Seite kräftig unterstützt werden und werden alle, welche Zeit und Gelegenheit finden, ihr Beiträge zuzenden und zu ihrer Verbreitung mitzuhelfen, ein sehr gutes Werk thun. Das gilt namentlich auch von unserem Seelsorgeclerus in der Diaspora, der ja gerade am meisten in der Lage ist, die Vorurtheile gegen die katholische Kirche im protestantischen Volke kennen zu lernen und zu ihrer Hebung beizutragen. Die Aufgabe ist nicht leicht; ihr Ziel liegt anscheinend in weiter Ferne; allein einmal muß der Anfang gemacht und der Grund gelegt werden; das Wachsthum und Gedeihen gibt dann Gott, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind. Schon das Erscheinen der „Friedensblätter“ bedeutet einen großen Fortschritt des Werkes, welchem die edle Stifterin des „Psalmenbundes“ ihr Leben geweiht hat. Und wir brauchen uns wirklich nicht allzuängstlich mit der Frage zu beschäftigen, ob und wie die Sache weiter gehen solle. Hier heißt es, frisch die Hand ans Werk legen und im Vertrauen auf Gott thun, was in unseren Kräften steht. Der Zweck ist ihm sicher wohlgefällig und die Mittel, mit welchen er erstrebt werden soll, ebenfalls. Mehr aber bedarf es nicht, um seines Segens gewiß zu sein.

Limburg a. d. Lahn.

Dr. M. Höhler, Domcapitular.

- 17) **Papst Honorius IV.** Eine Monographie von Dr. Bernhard Pawliski. Münster 1896 bei Heinrich Schöningh. VIII u. 127 S.; broschirt M. 3.— = fl. 1.80.

In der langen Reihe der Päpste findet man eine erhebliche Anzahl solcher, welche nur eine ganz kurze Regierungszeit hatten und deren Wirken deshalb selbst in ausführlicheren Werken über die Geschichte des Papstthums in der Regel mit ein paar Worten als bedeutungslos abgethan wird. Und doch, wie reich an historischem Gehalt und wie beachtenswert wären auch diese kurzen Pontificate. Wie oft fällt in die wenigen Monate eines solchen Pontificates die Erledigung einer großen, rein kirchlichen oder kirchenpolitischen Angelegenheit, welche seit langem die Gemüther beschäftigt, vielleicht die Welt in Athem gehalten hat. Sehr vielen Päpsten hätte nur eine längere Regierungszeit beschieden sein dürfen, um zu den glänzendsten historischen Erscheinungen zu gehören. Es ist darum wohl der Mühe wert, auch diesen kleineren Pontificaten Specialuntersuchungen zu widmen und für historische Arbeiten beschränkten Umfanges kann es kaum ein dankbareres Feld geben. Wie viel Licht und wie viel Ergänzung erhalten dadurch auch die größeren Pontificate. Gerade die vorliegende, auf Edralefs Anregung hin geschriebene Monographie, die von tüchtiger historischer Schulung zeugt,

ist ein Beweis dafür. Wie reich sind die zwei Jahre (1285—1287) dieses Pontificatus an bedeutenden Thatfachen! Da ist es die immer brennende sicilianische Frage, die Lage der Dinge im Orient, das Verhältnis zu Deutschland und zum Kaiserthum, der Gang der Dinge im Kirchenstaat, in Frankreich, England, Ungarn, welche eine Fülle des Stoffes für die historische Betrachtung bieten. Der Verfasser versteht es auch trefflich, den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse dem Leser klar vorzuführen. Eine gute Vorarbeit hatte er in Haynalds Annalen, noch mehr aber in den Publicationen der „*école française de Rome*“, welche durch Maurice Prou auch die Register Honorius IV. vollständig bearbeiten und edieren ließ. Es werden recht interessante Details geboten; namentlich die Ausführung über die Sammlung der Kreuzzugsgelder gehört hieher. Nicht begreiflich erscheint es, wenn der Verfasser meint, der Betrieb des Bank- und Wechselgeschäfts sei durch die Wuchergesetze getroffen worden. Diese bezogen sich nur auf unehrliche oder wucherische Geldgeschäfte und die Päpste brauchten nicht in praxi diese Gesetze zu umgehen (S. 55), um mit den Bankhäusern Geschäfte zu machen. Es gefällt mir auch nicht, wenn katholische Autoren von „*Pannflüchen*“ sprechen und so tüchtigen und gewissenhaften Männern wie Martin IV. Unflugheit u. dgl. vorwerfen. Wir können unmöglich mehr aus dem lückenhaften historischen Material all' die Erwägungen überschauen, welche das Verhalten der Päpste in den verschiedenen Zeitfragen bestimmten und bestimmen mußten und sind nur zu sehr geneigt nach dem Erfolg zu urtheilen. Druckfehler sind mir wenige begegnet; Seite 34 muß es Absatz 3 Zeile 9 offenbar anjovingisch statt aragonisch heißen. Die treffliche Arbeit hat am Schluß ein ausführliches Namen- und Sachregister.

Eichstädt.

Professor Hollwed.

18) **Geschichte und Kritik des ethischen Skepticismus.**

Von Dr. Josef Clemens Kreibitz. Wien. 1896. Alfred Hölder. VI,

162 S. Preis fl. 1.80 — M. 3.20.

Vor das Forum der Ethik, „der Lehre von der Bewertung menschlicher Gesinnungen nach den Gegensätzen Gut und Böse“, „gehören nur jene Gesinnungen, Handelnde und Handlungen, die mit dem Wohl und Wehe eines andern oder vieler anderer Subjecte in Beziehung stehen (socialer Moraltypus), während Pflichten gegen Gott, der Religion, die sogenannten reinen Pflichten gegen sich selbst, soweit sie der Beziehung zu fremden Subjecten ermangeln, der Ethik überlassen werden.“ (S. 2.) Mit diesen Worten umschreibt der Verfasser das Gebiet der Ethik. Er kennzeichnet seinen Standpunkt in einigen ohne jeglichen Beweis vorangestellten Thesen: „Die ausschließlich wirksamen Impulse des menschlichen Handelns sind eigene Lust und eigener Schmerz“ (S. 2), das heißt Lust und Schmerz entweder ob eigener oder ob fremder Zustände. „Das ethische Kriterium“ nun lautet: „Gut ist jene Gesinnung, derzufolge aus Mitgefühl Handlungen erfolgen, welche eine Lustvermehrung oder Schmerzverminderung in anderen Subjecten zum vorgestellten Ziele haben“ (S. 3). Analog wird das Böse definiert. „Das Fundament der Moral“ (das ist warum wir das Gute dem Bösen vorziehen müssen), „ist das Mitgefühl“. Darum „wird das Gute vom sittlichen Individuum aus innerem Zwange gethan“, „für den Unstittlichen tritt an Stelle des inneren Zwanges . . . die Gesellschaft“ (S. 7). Ethischer Skepticismus ist die Lehre, welche ein allgemein gültiges Kriterium oder ein allgemein verbindliches Fundament (Sanction) des Sittengesetzes leugnet (S. 10). Der Verfasser erklärt Willensfreiheit und Verantwort-

lichkeit für irrelevant (S. 9), bekennt sich zur „evolutionistischen Moraltheorie, welche, anstatt in einem Käfig angeblich starrer Formeln zu ersticken“, „an eine Fortentwicklung der Menschen zu höheren Verfeinerungsstufen des Mitgefühles glaubt“.

Von diesem Standpunkte aus gibt der Verfasser eine Geschichte und Kritik der skeptischen Systeme, von den Sophisten Griechenlands angefangen bis zu den „Krafftgenies“ unserer Zeit, einem Stirner, Nietzsche und Krapotkin, bei denen der Verfasser mit Vorliebe verweilt. Die geschichtliche Darstellung dieser bunten und doch eintönigen Systeme ist eine verhältnismäßig eingehende und recht gewandte und scheint uns auch überall zutreffend, wo immer der Verfasser die Sache — studiert hat. Wo aber der Historiker zum Erfinder wird oder einem solchen nachtritt, da passieren ihm Verstöße, welche den Wert des Ganzen sehr herabdrücken. Hierhin rechnen wir z. B. beinahe die ganze Darstellung der „skeptisierenden Strömungen in der Scholastik“ (S. 57—60). Die stete Verwechslung von natürlichem und übernatürlichem Sittengesetze in der Beurtheilung der scholastischen Ethik, die vollständige Mißkennung der Lehre von „der doppelten Wahrheit“, der rheologischen und philosophischen, ferner Ausdrücke, wie „die pelagianisch angehauchten Scotisten“, „die Relativität des Guten und Bösen sei der Hauptpunkt des Gegensatzes zwischen Thomisten und Scotisten gewesen“, „die Lehre von der Rechtfertigung einer Handlung durch eine wahrscheinliche Ansicht — ein Erbstück des Thomismus“, „das Dogma entschied sich erst nach längerem Schwanken für den Indeterminismus“ (Willensfreiheit), dies alles zeigt nur zu deutlich, daß der Verfasser hier absolut nicht zuhause ist. Dem Fluche der Vächerlichkeit aber verfällt derselbe, wenn er für den Variismus der Jesuiten „eine Summa Astesana von 1330“ citiert, als eine Folge dieses Variismus das Vordringen der attritio gegenüber der contritio erklärt und „die berühmte Maxime „*media honestantur a fine*“ aufs ärgste mißbrauchen“ läßt. (Will der Verfasser diesen Grundsatz mißbraucht sehen, so lese er Max Stirner, der Einzige. S. 193—195).

Können wir so den geschichtlichen Theil mit einigen gewichtigen Ausnahmen als gut orientierend bezeichnen, so scheint uns die Kritik der skeptischen Systeme selbst fast durchwegs unzureichend, aus dem einfachen Grunde, weil der Verfasser selbst — Skeptiker ist. Für jeden, der es während der ganzen Abhandlung nicht gemerkt haben sollte, sagt das der Verfasser am Schlusse ganz deutlich (S. 158). „Was wir nicht geleistet haben und was uns die ethische Skepsis abgerungen hat, ist die Aufstellung einer inneren psychologischen Sanction des sittlichen Pflichtgebotes, die jedem als für ihn bindend erschiene“. Das Mitgefühl zum Fundamente der Sittlichkeit machen, keine andere innere Sanction der Ethik annehmen, heißt eben dem Individualismus der schlimmsten Sorte, heißt dem Skepticismus Thür und Thor öffnen, durch welche dann die „Einzigen“ Stirners und Nietzsches „Herren“ ihren Einzug halten. Und so ist die Kritik des Verfassers umso unglücklicher, je schärfer in einem skeptischen Systeme die Autonomie des Menschen von einem höheren Gesetze betont wird. Mit Recht macht der Verfasser, wenn auch nicht als der erste, wie er meint, darauf aufmerksam, wie die neuesten Pfadfinder der Ethik wieder in die Fußstapfen der griechischen Sophisten getreten sind (S. 30, 136); gerade diese Beobachtung mußte ihm aber zeigen, daß die gesammte moderne Forschung auf dem Gebiete der Ethik irregegangen ist. Aus dem Sumpf sophistischer Moralstheorie war die Menschheit einst den Berg einer sicheren Ethik hinaufgestiegen; da sie diesen verlassen, gerieth sie wieder in den Sumpf. Kennt der Herr Verfasser diesen Berg? Er

nehme einmal „Cathreins Moralphilosophie“ zur Hand und er wird auf den freien Höhen der sogenannten christlichen, eigentlich aber vernunftgemäßen Ethik sich erholen können von den üblen Einflüssen, welche der ausschließliche Verkehr mit Nervenkranken (auch geistigen) nothwendig mit sich bringt.

So bietet die Schrift im geschichtlichen Theile ein, theilweise allerdings entstelltes, Bild der Irrgänge auf dem Gebiete der Ethik, im kritischen Theile ein unsicheres Tasten nach Sicherung von theilweise falschen Thesen, im Ganzen ein wenig befriedigendes Resultat, ohne originell zu sein. Die Ausstattung ist musterhaft, der Correctur sind einige Druckfehler entgangen.

Mies (Böhmen). Dr. Karl Hilgenreiner, Convicts-Director.

- 19) **Der Rosenkranz**, eine Fundgrube für Prediger und Katecheten, ein Erbauungsbuch für katholische Christen. Von Dr. Philipp Hammer. III. Band. Mit kirchlicher Approbation. Paderborn, 1896. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei (J. W. Schröder). VIII. und 400 S. 8°. Preis broschirt M. 3.60 = fl. 2.16, gbd. in Original-Halbfranzband M. 5 = fl. 3.—

Grata sumimus manu! Diesen bescheidenen Wunsch, den der Autor in der Einleitung ausspricht, wird jeder gerne erfüllen, der die beiden früheren Bände über den Rosenkranz gelesen. Auch der neue III. Band ist mit derselben Frische und Originalität geschrieben; äußerst anregend wirken auch hier die eingestreuten zahlreichen Zeugnisse in Poesie und Prosa, die einen wahren Bienenfleiß bekunden. Es ist ein wahrhaft goldenes Buch, dem wir als Erbauungsbuch in stillen Stunden sowie als reiche Schatzkammer für Prediger und Katecheten die weiteste Verbreitung wünschen.

Inhalt des III. Bandes: 1) Maria, die Schmerzenreiche, 2) Maria, die Glorreiche, 3) Maria, die Mutter der Barmherzigkeit, 4) Der Herr ist mit Dir, 5) Du bist gebenedeit unter den Weibern, 6) Und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes, Jesus (vom Namen Jesus, von der göttlichen Person und dem Werke Jesu).

Wels.

Dr. Johann Gföllner.

- 20) **Die gemischten Ehen**. 6 Fastenpredigten von Martin Jäger. Verlag von Friedr. Pustet in Regensburg 1897. 8°. VI. u. 160 S. Preis M. 1.40 = fl. —.84.

Der Verfasser dieser Predigten ist als Dichter und volksthümlicher Schriftsteller bereits in weitem Kreise bekannt. Die gedruckt vorliegenden Predigten hielt er in voriger Fastenzeit in der katholischen Stadtpfarrkirche zu Zweibrücken. In dermaliger Zeit ist es doppelt wichtig, über gemischte Ehen zu predigen; aber Niemand wird leugnen, daß es eine schwere Aufgabe sei, katholische Grundsätze zu vertreten und in der Form gerechtes Maß einzuhalten. Unser Verfasser spricht energisch, ja bisweilen scharf, aber nie verlegend. Es können daher seine Predigten für die folgende Fastenzeit bestens empfohlen werden.

München.

Dr. Andreas Schmid, Universitätsprofessor.

- 21) **Immortellenfränze und Epheuranke**. Grabreden und Allerseelenpredigten von Jos. Raph. Kröll, Stadtpfarrer zu Lauchheim-Kapfenburg in Württemberg. II. Bd.: Allerseelenpredigten. Paderborn, Effer. 1896. gr. 8°. 184 S. Preis M. 1.80 = fl. 1.08.

Diese 24 Allerseelenpredigten sind originell angelegt, praktisch eingetheilt, geistvoll und ergreifend ausgeführt, in anziehender Form dargestellt und ver-

dienen deshalb umsomehr eine warme Empfehlung, als die Literatur auf diesem Gebiete an guten Erzeugnissen nicht besonders reich ist.

Ehrenbreitstein.

Bernard Deppe.

- 22) **Die Früchte des Geistes.** Populäre Abhandlungen über St. Paulus Gal. 5, 22 f. Von Georg Freund C. S. R. Münster i. W., Alphonfus-Buchhandlung. 1897. H. 8°. 266 S. Preis M. 1.70 = fl. 1.02.

Dieses Werkchen enthält Betrachtungen bezw. Lezungen über die Geistesfrüchte oder Tugenden, welche der Apostel Gal. 5, 22 f. empfiehlt. Dieselben können sowohl in Anbetracht ihres populären Inhalts als auch ihrer klaren Eintheilung sehr leicht zu anregenden Predigten umgearbeitet werden. Die eingehaltene Darstellungsweise ist frisch, anschaulich und packend. Die Bezugnahmen auf das tägliche Leben und auf die Verhältnisse der Gegenwart, wie ebenso die zur sittlichen Besserung angegebenen Mittel zeugen von scharfer Beobachtung, reicher Erfahrung und praktischem Verständnis. Mit großem Nachdruck bekämpft wird die Muthlosigkeit und das Mißbehagen bezüglich des geistlichen Lebens.

B. Deppe.

- 23) **Unser Glaube ist ein vernünftiger Glaube.** Ein Wort zur Bekämpfung des Unglaubens und zur Vertheidigung des Glaubens. Von A. J. Druck und Verlag der Missionsdruckerei in Stenl, Rheinland. Preis geb. M. 1.— = fl. —.60. Der Erlös ist für das Missionshaus „Heiligkreuz“ in Neuland bestimmt.

Vorliegendes Büchlein entstand aus einer Serie von Artikeln, die in den „katholischen Familienblättern“ (Schlesien) erschienen waren. Dem großen Beifalle, mit dem die Artikel aufgenommen worden, und dem vielseitigen Verlangen der Leser jener Blätter ist es zu verdanken, daß dieselben nun in Buchform erschienen und so weitem Kreise zugänglich gemacht sind. Die Aufgabe, welche sich der Verfasser dabei gesetzt hat, kennzeichnet Universitätsprofessor Dr. Krieg in einem Geleitswort, das an der Spitze des Büchleins steht, also: „Die folgenden Blätter wollen eine populäre Apologie sein, geschrieben in der Absicht, in einer Gestalt, die sie fähig macht, auch in die Hütte des Arbeiters und in die bescheidene Stube des Landmannes einzugehen. . . . Sie wollen den Glauben festigen, Einsicht in sein Wesen verbreiten, über religiöse Dinge, die höchsten und wichtigsten Wahrheiten, aufklären und beitragen, das Band zwischen Gott und dem Leser fester zu knüpfen.“ Damit ist auch der Inhalt und die Art der Behandlung desselben angedeutet.

Der Verfasser berührt der Reihe nach die wichtigsten praecambula fidei und die dagegen anstürmenden modernen Irrthümer. Und er hat es verstanden, die Vernünftigkeit des Glaubens in wirklich populärer Weise, kurz und klar, überzeugend und erwärmend, vielfach geradezu zündend und begeisternd darzulegen und andererseits die Lehren des Unglaubens biindig und schlagend zurückzuweisen. Dabei enthält das Werkchen eine reiche Auswahl von Citaten bedeutender Männer, die trefflich verwendet sind. Den Anfang bildet eine ziemlich ausgedehnte, sehr frisch und lebendig geschriebene Vertheidigung des Beichtinstitutes unter dem Titel: Die geschnähte Beicht, ihre Nothwendigkeit und ihre Segnungen. — Daß in einer Apologie von 157, resp. mit dem Anhang 194 Seiten manche sehr wichtige Fragen äußerst kurz abgethan werden müssen, läßt sich denken, Die Weise, wie das Werk entstanden ist, macht es auch erklärlich, daß die einzelnen Capitel theilweise allzu aphoristisch aneinander gereiht sind. Da aber das Büchlein so viel Vortreffliches bietet und als billige, populäre

Apologie einem wahren Zeitbedürfnis entspricht, so erlauben wir uns für eine Neubearbeitung folgende Wünsche vorzulegen: 1. Es möchten die einzelnen Partien etwas gleichmäßiger bearbeitet werden. Einige hochwichtige Capitel kommen allzu kurz weg, während andere auf ihre Kosten verhältnismäßig breit behandelt sind. — 2. Es möchte der logische Zusammenhang und die fortschreitende Entwicklung des Gegenstandes noch klarer und durchsichtiger hervorgehoben werden. Zu diesem Zwecke dürften wohl auch die Ueberschriften mancher Capitel einer Revision zu unterziehen sein. — 3. Namentlich möchte wenigstens bei größeren Citaten die Quelle angegeben werden, aus der sie stammen. Die Erfahrung lehrt, wie kritisch man heutzutage in Bezug auf Citate vorgeht, und ein Citat, das man nicht eventuell mit Quellenangabe belegen kann, ist in der Öffentlichkeit, bei Versammlungen u. s. w. vielfach nicht verwendbar. Wir glauben, die Erfüllung dieser Wünsche werde das treffliche Werkchen noch brauchbarer und geeigneter machen, seinen edlen Zweck zu erfüllen und ein wahrer Schatz für das katholische Volk zu werden. Den Erlös aus seiner Arbeit hat der Verfasser für das Missionshaus Heiligkreuz in Neuland bei Reisse bestimmt. Der Preis, 1 Mark für ein schön in Leinwand gebundenes Exemplar, ist sehr billig zu nennen.

Salzburg.

Professor Dr. Simon Widauer.

24. Der Religionsunterricht und die Staatsgewalt in Oesterreich. Eine übersichtliche Darstellung der wichtigsten schulgesezlichen Verordnungen über das Verhältnis des Staates zum Religionsunterrichte und zu den Religionslehrern als Anhang zu den „Katechet. Skizzen“. Von Franz Pinkava. Mit kirchlicher Druck-Erlaubnis. Olmütz 1897. 8°. 18 S. Selbstverlag.

Die Broschüre handelt in 10 Paragraphen: Von der obersten Leitung des Religionsunterrichtes durch den Staat, vom Obergaufsichtsrechte des Staates über den Religionsunterricht, vom Verhältnis der Religionslehrer zu den Schulbehörden, von der Anstellung der Religionslehrer, vom Rechte der Katecheten bei Konferenzen, Classification, Bestimmung der Sittennote, vom Wochenbuche, Remuneration, Weggeld u. s. w.

Der Verfasser macht uns in kurzen Worten mit den einschlägigen Gesezen, Ministerial- und mährisch-schlesischen Landes Schulraths-Erlässen, sowie mit den auf die Schule bezüglichen Verordnungen des Olmützer Ordinariates bekannt. Die ersten 3 Paragraphen sprechen trotz ihrer Kürze ganze Bände, indem sie darthun, wie der religiöse Unterricht vom religionslosen Staate geknebelt und bevormundet wird — natürlich auf gesezlicher Basis; daher besonders nützlich zu lesen für alle Jene, welche an dem Verhältnisse zwischen Staat und Kirche in Oesterreich nichts auszufegen finden.

Kastelruth.

Anton Egger, Decan.

25. Die heilige Familie von Nazareth und die christliche Familie. Ein Cyclus von Predigten zum Gebrauche bei den Versammlungen des frommen Vereins von der heiligen Familie. Unter Mitwirkung mehrerer Priester herausgegeben von Fr. X. Mich, Stadtpfarrprediger bei St. Rupert in Regensburg. IV u. 252 S. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. 1896. 8°. Preis M. 3. — = fl. 1.80.

Nachdem „der Verein von der heiligen Familie zu Nazareth“ auf nachdrücklichste Empfehlung des heiligen Vaters hin allenthalben zur Einführung gelangt ist, kommt jeder Pfarrgeistliche doch wenigstens einmal im Jahr, wenigstens am Tage der jährlichen Erneuerung der Weihe an die hl. Familie, in die Lage, im Sinne dieses providentiellen Vereines predigen zu müssen. Eine eifrige Pflege desselben erfordert aber, daß öfter in der Predigt auf ihn Bezug genommen werde, was ja bei vielen Gelegenheiten geschehen kann und als ein Beitrag des Predigers zur Lösung der socialen Frage gelten mag, welchem Zwecke ja der genannte Verein als ascetisches Mittel kat' exochen dient. Hierzu bietet nun die vorliegende Sammlung von 25 Predigten verschiedener Prediger einschlägiges Material. Sie will also ein Hilfsmittel zur Erleichterung einer eifrigen Pflege des genannten Vereines sein durch Vorführung von Material in einer noch wenig ausgebeuteten Richtung. Die Sprache ist fast durchgängig sehr gewählt und abstrakt, die ganze Durchführung überall schulgerecht: alles wohl geordnet und glatt gefeilt, und ist das zeitgemäße Buch vom Standpunkt dieser schulgerechten Behandlung aus insbesondere den Herren Mumen zu empfehlen.

Waldberg. Josef Michael Weber.

26) „**Durch Atheismus zum Anarchismus**“. Ein lehrreiches Bild aus dem Universitätsleben der Gegenwart. Allen, denen ihr Christenthum lieb ist, besonders aber den angehenden Akademikern gewidmet von Nikolaus Siegfried. 12^o. (VI u. 152 Z.) Preis M. 1. — = fl. —.60.

Unter diesem schriftstellerischen Namen erschien bei Herber in Freiburg das obengenannte Buch, in welchem mit meisterhaften Zügen geschildert wird, wie ein junges Herz auf unseren Hochschulen systematisch zum Unglauben genötigt, dadurch aber zugleich eine Kritik unseres Universitätslebens gegeben wird.

Der gewöhnliche Weg zum Unglauben ist meistens die Verdorbenheit des Herzens, welches aus Angst Denjenigen wegleugnet, vor dem es sich, wenn Er existiert, nicht rechtfertigen kann. Bei unserem jungen Studiosus Alfred B. in Berlin ist es anders. Der Edelmuth seines Herzens, die Reinheit seines Charakters bleibt bis ans Ende unverfehrt und eben dadurch wird sein Glauben wiedererobert. Die Bücher von Pisch „Religiöses Leben“ und von Adalbert Weiß „Lebensphilosophie“ haben mit dem vorliegenden gleiche Tendenz, nur finde ich, daß unser Auctor seine Aufgabe geschickter aufstellt, indem er die Religionszweifel und die Mittel dagegen, den Unglauben und dessen Heilung dramatisiert, in einer Begebenheit, welche sich in Großstädten, auf den Universitäten täglich abspielt, vorführt. Unser Alfred berreißt philosophische Studien bei den Professoren Fr. Paulsen, G. v. Gizycki, Döring, E. Zeller und frequentiert naturwissenschaftliche Collegien bei Helmholz, Bastian, Ad. Förster. Langsam, aber mit psychologischer Richtigkeit wird jetzt dargestellt, wie Alfred seinen Glauben einbüßt. In Dörings „Güterlehre“ liest er, daß Glaube an Gott und Unsterblichkeit nur Illusionen seien, was der Atheist Paulsen damit bekräftigt, daß dies alles „ein Traum“ wäre u. s. w. Dieselbe Leier wird von den anderen gesungen, wodurch die Hauptpunkte der Lehrsätze der genannten atheistischen Geistesorypphen klar und kurz vorgeführt werden. Nachdem E. Zeller seinen Glauben an die Wunder Christi ins Wanken gebracht und Haedel ihm vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus die Unhaltbarkeit sämtlicher catholischer Dogmen vorgespiegelt und er von seinen zwei Freunden, die an anderen Universitäten studiert, erfährt, daß Universitäts-Professoren und akademische Jugend heutzutage allgemein atheistisch seien und unter anderen wir unterdessen mit dem Moralsystem von Ziegler, Fodl, Schering, Wundt und Du Bois Raymond bekannt gemacht werden, entschließt sich unser junger Freund einen Professor zu consultieren. Dieser aber steigert seine Zweifel bis auf den Höhepunkt, indem er sich auf das oft gehörte „Ignoramus“ „wir wissen über Gott nichts Bestimmtes“ stellt und ihm die berühmte Accomodations-Theorie, nämlich vor dem Volke bei öffentlichen Gelegenheiten Glauben zu heucheln, anrät. Ueber diese Charakterlosigkeit der Wissenschaft enttäuscht und empört, tritt Alfred

in das Lager der Socialisten, welche den Satz aussprechen: „Ohne Gott keine Auctorität, also auch keine bürgerliche Auctorität.“ Das ist doch wenigstens Consequenz. Doch bei den Socialisten widert Alfred die Gewinnsucht der Socialistenführer eines Marx und Bebel an, die in der Theorie gegen den Besitz und die Reichen sind, in der Praxis aber sich die Taschen von dem sauer erworbenen Geld der Arbeiter füllen — darum um consequent zu sein — wird Alfred Anarchist, er verwirft jede Auctorität. Doch die Brutalitäten eines Ravaachol und Emil Henry, der Abgrund von Bosheit und Verworfenheit, welcher in jenen Kreisen sich vor seinen Augen aufthat, widerete ihn so an, daß er in einer der Versammlungen zu murren sich getraute, durch einen heftigen Wortwechsel zu einem Duell aufgefordert, und in demselben tödtlich verwundet wird. Die aufopfernde Liebe der ihn pflegenden Kreuzschwester und die Aufklärungen des Rectors des Hospitals geben dem verlorenen Sohn den Glauben seiner Kindheit zurück. Des der kurze Inhalt des Buches, welches sich eben durch die systematische Darstellung fast aller modernen Irrthümer und deren kurze, schlagfertige Widerlegung auszeichnet, und die beiden Grundübel unserer Zeit, den Socialismus und Anarchismus, in ihrer Genesis und ihrer Ausartung darstellt, und eben deshalb sowohl unseren Akademikern, als den Socialisten recht anzuempfehlen ist.

Freßburg. Eugen Gallovich, Licentiat St. Theologiae.

27. Lebensbilder aus dem Servitenorden. Dritter Band.

Gezeichnet von P. Bernard M. Spörr O. Serv. B. V. M. Innsbruck.

Vereinsbuchhandlung. 1894. 656 S. Preis fl. 2.80 = M. 5.60.

28. Lebensbilder aus dem Servitenorden. Vierter Band.

Gezeichnet von P. Bernard M. Spörr O. S. B. M. V. Innsbruck.

Vereinsbuchhandlung. 1895. 980 S. Preis fl. 4. — = M. 8. —.

In diesen zwei stattlichen Bänden hat der bereits durch frühere Publicationen bestens bewährte Verfasser aus dem unererschöpflichen Brunnen des Lebens der Heiligen wahre Lebensweisheit in mannigfaltigster Form geschöpft und der derselben nur zu bedürftigen Welt in anziehenden Bildern vorgestellt. Im ersten Bande geschieht dies durch Darstellung des Lebens von mehr als 30 heiligen und seligen Servitinnen mit Beifügung von 33 Lehrstücken, die ebensosehr den erfahrenen Kenner des menschlichen Herzens als den Meister in Anleitung zur Tugend bekunden.

Der letztere, umfangreichere Band enthält sieben eingehende Schilderungen des Lebens besonders begnadigter Schwestern des Ordens und 30 äußerst liebliche Bilder und Blüten aus den Klosterzellen des ehemaligen Regelhauses in Innsbruck; schade, daß nicht immer der Geburtsort der einzelnen Schwestern — zur Erbauung für die engeren Landsleute — angegeben ist.

Den Schluß bilden Grundzüge und Aussprüche der Diener und Dienerinnen Mariä und Italia sancta; kurze Wanderung durch die Heiligtümer des Servitenordens, nicht ohne Erwähnung der Tugendbeispiele, mit denen die Mitglieder des Ordens dieselben wie mit unschätzbaren Perlen schmückten.

Kurz, dem Verfasser gebührt großer Dank, daß er so viele Kleinodien der Tugend und Heiligkeit für Viele dem Dunkel der Vergessenheit entrissen und zu Nuß und Frommen geistlicher wie weltlicher Leser veröffentlicht hat.

Matrei.

Dechant Albert v. Hörmann.

29. Zehnsprachiges katholisches Krankenbuch. Im Subscriptionswege zu beziehen vom Herausgeber A. Anderl in Wien, II., Taborstraße 19.

Mit diesem Buche, das demnächst erscheinen wird, ist soeben ein origineller Gedanke durch Herrn Adalbert Anderl, Welpriester bei der Pfarre zum heiligen Josef in der Leopoldstadt in Wien, verwirklicht worden.

Das eminent praktische Krankenbuch — mit fürsterzbischöflicher Approbation, fl. 8°, circa 500 S. — ist in Tendenz und Anlage ganz neu und kommt durch seine zweckmäßige, erschöpfende und aus der seelsorgerlichen Praxis hervorgegangene Bearbeitung in lateinischer (*De eorum qui aegrotant cura animarum*), deutscher (Der bis zu seiner Auflösung Gott ergebene und betende Kranke. Der Krankenbesuch und der Beistand im Sterben), französischer, italienischer, czechischer, kroatischer, polnischer, slowakischer, slowenischer und ungarischer Sprache (Revidierte authentische Uebersetzungen des autorisierten deutschen Theiles) einem Bedürfnisse des Curatlerus bei Ausübung der Seelsorge im vielsprachigen katholischen Oesterreich, insbesondere bei der herrschenden Freizügigkeit und dem so sehr erleichterten und entwickelten Verkehre entgegen.

In Berücksichtigung des Umstandes, daß der Herausgeber ein praktisches Handbuch um einen möglichst billigen Preis für Civil- und Militärseelsorger, für Spitäler und Familien bieten will, wurde die Einrichtung getroffen, daß jeder Theil, immer eine Sprache enthaltend, apart bezogen werden kann, z. B. deutsch, deutsch und ungarisch oder 3, 4 oder mehr Theile je nach Wunsch und Bedürfnis der Interessenten. Diese Theile können auf Verlangen mit rubricierten Einschreibblättern im Formate des Buches, die zum Verzeichnen der Kranken in der Pfarre, der Versehgänge zc. dienen, vereinigt werden.

Der Preis der einzelnen Theile stellt sich folgendermaßen: a) lateinischer Theil, broschiert, 40 fr.; b) jeder übrige Theil, broschiert als: deutsch, französisch, italienisch, czechisch, kroatisch, polnisch, slowakisch, slowenisch, ungarisch à 30 fr.; ferner c) rubricierte Einschreibblätter (1 Bogen zu 16 Seiten) per Bogen 5 fr.; d) Leinwandeinband für 1—5 Theile zusammen 20 fr.; für 6—10 Theile zusammen 35 fr.; die mit Einband bestellten Theile werden bereits eingebunden geliefert.

Es ist in der Natur der Sache gelegen, daß die Herausgabe des polyclotten Krankenbuches, wovon der lateinische und deutsche Theil bereits unter der Presse sich befinden, die übrigen Theile im Manuscripte fertiggestellt sind und successive folgen werden, und auf dem Subscriptionswege basiert werden kann, und nachdem ja jeder Seelsorger Verwendung für ein billiges, universelles, und eminent praktisches Krankenbuch hat, ladet der Herausgeber Adalbert Anderl in Wien, II., Taborsstraße 19, zur gefälligen recht regen Betheiligung durch Subscription höflichst ein.

Behufs Bestellung der einzelnen Theile, des Einbandes zc. genügt eine Correspondenzkarte. Ausführliche Prospective werden auf Verlangen gratis und franco zugesendet. Die Einsendung des Betrages erfolgt seinerzeit nach Zusage des Buches mittels Erlagschein.

30 Der heilige Lambertus. Sein Leben und seine Zeit. Von W. Dechêne, Pfarrer der Erzdiocese Köln. Paderborn. 1896. Ferd. Schöningh. gr. 8°. IV und 204 S. Preis M. 2.40 = fl. 1.44.

Der Verfasser war durch Jahre Seelsorger an einer dem hl. Lambertus geweihten Pfarrkirche und hatte fast alljährlich die Aufgabe, die Patrociniums-predigt zu halten; er studierte zu diesem Zwecke Kirchen- und Profangeschichte, und die damals gesammelten Bausteine haben sich nunmehr zu einem äußerst verdienstlichen Gebäude vereint; so liegt das Buch „der hl. Lambertus“ vor uns und wird gewiss jeden, welcher das Leben der Heiligen Gottes, geschildert auf Grundlage historischer Forschung und entkleidet von allem Legendenhaften, gerne liest, eine willkommene Gabe sein. Der Verfasser des gegenwärtigen Buches hatte bei der Anlage dieses Charakter- und Lebensbildes die wohlgemeinte Absicht, den Einfluß des hl. Lambertus auf die Kirche, sein zeitgenössisches Geschlecht und auf das Gemeinwesen zu beschreiben und diese Absicht hat er auch in der glücklichsten Weise erreicht. Das Buch, streng kritisch angelegt, schildert uns die Geburt des Heiligen, seine Studien und seine Weihe zum Nachfolger des er-

mordeten Bischofs St. Theobardus; weiter verbreitet sich der Verfasser über das gottgesegnete Hirtenamt des Heiligen, seine Verbannung, die Wiedereinsetzung in die bischöflichen Rechte, die Befehrung der heidnischen Taxandrer, die Standhaftigkeit des Heiligen gegen höfische Zumuthungen, seinen Martyrertod, die am Grabe geschehenen und erwiesenen Wunder u. s. w. Den Schluss des Buches bilden ein Hymnus, ein altes Lied und ein Gebet zu Ehren des hl. Lambertus. — Möchten doch recht viele Heilige einen so gottbegeisterten Biographen finden, wie ihn der hl. Lambertus gefunden, denn solche Bücher, wie das vorliegende sind eine kräftige Geistesnahrung für unsere durch das viele Romanlesen angekränktesten Zeitgenossen! Ausstattung und Preis sind vollkommen zufriedenstellend.

Krauth.

P. Florian C. Rinnast O. S. B.

- 31) **Calderon de la Barca, Don Pedro, ausgewählte Schauspiele.** Zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Professor R. Pasch. 6. u. 7. (Schluss-) Bändchen. 12°. Freiburg im Breisgau. 1896. Herder'sche Verlags- handlung. Preis à Bändchen M. 2.-- = fl. 1.20.

Mit den obigen Bändchen ist ein Werk zum Abschluss gelangt, das eine schätzenswerte Bereicherung unserer Uebersetzungs-Literatur bedeutet. Es bleibt mir nur übrig, auf meine Anzeige in dieser Zeitschrift, Jahrgang 49, Heft IV, S. 918 (1896) hinzuweisen. Möge das Werk dazu beitragen, die Kenntnis des großen Spaniers in immer weitere Kreise des deutschen Volkes zu tragen! Bändchen 6 enthält: Die Belagerung von Breda. — Was das Herz verschmäht und hofft, bloße Laune ist es oft.

Bändchen 7 umfasst: Zufall spielt der Liebe Streiche. — Besser ist's, man schweigt.

Mess.

Professor Dr. Rudolf Schachinger.

- 32) **Der katholische Kirchengesang in der Volksschule.**

Ein Hilfsbüchlein für Lehrer, Katecheten und Chorregenten von A. M ist ler, Lehrer in Speyer. Speyer 1896. Druck und Verlag der Dr. Jäger'schen Buchdruckerei und Buchhandlung. 136 S. Preis M. 1.— = fl. —.60.

Dieses Büchlein will in einfacher, klarer und praktischer Weise ein Wegweiser auf dem Gebiete des Kirchengesanges in der katholischen Volksschule sein. Der Anfänger im Lehramte findet darin eine vortreffliche Handreichung für diesen bei uns oft vernachlässigten Theil des Gesangsunterrichtes und der ältere Lehrer wird in den 44 behandelten Kirchenliedern eine Fülle sehr guter und anregender Rathschläge erhalten. Wenn auch naturgemäß mehr auf die Verhältnisse unseres Nachbarreiches Rücksicht genommen wird, so gilt vieles Gesagte auch uns Oesterreichern, leider auch das auf Seite 112 Gesagte von den in den Städten immer zutage tretenden „Schulmessen“. Dem „Hochamte“ werden dadurch die Schulkinder immer mehr entfremdet. Daher wolle der gewissenhafte katholische Lehrer das fünfte Capitel „Der lateinische Gesang“ recht beachten. Wie anmuthig ist der verständnisvolle innige Vortrag der nöthigsten kirchlichen Responsorien! Bei der Stoffvertheilung ist die getrennte Behandlung eines und desselben Liedes in verschiedenen Schuljahren nicht praktisch. Seite 62 ist der Satz: „Sehnsucht der Gerechten . . .“ wegen der Zahl unklar. Ausstattung und Format ist den gebräuchlichsten Liederbüchern angepasst.

Einz.

Anton Pleninger, Convicts-Director.

- 33) **Die kleine Samaritanerin.** Erzählung, mit einer Novelle: „**Wir fehlt der Sohn!**“ Beide von Baronin Elisabeth v. Grotthuß. 1896. Verlag der Schmid'schen Buchhandlung in Augsburg. 134 und 105 S. Preis broschirt M. 2.40 = fl. 1.44.

Elisabeth v. Grotthuß, eine der bekanntesten und beliebtesten poetischen Gestalten Oesterreichs in der neuesten Zeit, hat ihre nahezu 30jährige literarische Thätigkeit mit vorliegenden Werken abgeschlossen. Das erste, eine Erzählung, schildert die Noth einer polnischen Handwerkerfamilie, die, durch das ungebundene Leben des Vaters hervorgerufen, von dessen 14jähriger Schwägerin, der „kleinen Samaritanerin“ gemildert wird. Die Erzählung paßt vornehmlich für Kinder, denen „die kleine Samaritanerin“ als Vorbild dienen kann. Einige kleine Mängel, wie das Vorkommen von Schimpfwörtern und an manchen Stellen unrichtige psychologische Beurtheilung (ein Knabe von noch nicht sechs Jahren legt beherzt die Hand aufs Herz, u. a.) werden dem guten Zweck des Büchleins nicht schaden. — Ist die Erzählung für die Kinderwelt bestimmt, so gilt dies nicht von der angefügten Novelle. Darin ist die Rede von einem Universitätsprofessor, der sich zur Vollendung seines großen philosophischen Werkes einen ebenso gelehrten Sohn wünscht, statt dessen aber sieben Töchter erhält. Obwohl die älteste derselben für ihr Geschlecht ungewöhnliche Geistesanlagen aufweist und auch zur Dr. phil. promoviert wird, kann sie dennoch dem Vater die gehoffte Hilfe nicht leisten, weshalb diesem der Kummer manchmal den Schmerzensruf auspreist: „Wir fehlt der Sohn!“ Die Vermählung einer seiner Töchter mit einem hochgelehrten Professor macht schließlich den Kummer des Vaters ein Ende. Obwohl auch die Novelle sichtlich rein gehalten ist, kann man dennoch deren Lectüre nur Verehrern empfehlen, weshalb es ungünstig ist, daß die angeführten Werke zu einem Bande vereinigt sind.

Einz.

Franz Stingeder, Convicts-Director.

- 34) **Das Bild des braven Kriegers.** Vorträge über die wichtigsten Christen- und Standespflichten des Soldaten. Von P. Melchior Lechner O. S. Fr., Ss. Theol. Lector. Mit Erlaubnis der Ordensobern und Approbation des apostolischen Feldvicariates der k. u. k. österr. Armee. Wien 1896. Heinrich Kirsch. 114 S. Preis fl. 1.— = M. 2.—.

Mit Bangen griffen wir zur Durchsicht der 12 Vorträge, welche so, wie sie uns vorliegen, den Landesschützen in Schwarz gehalten wurden. Vorträge! Predigten, Exhorten! Wer denkt nicht sofort: Schon wieder ein Tropfen mehr in der unseligen Flut der Predigtliteratur! Und erst gar Vorträge für Soldaten! Gewiß wieder seichte, der natürlichen Moral entnommene Tapferkeitsreden! Doch nein! Vor uns liegen Vorträge, in denen echter, kirchlicher Geist weht; wenn der Prediger auch durch militärische Vorschriften genöthigt ist, hie und da die Uebung rein natürlicher Tugenden zu empfehlen, so ist er stets bestrebt, die Beweggründe dem Bereich des übernatürlichen Glaubens zu entnehmen. Ein Blick auf den Inhalt genügt zum Beweise: Fahrentreue; Glaubentreue; Herzentreue; soll der Soldat auch beten; die Ehren der Königin-Mutter; Diensttreue; mit Gott für Kaiser und Vaterland; gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; der schwerste Kampf — der schönste Sieg; von drei Dingen, die ein Soldat nicht kennen und von drei, deren er sich befehlen soll; Gemeingeist und Einigkeit; vor dem Feinde; soll der Soldat auch beichten. Die Sprache ist fließend, gewählt, sie allein beweist, daß es dem Prediger ernst ist um sein Amt, in dem er der Vorschrift Bossuets folgt: Der Nutzen der Kinder Gottes ist das erste

Gesetz der Kanzel! Die Vorträge sind auch für Gesellen- und Jünglingsvereine verwendbar!
Fr. Stingeder.

35) **Pädagogische Vorträge und Abhandlungen.** 10. Heft: „Kein besonderes Gefühlsvermögen“. Einige Capitel aus der pädagogischen Psychologie. Von einem praktischen Schulmanne. Rempten, Kösel. Preis M. —.60 = fl. —.36.

Eine psychologische Abhandlung über die Gefühle, in welchen die Annahme eines eigenen Gefühlsvermögens neben dem Erkenntnisvermögen und dem Willen nach der Lehre älterer und neuerer katholischer Philosophen widerlegt wird. Lehrer und Erzieher, die ja die Jugend für das Gute begeistern sollen, werden obgenannte Abhandlung mit Interesse und Nutzen lesen.

Einz.

Dr. Josef Kettenbacher, Subregens.

36) **Das katholische Ordenswesen.** Von L. v. Hammerstein S. J. Freiburg. Herder. 1896. = 65. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria Laach.“ Preis M. 2. — = fl. 1.20.

Die für die Katholiken im deutschen Reiche geradezu brennend gewordene Ordensfrage wird von dem rühmlichst bekannten Verfasser in der ansprechenden Form eines Briefwechsels ebenso eingehend als für den gebildeten Laien verständlich mit solcher Kraft logischer Schärfe behandelt, daß am Schlusse auch der Gegner sich besiegt erklären muß, wenn anders er vom redlichen Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit beseelt ist. Namentlich der letzte Abschnitt (XII. Sind die Orden zeitgemäß? S. 95 — 158) ist ungemein packend und höchst actuell. Der Satz: „Gestützt auf dogmatische Gründe können wir ruhig annehmen, daß auch im Urchristenthum Ordensleute existierten, wenngleich wir den directen historischen Nachweis hiefür nicht erbringen können (S. 30) scheint denn doch etwas über das Ziel hinauszuschießen, gerade sowie der Vergleich mit dem wahren und falschen Demetrius (S. 9, 10). S. 122 dürfte anstatt: „weltliche Weichwäter wohl besser „Weichwäter aus dem Welpriesterstande“ gesagt werden. Doch können solche kleine Ausstellungen dem hohen Werte des ganzen frisch geschriebenen Buches nicht im mindesten Eintrag thun.

Stift Schlägl.

Gottfried Vielhaber, Stiftsbibliothekar.

37) **Handbüchlein für Priester in Sachen des III. Ordens des hl. Franciscus.** Zusammengestellt von P. Bernard Ord. Cap. Mit Erlaubnis des bischöflichen Ordinariates und der Ordensoberen, Mainz. Kirchheim. 1896. VIII und 136 Seiten in 16°. Preis M. —.60 = fl. —.36.

Das Büchlein ist für Priester, die Tertiarengemeinden leiten, bestimmt. Seit dem im Jahre 1888 herausgegebenen Büchlein des P. Franz Tischler Ord. Capuc. sind eben viele neuere Erlässe und Entscheidungen über den vom heiligen Vater so sehr belobten III. Orden erlassen. Wir sagen dem hochw. Verfasser herzlichsten Dank für das praktische Büchlein. Es unterrichtet den Priester über den Orden selbst, die oberste Leitung, die Ordensgemeinde, den Ordensrath, den Ablasslegen etc. Auch das vollständige Ceremoniell des Ordens ist beigegeben. Den Anfang bilden 3 Vitaneien und der Ablasskalender. — Wenn es seinerzeit auffiel, daß an der Wiener Verbindungsbahn eine Vincenz-Conferenz nach der andern erstand, so liegt der Schlüssel zu diesen socialen Thaten in der blühenden Ordensgemeinde der Tertiaren im Marianum in Hengendorf. Wer immer kann, gründe und leite eine III. Ordensgemeinde.

Wien, Pfarre Altlerchenfeld.

Karl Krasa, Coop.

38) **Kurzer Bericht über den Wallfahrtsort zum hl. Lambert am heiligen Berge in Niederösterreich.** 1896. Verlag: Beim Vereine zur Erhaltung der Kirche am heiligen

Berge in Hauzendorf. Druck (J. Kehl) in Krems. 39 Seiten in 8^o.
Preis 20 kr. 3. W. = 40 Pf.

Der Verfasser hochw. Herr Pfarrer Franz Niesling in Eibesthal, in den Kreisen des Clerus der Erzdiocese Wien durch seine historischen Arbeiten bestens bekannt, hat seinen Namen aus Bescheidenheit nicht auf das Titelblatt gesetzt. Die Broschüre ist geschrieben, um ein Denkmal der Baukunst aus dem XII. Jahrhundert zu retten, das behördlich gesperrt ist und dessen Reparatur auf 20.000 fl. veranschlagt ist. Der Religionsfond wußte keinen besseren Rath als die zur Kirche gehörigen Gemeinden an die Nachbarpfarren vertheilen, die Pfarre aufheben und — die Kirche verfallen zu lassen. Da bildet sich ein Verein, um im Laufe der Zeit die milden Gaben zu sammeln, damit das Gotteshaus erhalten werde. Das Büchlein hat für die Localkirchengeschichte des Wiener Sprengels großen Wert. Die am Fuße des Berges gelegene Ortschaft Heiligenberg ist nach der Legende wegen eines eucharistischen Frevels zugrunde gegangen. Im Anhang sind die Statuten des Vereines zur Erhaltung der Wallfahrtskirche angefügt.

Kraja.

39) **Proprium Sanctorum Archidiöcesis Viennensis**,
auctoritate et jussu Eminentissimi ac Reverendissimi Domini
Domini Antonii Josefi S. R. E. Cardinalis Gruscha,
Principis-Archiepiscopi Viennensis. editum. Viennae, ex
typographia ad S. Norbertum 1896. Preis fl. 2. — = M. 4. —

Seitdem der selige Cardinal Josef Othmar Ritter von Hauscher im Jahre 1866 die letzte Ausgabe eines Proprium Viennense veranstaltet hat, sind so viele Feste zugewachsen, so viele Rubriken des Breviers geändert worden, daß eine Neuauflage dringend erwünscht war. Die Revision besorgte ein von Sr. Eminenz Cardinal Dr. Anton Josef Gruscha eingesetztes Comité, den Druck die St. Norbertus-Druckerei in Wien.

Das Proprium Viennense enthält die festa propria der Erzdiocese, welche in das Calendarium perpetuum eingefügt sind. Der Text enthält bereits die von Rom angeordneten Verbesserungen, so daß für manche Feste der Text der alten Ausgabe nicht mehr richtig ist. Jene Feste, die für die ganze Kirche angeordnet wurden (z. B. S. Joannis Damasceni) und die folgerichtig in neuen Brevieren enthalten sein müssen, sind nicht aufgenommen, es sei denn, daß sie in der Wiener Erzdiocese so weit transferirt werden müssen, daß sie eventuell in einen anderen Jahrestheil fallen können. Der St. Norbertus-Verlag sorgte für feines Papier und solide Ausstattung. Preis broschirt 2 fl., in Leder mit Rothschnitt gebunden 2 fl. 50 kr., die einzelnen Bogen gefalzt in Leder-Envelope 3 fl. 50 kr.

Kraja.

40) **Pflanzen- und Blumenschmuck von Altar und Kirche.**

Unter Mitwirkung von M. Fingerl; von Max Kolb, fgl. Garten-
Oberinspector. Rempten (Köfel). 1895. VIII und 299 S. 8^o.
Preis M. 2.70 = fl. 1.62.

Verfasser ist durch seine Arbeiten über die Pflege inländischer sowie ausländischer Gewächse in Fachreisen längst rühmlichst bekannt. Seine Stellung als Oberinspector im fgl. botanischen Garten zu München befähigt ihn dafür in hervorragender Weise. Veranlassung, über die Pflege der Blumen im Dienste des Heiligthums vorliegendes Buch herauszugeben war ihm Prälat Dr. von Hettinger (Vorwort p. VI.) Das Buch soll besonders dem geistlichen Blumenfreunde an die Hand gehen, ihn unterrichten, „welche Pflanzen und Blumen für den Altar und Kirchenschmuck brauchbar, zugleich am billigsten und leichtesten zu beziehen sind“ (p. V.). Deshalb wird jede Pflanze beschrieben und „die

Zeit und Art der Vermehrung, sowie die genaue Anleitung über Temperatur, Erde, Begießen u. s. w.“ beigelegt (p. VI.). „Daß es nicht allzuschwer ist, auch für kleinere Kirchen mit geringem Aufwande einen zierlichen, wenn auch einfachen Blumenschmuck zu entfalten, davon gibt eine Menge von Dorfkirchen Zeugnis. Es sollte eine Pfarrkirche, deren Altar nicht einmal am Sonntag mit Pflanzen- und Blumenschmuck ausgestattet ist, überhaupt nicht geben. Wie der Seelsorger auf schöne Paramente sieht, so sollte er auch, so weit es möglich ist, auf natürlichen Schmuck des Altares sehen“ (p. V.).

In der Einleitung (S. 3—40) wird vom Schmuck des Gotteshauses im Allgemeinen gesprochen und gezeigt, wie und warum gerade die Pflanzenwelt zum Schmuck des Heiligtums bei den verschiedenen Völkern beigezogen wurde. Dem folgt eine Symbolik der Pflanzen.

Im allgemeinen Theil finden wir kirchliche Verordnungen und praktische Winke, sowie etwas über getrocknete Blumen, deren Anwendung als Kirchenschmuck sich höchstens in der kalten Jahreszeit rechtfertigen lasse, da sie sich wenig vom unwürdigen Papiersfitter unterscheiden. „Nicht mit todtm Material soll der Altar geschmückt sein; Leben und Wahrheit soll vom Altare sprechen“ (S. 55).

Im besonderen Theile folgt (S. 55 bis Ende) die Beschreibung und Behandlung der einzelnen Pflanzen in mehrere Capiteln und zwar in jedem Capitel in alphabetischer Ordnung. Wir finden: IV. Die schönsten und am leichtesten zu ziehenden Topfpflanzen für Kirche und Altar (S. 55—179). V. Blumenzwiebel (S. 181—191). Dann Freilandpflanzen: VII. Perennierende Gartenblumen (S. 203—238). VIII. Zwiebel- und Knollengewächse (S. 239—250). IX. Einjährige oder Sommerblumen (S. 252—273). X. Blütensträucher (S. 274—285). XI. Blattpflanzen und Piergräser (S. 285—291). Den Schluß bildet ein Index nebst einigen Berichtigungen.

Wie es sich zeigt, könnte die Einteilung logischer sein. So ist z. B. V. schon in IV. enthalten; ebenso VIII. in VII. Auch fehlt der Titel des besonderen Theils, der jedoch vom gegebenen („Allgemeines“) nothwendig gefordert wird. Der praktischen Verwendbarkeit jedoch thut das keinen Abbruch. Was letztere sehr erhöhen würde, wäre ein Inhaltsverzeichnis aller beschriebenen Arten in einem einzigen Alphabet. Die jetzt enthaltenen sieben alphabetischen Verzeichnisse können dann entfallen, da ohnehin jedes Capitel alphabetisch geordnet ist. Dafür soll aber der eine Index vollständig sein und alle vor kommenden Namen, nicht nur die der Titel der einzelnen Abschnitte enthalten. Auch die deutschen Pflanzennamen sollen im alphabetischen Inhaltsverzeichnis vorkommen, wenn nicht vorgezogen wird, zwei getrennte Alphabete, ein lateinisches und ein deutsches zu liefern. Wo soll z. B. jemand die beliebte „Portensie“ suchen, der sich nicht erinnert, daß sie *Hydrangea* heißt? Bei *Azalea* wird (wohl nur ausnahmsweise) die Betonung angezeigt („*Azálea*“). Es wäre dies auch bei anderen Namen zu empfehlen, wenigstens in bedenklichen Fällen wie *Centaurea*, *Chrysanthemum*, *Gladiolus*, *Méspilus*, *Reseda*, *Státice*, *Xeránthemum* u. dgl.

Den S. 299 gegebenen Berichtigungen möchten wir noch folgende anreihen: S. 28 *Polypodium* (statt *Polipodium*); S. 32 *Cypripedium Calceolus* (st. *calceolus*); S. 57 *Agathoea coelestis* (coelistis); S. 59 (mythische st. mytische); S. 155 *Primula Auricula* (st. *auricula*); S. 189 *Gymnothrix* (st. *Gymnotrix*); S. 282 *Paeonia Moutan* (st. *Montan*) auch S. 298. S. 288 und 298 *Coix Lacrima* (st. *lacrimae*); S. 298. *Méspilus* (st. *Mespillus*). (S. 277 steht richtig *Mespilus*).

Daß manche einheimische Staupe aufgenommen ist, wie *Thalictrum aquilegifolium*, *Spiraea Ulmaria*, *Sp. Filipendula* . . . ist sehr zu loben. Die schönste unserer einheimischen Stauden jedoch, die sich für das

erste und höchste Blumenfest der katholischen Kirche, das hochheilige Frohnleichnamsfest so gut bewährt, die Frohnleichnamblume¹⁾, *Spiraea Aruncus* L. oder *Aruncus silvestris* Kost. fehlt zu unserem nicht geringen Bedauern. Hoffentlich wird sie in einer bald zu erwartenden zweiten Auflage, die wir dem schönen, praktischen Buche vom Herzen wünschen, ein sicheres Plätzchen finden.

Mariaschein.

Professor P. Johann Wiesbaur S. J.

41: Die naturhistorischen Bilder in Pfeilstücker's neuem Testamente. Im Verlag von Friedrich Pfeilstücker in Berlin erschien 1892 eine reich „Illustrierte Volksausgabe des neuen Testaments aus der Vulgata übersezt von Dr. Jos. Franz Alloli“. Preis M. 5. — = fl. 3. —. Sie enthält außer vielen andern geographischen, archäologischen, ethnographischen u. s. w. auch einige naturhistorische, zumal zoologische und botanische Bilder.

Seite 7 finden wir „alte Schomore von Kairo“; Seite 32 einen „Feigenbaum aus Palästina“. Stünde der Name nicht dabei, so könnte man sich auch viele andere beliebige Bäume z. B. eine alte Eiche, einen großen Apfelbaum u. dgl. darunter vorstellen. Die Bilder sind eben zu stark verkleinert und die nöthigen Erkennungsmerkmale, wie Blätter, Blüten, Früchte nicht in entsprechender Größe daneben gezeichnet. Man hat jedoch immer ein Habitusbild der betreffenden Baumart. Vollkommener ist S. 94 der Johannisbrotbaum (*Ceratonia Siliqua* L.) dargestellt, weil ein Blütenzweig nebst geschlossener und geöffneter Fruchthülse, als „Bockshörndl“ allgemein in Oesterreich bekannt, daneben abgebildet ist. Ähnlich ist S. 134 der Christusdorn²⁾ *Ziziphus spina Christi* W.), eine unserm Kreuzdorn (*Rhamnus cathartica* L. verwandte Dornenart, welche in Palästina als Baum und Strauch sehr verbreitet ist. Nach der Legende war die Dornenkrone des göttlichen Heilandes daraus geflochten. Seite 303 finden wir *Thuja articulata*, eine Lebensbaumart, die das im Alterthum hochgeschätzte und sehr theure Thinenholz lieferte. Auch einer frautarigen Pflanze, einer Staude, begegnen wir Seite 22, die als Taumellolch leicht erkennbar ist. Das Bild soll „das Unkraut unter dem Weizen“ vorstellen. Warum diese Pflanze „palästinensischer“ Volch genannt wird, ist schwer zu errathen. Wie das Bild den Volch darstellt, könnte er ebenjogut österreichischer, böhmischer, deutscher u. s. w. Taumellolch genannt werden, da er überall verbreitet ist. Vielleicht gibt die Bemerkung unter dem Bilde darüber Aufschluß, welche lautet: „Die Pflanze ist in ihrer ersten Entwicklungsstufe vom Weizen schwer zu unterscheiden.“ ... Das kann man von unserem Taumellolch nicht gut sagen. Ich fand in den 25 Jahren, seit ich Botanik vortrage, keinen Schüler, nicht einmal im Untergymnasium, der Schwierigkeiten gehabt hätte, eine junge Taumellolchpflanze (das pflegt man unter erstem Stadium zu verstehen) von einer Weizenähre zu unterscheiden. Das „Unkraut unter dem Weizen“ dürfte demnach etwas anderes sein. Dann wäre aber das Bild nicht am Plage. Dafs übrigens Verwechslungen nicht unmöglich sind, beweisen die Bilder aus dem Thierreich, obschon deren nur zwei vorkommen.

Die beiden Bilder aus dem Thierreich sind dem Stamme der Wirbelthiere und zwar der Classe der Fische entnommen. Wir sehen S. 28 den Petersfisch (*Chromis Simonis*), einen den Jerusalemipilgern, die auch den See Genesareth besuchen, sehr bekannten und sehr schmachhaften Fisch. Wir sehen

¹⁾ Ueber die Frohnleichnamblume siehe diese Quartalschrift 1893. Seite 759 f. — S. 760 ist daselbst J. 5 v. o. *Hoteia* (statt *Xoteia*) zu setzen. — ²⁾ In Nordböhmen wird als „Christusdorn“ eine rothblühende *Euphorbia* im Fenster gezogen.

dieses Bild als richtig voraus. Zur Gattung *Chromis* gehören sowohl Meeres- als auch Süßwasserfische.

Das zweite Thierbild ist vierfach. Es findet sich S. 77 und enthält den Thunfisch, den kleinen Schiffshalter und den Stukkopf; letzterer ist zweimal dargestellt. Die Zeichnungen, besonders die der beiden erstgenannten, sind sehr leicht erkennbar, aber die Ueberschrift: „Fische des Sees Genesareth“ muß uns stutzig machen. Der Thunfisch (*Tinnus vulgaris*) ist ja jedermann als Meeresfisch bekannt. In jedem Schulbuche hat er seinen Platz. Dasselbe gilt vom kleinen Schiffshalter oder Sauger (*Echeneis remora*). Nach Leuniz (*Synopsis* S. 397) kommt er vor im Mittelmeer und an den Küsten Englands, ist also gleichfalls ein Meeresfisch. Der Stukkopf endlich (*Coryphaena Hippurus*), auch Dorade oder Goldkarpfen genannt, gehört wieder dem Mittelmeer an. (Leuniz l. c. p. 366). Das Bild S. 77 bietet daher nur Meeresfische.

Enthält also der See Genesareth oder das galiläische Meer wirklich Meeresfische? Wir müssen mit Nein antworten. Meeresfische verlangen Salzwasser. Pilger jedoch, die im See Genesareth gebadet haben, fanden das Wasser keineswegs salzig. Monsignor Mislin z. B. schreibt nach einem Bade im See Genesareth (Die heiligen Orte. III. Bd. S. 181): „Das Wasser des Sees von Iberias ist sehr klar, süß und angenehm zu trinken, wie das Jordanwasser“. Auch ist der See vom Jordanflusse durchströmt, der vom großen Hermon oder Anilibanus kommend gewiß kein Salzwasser bringt. Die Hauptquelle des Jordan findet sich oberhalb des Städtchens Paneas, oder wie die heutigen Araber es nennen, Dania, was dasselbe ist, wie Caesarea Philippi des heiligen Evangelium. Dort quillt „vor der Pangothte der Hauptquell des Jordan sanft und still vom Kiesboden auf. Aber so stark und gewaltig ist der Drang, mit welchem die Felsbrust des Hermon die Wasser entleert, daß dieselben schon wenige Schritte vom Ursprung die ruhige Kindesnatur ablegen und mit starker Wegenbrandung und donnernder Stimme sich ihren Weg durch die Steine und Trümmer bahnen, sich in zwei Arme theilen und mit jugendlichem Uebermuth in tollen Sprüngen den Bergabhang herabstürzen, als wollten sie alles mit sich reißen.“ So ein Augenzeuge, Professor Dr. Paul Kiepler in „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient“ (2. Aufl. Freiburg, bei Herder, 1895. S. 383), wo Dania und die Jordanquelle auch bildlich dargestellt sind. Der Jordan ist demnach, wie die meisten unserer Alpenflüsse, anfangs ein Wildbach und führt wie diese Süßwasser.

Der Jordan heißt ferner bei den Arabern el Urdun oder auch Sheriat el Kebir, was als große Tränkstelle übersetzt wird (Graz, Schauplatz der heiligen Schrift, 2. Aufl. S. 197). Die Hauschiere Palästinas aber verlangen gerade, wie die unsrigen süßes Wasser. — Das Jordanwasser wird ferner geradezu „trinkbar“ genannt (Graz a. a. D. S. 199); erst in der Nähe der Mündung ins todt Meer mischt es sich mit Salzwasser (Brackwasser). Endlich heißt bei Graz (a. a. D. S. 189) das Jordanwasser ausdrücklich „süßes Wasser“. Der See Genesareth ist 9 Stunden lang und in der Mitte 4 Stunden breit und hat süßes klares Wasser, in welchem sich viele Fische befinden und zwar dieselben wie im Nil und im See Mareotis.“

Damit übereinstimmend sagt unser neuester Gewährsmann und Augenzeuge Dr. Kiepler: „Der See Genesareth, so lautet der älteste eingehende Bericht über das galiläische Meer, heißt so von der angrenzenden Landschaft. Er ist 40 Stadien breit und 140 lang. (Nach neueren Messungen 21 km lang und 12 km breit; seine durchschnittliche Tiefe beträgt 50 m. Sein Wasserpiegel liegt 191 m unter dem des Mittelmeeres.) Sein Wasser ist süß und zum Trinken sehr geeignet, dünner als das Wasser der Sumpfsseen und überall klar, weil der See von Sandusfern begrenzt ist. . .“ (So Kiepler nach Flavius Josephus a. a. D. S. 372).

Demnach können Meeresfische im See Genesareth unmöglich ihr Fortkommen finden. Das Bild auf S. 77 der „Illustrirten Volksausgabe des neuen

Testamentes“ ist daher ganz falsch angebracht; zum See Genesareth kann es unmöglich gehören. Als Bild für Fische des Mittelmeeres überhaupt oder des die Küsten Palästinas bespülenden Theiles desselben könnte es immerhin angehen, aber keinesfalls als Bild der Fische des Sees Genesareth. Es ist unbegreiflich, wie man in der Ausgabe einer Volksausgabe so oberflächlich sein kann. An literarischen Behelfen hätte es in einer Stadt wie Berlin sicherlich nicht gefehlt, vorausgesetzt, daß man solche überhaupt benützen wollte. Auch in einer **Volksausgabe** soll alles, was geboten wird, auf Wahrheit beruhen.

Anzuführen, welche Arten von Fischen im See Genesareth vorkommen, ist über den Zweck dieser Zeilen. Auch gäben die hier zugänglichen Quellen darüber keinen Aufschluß. Von Mislin wird der See von Genesareth oder Tiberias wohl sehr fischreich genannt, jedoch nur eine Art näher bezeichnet. Der See, schreibt Mislin (a. a. O. S. 482) enthält einige Fischgattungen, die man sonst nur im Nil findet.“ Und in der Fußnote daselbst: „Unter andern den von den Arabern sogenannten el Jalty, ein runder Fisch von der Gattung des Jaffar, mit wenig Gräten und von gutem Geschmack; man findet deren mit fünf Pfund.“ — Mislin ist, wie überhaupt alle Schriftsteller, ganz begeistert von der Schönheit des Sees Genesareth, der umgeben ist „von hohen leuchtenden Bergen und von den göttlichen Erinnerungen an denjenigen, der Wohlthaten spendend an seinen Ufern wandelte.“ Dieser See „ist der Krater eines erloschenen Vulcans, bedeckt mit einem schönen Wasserpiegel, mit einem Ocean von Licht umflossen. Die vulcanische Entstehung dieses Meeres unterliegt keinem Zweifel. Die kraterartige Form des Beckens, das Vorkommen von Thermen und vulcanischen Felsblöcken (Basalt) an dessen Einfassung, die häufigen Erdbeben sind positive Anzeichen nicht nur der gewaltigen Katastrophen, welche einst an dieser Stelle sich ereigneten, sondern auch von dem Fortdauern dieser vulcanischen Thätigkeit.“ „Der See von Tiberias hieß einst See oder Meer von Cenereth, auch Genesareth oder das galiläische Meer“ (a. a. O. S. 466 und 478). Seiner Schönheit wegen wollen viele hier die Stelle des Paradieses erblicken. Grund genug, ihm in einer weiteren Auflage der „Illustrierten Volksausgabe des neuen Testamentes“ erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken.

Mariaschein.

Professor P. Johann Wiesbaur S. J.

B) Neue Auflagen.

- 1) **Praecepta eloquentiae** in usum scholae collegit et illustravi P. Urban Dreckner, S. J. editio tertia emendata et aucta. Preis M. 2.50 = fl. 1.50.

Auch diese dritte Auflage bietet wie die früheren nach dem Muster Klettens die ganze Doctrin der Beredsamkeit der Alten. Besondere Achtung verdienen die wohlgewählten Beispiele aus classischen Rednern, die darin angeführt oder citirt sind, sowie auch die Anleitung zu Aufgaben am Ende jedes Abschnittes, was das Buch für den Schulgebrauch sehr empfiehlt. Die im dritten Theile angefügten Synopses orationum sind ein großer Behelf zur Analyse von Reden. Das Werk verdient somit völlig das Anerkennungs schreiben, das dem Verfasser im Auftrage Sr. Heiligkeit vom Staatssecretariate zugegangen ist.

Sarajevo.

P. Fr. X. Hammerl S. J., Rector.

- 2) **Grundzüge der christlichen Apologetik.** Von Dr. Joseph Baum, a. ö. Professor der Theologie an der kgl. Akademie in Münster i. W. Zweite verbesserte Auflage. Mainz. Kirchheim. 1896. 158 Seiten. Preis M. 2.— = fl. 1.20.

Das Buch, welches zunächst als Leitfaden für die akademischen Vorlesungen des Verfassers bestimmt war, behandelt die Lehre von der Religion im Allgemeinen, von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Erkennbarkeit der Offenbarung, von der Gottheit Christi und von der Göttlichkeit der katholischen Kirche. Das

Werk will nicht eine bis ins Detail durchgeführte Ausarbeitung des angegebenen Stoffes bieten, wie es schon in dem Titel „Grundzüge“ angedeutet ist. Es bedarf darum, wenn es als Lehrbuch für höhere theologische Lehranstalten benötigt werden soll, der ausgiebigsten Ergänzung durch den mündlichen Vortrag des Lehrers. Diesem leisten die „Grundzüge“ wohl kaum irgend einen Dienst, höchstens dem Schüler, der den Memorierstoff für das Examen hier auf den kleinsten Umfang zusammengedrängt findet. Die Gottesbeweise fehlen gänzlich, die übrigen Materien sind überall fast mehr nur angedeutet als vorgetragen. Es dürfte das Werk darum auch gebildeten Laien nicht jene Dienste leisten können, die sich der Verfasser verspricht. Für die genannten Laienkreise sind die Apologetiker von Rosen, Eilm. Pesch und besonders Gutberlet unbedingt vorzuziehen.

Wien.

Dr. Georg Reinhold, Universitäts-Professor.

3. **Apologie des Christenthums.** Von Fr. Albert Maria Weiß O. Pr. Dritte Auflage. Natur und Uebernatur. Dritter Band. Zwei Theile. Herder in Freiburg. 1897. Preis M. 9.— = fl. 5.40, gebunden M. 12.20 = fl. 7.44.

Der Verfasser hat diese dritte Auflage des dritten Bandes der theologischen Facultät der Julius-Maximilians-Hochschule in Würzburg gewidmet, die ihn vor kurzem zum Doctor ernannt hat. Die ergänzende, verbessernde Hand ist überall erkenntlich. Der Gegenstand selbst, der behandelt wird, ist von höchster Bedeutung und sollte besonders in der Gegenwart studiert werden. Auf das Buch kommt allerdings nicht alles an, aus dem gelernt wird, aber alles auf die Sache, und das ist das Wesen und die Bestimmung des Menschen. Jouffroy (Du scepticisme actuel) hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er schreibt: Wie wollt ihr von Leuten, die nicht wissen, wie und warum sie auf der Welt sind, verlangen, daß sie wissen, was man mit dem Leben anfangen müsse? Und wie wollt ihr dann verlangen, daß sie — die mit ihrem eigenen Leben nichts anzufangen wissen, — es verstehen, die ganze Gesellschaft einzurichten, zu ordnen und zu leiten? Wer des Menschen Natur und Bestimmung nicht kennt, kennt auch die Natur und Bestimmung der ganzen Gesellschaft nicht und ist somit auch nicht imstande, sie zu organisieren. Das vorliegende Buch ist jedenfalls sehr geeignet, zur Vermittlung dieser unentbehrlichen Kenntnisse beizutragen.

Einz.

Professor Dr. M. Siptmair.

4. **Wandkarte von Palästina.** Von Dr. K. von Rieß. Maßstab I:314.000. Mit einem Nebenkärtchen der Sinaitischen Halbinsel und Kanaans, Maßstab I:1.850.000, und einem Plan von Jerusalem zur Zeit Jesu und der Zerstörung durch Titus 70 n. Ch. Dritte Auflage. Herder'sche Verlagshandlung. Größe der Karte mit Papierrand 82½:113 Centimeter. Preis roh in zwei Blättern M. 3.60 = fl. 2.16, auf Leinwand in Mappe M. 7.60 = fl. 4.56, auf Leinwand mit Halbstäben M. 8.— = fl. 4.80.

Die vorliegende Karte wurde in unserer Zeitschrift, Heft I., 1894, sehr günstig besprochen. Die dritte Auflage weist eine Verbesserung noch auf, indem die Höhenverhältnisse des Terrains durch beigegefügte Zahlen in Meter ausgedrückt werden, ebenso ist ein Plan von Jerusalem zur Zeit Christi beigegeben. Wenn der Anschauungs-Unterricht irgendwo Berechtigung hat, ja nothwendig ist, so ist es in der Geographie. Die Kenntnis des heiligen Landes wird durch diese Karte auf das beste vermittelt. In Oesterreich ist sie vom Unterrichtsministerium (7. Oct. 1896, B. 24.451) als Lehrmittel in den k. k. Mittelschulen zugelassen. Ebenso in Bayern. Viele Ordinariate haben sie empfohlen.

Wir fügen noch bei, daß vom nämlichen Autor auch ein Bibel-Atlas mit folgenden Bildern herausgegeben ist:

1. Karte von Aegypten in der Zeit Moses' und der Patriarchen.

2. Karte der Peträischen Halbinsel und Kanaans zur Zeit der Rückkehr der Israeliten aus Aegypten. — Umgebung des D. Serbal und des D. Musa (Sinai.) — Höhenprofile vom Sinai bis Jerusalem.

3. Palästina zur Zeit der Richter und der Könige. — Bereich der Herrschaft Davids und Salomos.

4. Karte von Kanaan, Syrien nebst den Euphrat- und Tigris-Ländern, nach den assyrischen Berichten.

5. Karte von Assyrien und Babylonien nebst den Uebersichtskarten über die Ruinenfelder von Babel und Ninive.

6. Palästina zur Zeit Jesu. — Umgebung des Sees Genesareth.

7. Karte zur Geschichte des apostolischen Zeitalters und der Reisen des heiligen Apostels Paulus.

8. Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch die Chaldäer, 588 v. Chr. — Jerusalem nach der Wiederherstellung durch Nehemia und zur Zeit der Herrschaft der Hasmonäer. — Jerusalem zur Zeit der Belagerung und Zerstörung durch Titus, 70 n. Chr. — Aelia Capitolina Hadriani, 117 n. Chr. — Jerusalem zur Zeit Konstantins d. Gr. nach dem Itinerarium Burdigal., 333 n. Chr. — Jerusalem vom 5. bis 7. Jahrhundert und zur Zeit der Eroberung durch die Perser und Araber, 614 u. 632 n. Chr. — Der Gremus der heiligen Stadt und des Jordan mit den klösterlichen Anlagen in den ersten christlichen Jahrhunderten.

9. Karte der Umgebung von Jerusalem und Bethlehem. — Plan des heutigen Jerusalem.

10. Karte von Palästina in seinem heutigen Zustande. — Profil des Weges von Jaffa über Jerusalem zum Todten Meere.

5) **Geschichte der heiligen katholischen Kirche.** Von Fr. Sal. Beutler.

Zweite Auflage. 1896. Herder, Freiburg. 321 S. Preis gebunden

M. 3. — = fl. 1.80.

Das Buch ist zunächst für Leser aus Deutschland bestimmt. Hierin liegt der Grund, weshalb kirchliche Ereignisse aus einzelnen Gebieten Deutschlands (Oberheinische Kirchenprovinz, Kulturkampf) besonders berücksichtigt werden. Der Verfasser behandelt auch in mehreren Paragraphen die Culturgeschichte; doch dürfte dieselbe in so gedrängter Kürze, bei bloßer Aufzählung der Personen und Jahreszahlen, für ein „Volksbuch“ weniger Wert und Nutzen haben. Die einfache, klare und richtige Darstellung verdient vollstes Lob; zahlreiche und gute Illustrationen machen das Buch noch anziehender. Möge auch die zweite Auflage dieses guten Buches einen recht großen Leserkreis finden.

Kremsmünster.

P. Theophilus Dorn.

6) **Predigt-Entwürfe für das katholische Kirchenjahr.** Vom † Josef

Schneu, fürstbischöflich geistl. Rath. Zwei Bände. Zweite Auflage.

Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. Preis M. 9.60

= fl. 5.76.

Die beiden eben angezeigten Bände bieten über dreihundert Predigt-Entwürfe auf die Sonntage, auf die Festtage des Herrn, Mariens und der Heiligen, auf die heilige Fastenzeit und für verschiedene Anlässe. Für die heilige Fastenzeit sind als Thematik gewählt: das heilige Kreuz in Bildern, der Fall und die Auferstehung des Petrus (je sechs Skizzen), die via dolorosa oder die Bilder des heiligen Kreuzweges (14 Skizzen) und die Wunden Christi in Bildern (sechs Skizzen).

Der zweite Theil des ersten Bandes ist schon im Jahrgang 1896 dieser Zeitschrift. — cf. pag. 926 — angezeigt worden. Was wir über denselben sagten, gilt vom ganzen Werke. Die Arbeiten des † Autors sind durchaus empfehlenswert, einerseits wegen ihrer guten Gliederung und andererseits wegen ihrer Reichhaltigkeit an Gedanken. Sie leisten dem Prediger vortreffliche Dienste. Auch

können sie, vom Homileten in rechter Weise verwertet, kaum ohne Einfluss auf das Herz und Gemüth der Zuhörer bleiben.

Schloß Zeil, Württemberg.

Pfarrer Gailé.

- 7) **Der Freund der armen Seelen** oder die katholische Lehre vom jenseitigen Reinigungsorte. Von P. Stephan Vinet S. J. und P. Peter Venesseaux S. J. Frei aus dem Französischen übersezt von B. v. B. — Zweite Auflage, vermehrt und verbessert von P. Franz Hattler J. S. — Freiburg, Herder 1896. XII, 386. Preis M. 1.80 = fl. 1.08, gebunden M. 2.40 = fl. 1.44.

Vorliegendes Werkchen, das in dieser zweiten deutschen Ausgabe bereits die vierte verbesserte Hand passieren mußte, ist in Wahrheit „ein Freund der armen Seelen“, der ihre Sache mit großer Sachkenntnis und erleuchtetem Eifer vertritt. In 7 Abschnitten behandelt es die Lehre der katholischen Kirche über das Fegfeuer, die Qualen der armen Seelen, ihre Tröstungen, die Tradition der Kirche betreffs der Hilfe gegen die armen Seelen, Mittel und Beweggründe dazu, endlich Mittel, sich selber vor dem Fegfeuer zu bewahren, und entwickelt eine Fülle des Stoffes, wie wir sie in populärer Darstellung kaum in einer anderen ascetischen Schrift finden dürften. Bei strittigen Fragen werden wir in recht ansprechender Form mit den verschiedenen Ansichten der Theologen vertraut gemacht, ohne daß trockene Erörterungen die fromme Erbauung störten; hiebei nimmt die Darstellung öfters einen vermittelnden Standpunkt ein, manchmal jedoch stellt sie sich entschieden auf die eine Seite z. B. in der Ansicht, daß „die leidenden Seelen für diejenigen beten, die für sie beten“ und daß sie auch einander helfen können. Die Thaten des verdienstvollen Herausgebers (nämlich die Abhandlungen über die Lehre vom Fegfeuer, den heldenmüthigen Liebesact und Armenseelendevote) haben zur Vollständigkeit des Werkes wesentlich beigetragen. Es sei uns erlaubt, für eine Neuauflage vorzuschlagen, S. 154 etwa in einer Anmerkung ein Wort über die „gregorianischen Messen“, S. 187 eine Erklärung betreffs des „privilegierten Altars“, S. 378 eine Erwähnung des privilegium sabbatum der Scapulierandacht beizufügen, desgleichen nach dem Ingolstädter Messbunde wenigstens im allgemeinen der ähnlichen Messbündnisse (in Böhmen allein meines Wissens zwei) zu gedenken. Vergleiche, wie die vom Salamander und Adler (S. 343) sollten in neueren ascetischen Schriften vermieden werden, die Citation bei Berichten von Erscheinungen wie S. 251—53 eine möglichst genaue sein.

Die sprachliche Darstellung der Bearbeitung ist eine sehr gewandte und anziehende, nur ganz wenige Wendungen (wie S. 37 „wenn ich bitten darf“, „sehr göttlichen“ u. s. w.) gemahnen uns, daß wir eine Uebersetzung vor uns haben. Der Druck ist sehr gewissenhaft. Alles in allem ein ascetisches Buch, das unsern leidenden Mitbrüdern viele hilfreiche Freunde werben wird.

Mies.

Convictsdirector Dr. Karl Hilgenreiner.

- 8) **Methodik der religiösen Unterweisung in der katholischen Volksschule.** Von Dr. J. Baier, tgl. I. Seminarlehrer und Präfect. Zweite verbesserte Auflage. Würzburg, F. X. Bucher'sche Verlagsbuchhandlung. 1897. 147 S. (Für Bayern als Lehrmittel approbiert.) Preis M. 2.— = fl. 1.20.

Fand diese Methodik schon bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1890 eine freundliche Aufnahme, so ist die zweite Auflage mit weit mehr Freude zu begrüßen, indem der eminent praktische Verfasser auf jenen Punkt auch Rücksicht genommen hatte, welcher nun einmal durch die leidigen Schulverhältnisse auch bei uns in Oesterreich nicht zu übersehen ist — die Herbart-Ziller'sche Schulrichtung in den Pädagogien. Der Abriss der Geschichte des catechetischen Unterrichtes ist recht gut und doch erschöpfend und giebt zur Fachbildung reichen Stoff. Was in Bezug auf das Subject der religiösen Unterweisung gesagt ist, wird

durch Aussprüche hervorragender Methodiker in der Katechetik recht gut illustriert. „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes“, daher wird mit Recht hervorgehoben, daß mit der bloßen Erregung der Gefühle beim Religionsunterrichte es noch nicht abgethan ist. Die kurzen und treffenden Unterweisungen über das VI. und IX. Gebot des Decaloges sind nach Bey trefflich. In den Abschnitten über den biblischen Stoff, Beichte, Communion- und Firmungsunterrichte findet der Katechet bei aller Freiheit der Auswahl doch ungemein praktische Normen.

Der Druck des Buches ist gut, das Papier könnte im Verhältnisse zu anderen Methodikbüchern bei dem Preise von M. 2.— etwas feiner sein.

Einz.

Anton Pleninger.

- 9) **Lehrbuch der Religion.** Ein Handbuch zu Dehnbach's katholischem Katechismus und ein Lesebuch zum Selbstunterrichte. Von Fr. Wilmers, Priester der G. J. Viertes Band. Von der Gnade und den Gnadenmitteln. Fünfte, überarbeitete und vermehrte Auflage. Mit Gutheißung der priesterlichen Obern. Münster 1895. Druck und Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung. XIX und 1041 S. Gr. 8°. Ladenpreis M. 9.75 = fl. 5.85.

Mit diesem vierten Bande liegt das Religionshandbuch von Fr. Wilmers in fünfter Auflage vollendet vor. Die Lehre von der Gnade und den Gnadenmitteln, an welche sich die Sacramentalien nebst Abhandlungen über das Gebet des Herrn, Gebete und Ceremonien, Bruderschaften und andere kirchlich genehmigte oder geduldete Vereine anschließen, bilden den Inhalt dieses starken Bandes. Ohne die Grenzen einer populär gehaltenen Darstellung zu überschreiten, ist doch die Behandlung der Gnadenlehre eine geradezu erschöpfende und gut geordnete; darum auch trotz ihrer Schwierigkeit immer noch leicht verständlich. Was bei spinösen Fragen Kirchenlehre ist und was Ansichten und Meinungen, hauptsächlich der Scholastiker, angehört, wird in der Regel derart getrennt, daß in dieser Hinsicht kaum Zweifel obwalten können. Dabei wird das Ganze durch historische Bemerkungen, durch gut ausgewählte Beispiele und schließlich durch Nutzenanwendungen erläutert und in seiner vollen Bedeutung verständlich gemacht. Die nicht ganz gleichmäßige Behandlung im zweiten Theile ist durch die Sache selbst bedingt und kann deshalb keinem Tadel unterliegen; daß der Verfasser die ganze Literatur, sowohl die alte als auch die neuere Literatur, ausreichend kennt und benutzt hat, tritt überall deutlich hervor. Die Religionsglehrer, Katecheten und auch zum Selbstunterrichte ist das ganze Werk als eminent brauchbar zu empfehlen.

Breslau.

Professor Dr. Friedlieb.

- 10) **Die christliche Frau in ihren religiösen Pflichten und Bedürfnissen.**

Von Anna v. Liebenau. Zweite Auflage. Luzern, Näber & Cie.

Preis gebunden Fr. 5.— = fl. 2.40.

Dieses Buch ist ein für gewöhnlichere Kreise berechnetes Seitenstück zu dem etwas höher gehaltenen „Uns Frauenherz“, wie „Die christliche Jungfrau“ zu „Rosenblüten“ und „Edelweiß“ von derselben Verfasserin. Nachdem wir bereits die drei letztgenannten Werke, von denen die Rosenblüten unterdessen die zweite Auflage erlebt haben, in dieser Quartalschrift zur Anzeige brachten (1891. S. 702 und 1896 S. 175), wollen wir dies auch bezüglich der „Christlichen Frau“ und zwar um so lieber thun, als wir das Lob, das wir den andern drei Büchern spenden konnten, voll und ganz auch auf dieses ausdehnen dürfen. Es ist eben so gediegen sowohl nach Form als nach Inhalt. Die Sprache ist nicht nur höchst edel und zart, sondern stellenweise geradezu schwungvoll und poetisch. Die den Gegenstand betreffenden Aussprüche und Sentenzen der bewährtesten Geistesmänner, namentlich eines hl. Franz von Sales, eines Bossuet, eines Fenelon, eines Bourdaloue, sind von der Verfasserin mit dem ihr eigenen Geschick und Geschmack verwerthet, so daß die Darstellung dadurch einen gewissen autoritativen Charakter erhält. Die Frau, die sich dieses Buch geistig zu eigen macht,

hat einen sicheren Führer an dem opfervollen Lebenspfade, den sie inner- und außerhalb des Ehestandes zu wandeln hat. Die heranwachsende Tochter, welche die Lehren und Ermahnungen, die ihr hier so reichlich und in so einschmeichelnder Form geboten werden, in sich aufnimmt, macht die beste Vorbereitung auf den künftigen Ehestand. Wir können darum, uns anschließend an die Worte der bischöflichen Approbation, die zweite Auflage dieses schon bei seinem ersten Erscheinen von derselben hohen Stelle warm empfohlenen Buches nur aufrichtig begrüßen und dem neu revidierten Werke weite Verbreitung wünschen.

Rom.

P. Conrad Cubel, Ord. Min. Conv.

- 11) **Die katholische Familie.** Gedanken und Rathschläge für das katholische Volk, von C. Schlesinger. Trier, Paulinusdruckerei. Zweite Auflage. 218 S. 1896. Preis M. 1.— = fl. —.60.

Ein wahrhaft zeitgemäßes Büchlein! In unseren Tagen, in denen man durch Wort und Schrift, Bücher und Tagesblätter auch den Nest echt katholischen Geistes aus den wenigen Familien auszumerzen sucht, die überhaupt auf den Titel „katholische Familie“ noch Anspruch erheben können, thun Rathschläge für Familien wirklich noth. Das Werkchen ist durchaus praktisch abgefaßt. Es führt uns die echt katholische Familie vor in ihrer Wohnung, bei Tisch, bei der Arbeit, an Sonn- und Festtagen. (I. Theil). Es zeigt uns, wie in ihr der Geist des Glaubens, des Gehorams, der Reinheit, Zucht und Sitte, der Einfachheit und Sparsamkeit, der Liebe und des Friedens waltet. Wir können Seelsorgern die Verbreitung dieses Büchleins bestens anempfehlen und wünschen, daß es in den Familien freundlichen Einlaß finde.

Linz.

Franz Stingeder, Convictsdirector.

- 12) **Praktischer Commentar zur biblischen Geschichte** mit einer Anweisung zur Ertheilung des biblischen Geschichtsunterrichtes und einer Concordanz der biblischen Geschichte und des Catechismus. Im Anschlusse an die von G. Mey neu bearbeitete Schuster'sche biblische Geschichte für die katholischen Religionslehrer an Volksschulen herausgegeben von Dr. Friedrich Justus Knecht, Weihbischof von Freiburg i. Br. Mit Kärtchen und einer Ansicht des heiligen Landes. Fünfte, revidierte Auflage. Freiburg i. Br. 1896. Herder'sche Verlagsbuchhandlung (XIV und 798 S.) Preis M. 6.40 = fl. 3.84; gebunden in Halbfranzband M. 8.— = fl. 4.80.

Mit Freuden begrüßen wir die 15. Auflage dieses eminenten, epochemachenden Werkes, das wir bereits im Jahrgang XXXIX S. 151 und im Jahrgang XLII dieser Zeitschrift näher besprochen haben. Da sich Anlage und Inhalt des Buches seit dessen erstem Erscheinen durchaus als zutreffend bewährten, hatte der hochwürdigste Verfasser bei dieser neuesten Ausgabe desselben nur kleinere formale Verbesserungen vorzunehmen. Gegenüber der vierten Auflage im Jahre 1884 bemerken wir, daß das Buch, bei größerem Formate und gefälligerem Drucke, auch einen Zuwachs von 27 S. erhalten hat. Solche Werke, die fast jedes Jahr neu aufgelegt werden müssen, zu empfehlen ist überflüssig. Die weite Verbreitung des praktischen Commentars ist aber auch ein bezeugtes Zeugnis, daß die katholischen Religionslehrer unserer Tage mit Ernst und Eifer ihres Amtes walten. Gewiß werden sie an der Hand solcher gediegener Hilfsmittel, wie das vorgenannte, schöne und dauernde Erfolge ihrer Lehrthätigkeit erzielen.

Kastelruth (Tirol).

Anton Egger, Decan.

- 13) **J. F. Mehels:** 1) Das brave Kind (Vierte Auflage). 2) Ein Führer auf dem Lebenswege. Für die weibliche Jugend. (Fünfte Auflage.) 3) Der Weg zum Glück. Für die männliche Jugend.

(Vierte Auflage.) 4) Die Frau. Ein Büchlein für die Frauen.
(Dritte Auflage.) 5) Der Mann. Ein Büchlein für die Männer.
(Dritte Auflage.) 6) Das Vater unser. Ein Büchlein für Jung
und Alt. Dorn'sche Buchhandlung, Ravensburg, Württemberg. Preis
je M. —.35 = fl. —.21.

Der hochwürdige Pfarrer und Decan in Altsätten (Schweiz) Franz Xaver Wegel versteht es, im schönsten und edelsten Sinne volksthümlich zu schreiben, so recht aus dem Leben und für das Leben. Da wechseln in einfach schlichter Sprache ab Erklärung, Gleichnisse, Beispiele, Dichterblüten — alles lebt und lebt. Die Standesunterweisungen haben bereits wenigstens die dritte Auflage. Das Vater unser ist erst neu. Wir erwarten bald als siebentes Bändchen den englischen Gruß. Einfach gebunden kostet das Bändchen 35 Pfg. — 12°, S. 100—130. Die Schriftchen sind nicht warm genug zu empfehlen.

14) **Bernsteinperlen vom Haffesstrand** „für König, Heimat und Vaterland und darum auch das Buch zugleich für Gott, den Herrn im Himmelreich.“ — Von Julius Pohl, Domherr in Ermland. Neue, von den Allerhöchsten Majestäten des Kaisers und der Kaiserin allergnädigst aufgenommene Bearbeitung. — Heiligenstadt (Sichsfeld) Verlag von J. W. Cordier. 1895. Pierer'sche Hofbuchdruckerei in Altenburg. Preis M. 3.— = fl. 1.80; gebunden M. 4.— = fl. 2.40.

Dieses 196 Seiten starke Büchlein enthält als „lyrisches Vorspiel“ Natur- und Stimmungsbilder — bitte nicht zu erschrecken, ich weiß recht wohl, daß die Kunst der Frühlings- und Sommerdichter bereits unter die „unehrlichen Leute“ gezählt wird von wegen der vielen Stümper, die sich schwer gegen die christliche Nächstenliebe verfehlen, wenn sie auf die nichts ahnende Menschheit die Mißgeburten ihrer Musen loslassen; aber hier hat ein wahrer Priester Apolls die Ehre seines Standes wieder gerettet. Was diesen Liedern besonderen Wert verleiht, ist der katholische Standpunkt des Sängers; auf der Hochwarte des Glaubens sitzend beschaut und deutet er das wechselvolle Leben der Schöpfung, dem Wächter gleich, der vom wetterfesten Leuchthurm sicher hinausblickt ins sturmgepeitschte Meer; die sichtbaren vergänglichen Dinge pre-digen ihm den unsichtbaren ewigen Gott, sein seliges Ziel.

Der erste Haupttheil, „Vaterland und Königshaus“ läßt den preußischen Patrioten zu Recht kommen, schöne markige Sänge entklingen seiner Harfe (nur möchte ich als Oesterreicher Nr. 1 unmaßgeblich censurieren: male sonans, austriacis auribus offensivum, denn es trägt das Datum 1864 und plus 2 macht nach Adam Riese 1866). Gerade dieser Abschnitt beweist glänzend, was ohnehin nur Borniertheit nicht capieren will, daß auch der Geistliche ein Vaterland hat und es liebt.

Es folgt ein „Zwischenspiel, auf der Wanderfahrt“, Reiseandenten aus Rom und der Schweiz, welche den zweiten Haupttheil „Mein Ermland, Vieder, Geschichten, Gestalten“, recht gelungen einleiten. Von letzteren erfreuen „Ermlands Bischöfe“ nicht nur den Liebhaber der Dichtkunst, sondern auch den Geschichtsfreund; schade, daß uns nur ein Auszug davon und nicht die vollständige Dichtung vergönnt ist. Ueberhaupt wird man kaum irre gehen, wenn man diese Partie „Perlen“ als die kostbarsten bewertet, da sie uns mit Ermlands Leben in poetisch verklärter Beleuchtung vertraut machen. Des Dichters unwürdiges „Selbstporträt“, mit kräftigen Strichen entworfen, schließt den zweiten Haupttheil, dem als „episches Nachspiel“ noch „ernste und launige Weisen“ sich anreihen, köstliche Schwänke nebst heilsamen Lehren enthaltend — und damit ist das Ende gekommen.

Soll nun der Gesamteindruck der „Perlen“ in kurze Worte gefaßt werden, so können diese nur lauten: Bene scripsisti! Da der Reinertrag obendrein einem guten Zwecke zufließt, so darf jeder, der im Kampfgetobe der

Gegenwart Sehnucht fühlt nach der Museu friedlichem Heiligthum und dem überflüssige Bazen fest in der Taiche klumpen, das Büchlein sich beilegen; vorzüglich geeignet ist es zu Geschenken, seine denkbar vornehmste Ausstattung eröffnet ihm selbst den feinsten Salon, gute Bilder fehlen gleichfalls nicht; und den preussischen Patrioten vermag im Zeichen des Dreibundes auch ein Oesterreicher zu verdauen, denn nirgends drängt er sich auf, nirgends beleidigt er, selbst das oben beanständete Nr. 1 läßt sich ganz harmlos erklären; unseren lieben Heilobrüdern und Mitgliedern von der ewigen Anbetung Wotans aber wäre das Werthchen ein besonderes promemoria, daß der ordo weder ein impedimentum dirimens, noch impediens deutscher Gesinnung ist.

Tolle, solve, lege!

Thalheim. P. Kilian Jäger v. Waldau O. S. B., Cooperator.

- 15) **Te Deum laudamus.** Katholisches Gesangbuch, approbiert von den hochwürdigsten Ordinariaten von Wien, Linz und St. Pölten. Zweite, mehrfach ungeänderte Auflage des „Gesangbuch für die österreichische Kirchenprovinz“, und „Bemerkungen“ zu „Te Deum laudamus“. Leipzig. Druck und Verlag bei Breitkopf und Härtel.

Da das „Gesangbuch für die österreichische Kirchenprovinz“ nicht nur für diese, sondern auch für die Diocese Gurk approbiert und außerdem auch in Vorarlberg eingeführt ist, kann dasselbe selbstverständlich den verschiedenen localen Bedürfnissen weniger Rechnung tragen und wurde öfter der Wunsch ausgesprochen, ein Gesangbuch zu besitzen, in welchem auch jene Lieder zu finden wären, die bloß in einem oder anderen Theil der genannten Diöcesen und Kronländer bekannt sind. Für die Diocese St. Pölten hat diesem Wunsche der bestens bekannte Canonicus und Stadtpfarrer von Waidhofen a. d. Ybbs, Josef Gabler, durch Herausgabe des „Te Deum laudamus“ entsprochen, soweit dieses eben bei der Verschiedenheit der einzelnen Wünsche möglich ist. Das „Te Deum laudamus“ ist, wie schon der Titel ankündigt, eine durch Auslassung mehrerer und Einschaltung anderer Lieder mehrfach geänderte und umgearbeitete Auflage des allgemeinen Gesangbuches für die österreichische Kirchenprovinz. Die Veränderungen, welche das „Te Deum laudamus“ aufweist, bedeuten sicher eine Verbesserung des genannten Gesangbuches, wenigstens für Niederösterreich, resp. St. Pölten, machen aber das „Gesangbuch“, an welches es sich sonst enge anschließt, noch nicht überflüssig. Das „Te Deum laudamus“ enthält 108 Lieder, das „Gesangbuch“ 123. Sehr wertvoll sind die „Bemerkungen“, welche Canonicus Gabler in einem 8^{ten} Bändchen von 100 Seiten dem „Te Deum laudamus“ beigelegt hat. Nach einer allgemeineren, sehr instructiven Einleitung über das deutsche katholische Kirchenlied gibt der Verfasser „besondere Bemerkungen“ über die im „Te Deum laudamus“ enthaltenen Lieder, ihren Verfasser oder Ursprung, ihren Wert etc. Die Ausführungen über das „Hier liegt vor Deiner Majestät“, über das Osterslied „Christ ist erstanden“, oder über unser „Großer Gott, wir loben Dich“ sind ebenso instructiv als wahr. Wir wünschen dem „Te Deum laudamus“ sammt den „Bemerkungen“ die weiteste Verbreitung.

Linz.

Dr. Martin Fuchs.

C) Ausländische Literatur.

Ueber die französische Literatur im Jahre 1896.

XIV.

Es sind noch einige Geschichtswerke (cf. XIII) nachzutragen. Xenopol (A. D.) Histoire des Roumains de la Dacie Trajane. (Geschichte der Rumänen im trajanischen Dacien.) Paris, Leroux. 2 Bde. Gr. 8^o. XXXVI, 486 und 612 S.

Kenopol, Professor an der Universität zu Jassy, hatte vor einiger Zeit die rumänische Geschichte in der rumänischen Landessprache geschrieben. Damit das Werk aber Gemeingut aller Gebildeten würde, machte er aus den rumänischen sechs Bänden einen Auszug in französischer Sprache. Der Auszug umfaßt, wie oben bemerkt, zwei stattliche Bände. Das Werk verdient die Aufmerksamkeit aller Geschichtsforscher; denn wohl noch nie wurde die Geschichte der Rumänen so eingehend und so gründlich behandelt. Auch die Unparteilichkeit, mit der Licht- und Schattenseiten dargestellt werden, verdient alle Anerkennung. Interessant sind auch die philologischen Bemerkungen, so z. B. daß die ersten religiösen Begriffe (altar, cruce, lege, sinta scriptura etc.) dem lateinischen und nicht dem griechischen oder slavischen entnommen sind, — ein Beweis, daß die Christianisierung von Rom ausgieng. Griechische und slavische Ausdrücke kommen erst später hinzu.

Trochu (Général) Oeuvres posthumes. (Nachgelassene Werke.) Tours, Mame. 8°. 2 Bde. 663 und 403 S.

General Trochu, der die Vertheidigung der Stadt Paris (i. J. 1870—71) geleitet hatte, hat sich sogleich nach Beendigung des Krieges ins Privatleben zurückgezogen. Während von allen Seiten Tadel und Vorwürfe wie Hagelsteine auf ihn niedersielen, schwieg er, und zwar 25 Jahre lang. Er schrieb wohl seine Memoiren, wollte aber, daß sie erst nach seinem Tode veröffentlicht würden. Das ist nun geschehen. Begreiflich erregten sie großes Aufsehen. Trochu war ein offener Anhänger der Orléanisten. Dessen ungeachtet, da er als tüchtiger General galt, übertrug ihm Napoleon III., da er bereits in der Klemme war, die Vertheidigung von Paris und den Schutz des Kaiserthrones. Dieser Schutz war bekanntlich sehr mangelhaft; ob aus Abneigung gegen die Familie Bonaparte, oder weil der Schutz nicht mehr möglich war: das ist die Frage. Trochu sucht natürlich sich rein zu waschen. In den Augen vieler mag es ihm gelungen sein, bei den begeisterten Imperialisten nicht. Man wird jedoch zugeben müssen, daß das Benehmen der Kaiserin Eugénie dem General gegenüber wenigstens unklug war. Mehr Vertrauen verdient Trochu bei der Schilderung der Vorgänge bei der Belagerung von Paris. Da wird sein Urtheil immer beachtet werden müssen.

Erwähnen wir noch in Kürze drei Werke, welche auf Napoleon III. Bezug haben:

Thirria (K.) Napoléon III. avant l'Empire. (Napoleon III., bevor er Kaiser wurde.) 2. Bd. Paris, Plon' et Nourrit. 8°. 592 Seiten.

Lamy (Etienne). Etudes sur le second Empire. (Studien über das zweite Kaiserreich.) Paris, Colmann Lévy. 8°. 484 Seiten.

Persigny (Duc de.) Mémoires de, publiées par H. de Laire, Comte d'Espagny. (Memoiren des Herzogs von Persigny, veröffentlicht von . . .) Paris, Plon et Nourrit. 8°. XX, 512 Seiten.

Der erste Band von Thirria wurde Heft IV, Jahrgang 1896, besprochen. Im zweiten Bande ist besonders interessant die umständliche Auseinandersetzung, wie der 2. December (1852) herbeigeführt wurde. In der Nationalversammlung befanden sich 200 Radicale, 50 gemäßigte Republikaner, 200 Legitimisten, 300 Orléanisten und Unentschiedene, und nur ein kleines Häuflein Bonapartisten. Keine Partei hatte somit die Mehrheit, und jede war voll Mißtrauen und Eifersucht; daher auch kein entschiedenes Auftreten und Handeln. Napoleon und sein Anhang dagegen handelten. Der Staatsstreich wird wohl nie von den strengen Moralisten gebilligt werden. Doch gibt es dabei Milderungsgründe, und wenn wir die Weltgeschichte überblicken, finden wir leider nur zuviele Herrscher, die ihrem Worte treuen wurden. — Lamy behandelt in seinen „Studien“ nur kurz die eigentliche Regierung Napoleons. Sein Hauptthema ist der Sturz des Kaiser-

reiches, dessen Ursachen, Verlauf, Wirkungen. Darny ist, nach verschiedenen Aeußerungen zu urtheilen, Orleansist, deshalb in seinem Urtheil über Napoleon meistens hart, zuweilen wohl ungerecht, indem er den Kaiser persönlich für alle Fehler und Fehltritte verantwortlich macht. — Persigny war, wie wohl wenige, in die Geheimnisse Napoleons eingeweiht. Er war ein Hauptbeförderer des Staatsstreiches. Auf eigene Faust befaß er als Minister des Innern im Herbst 1852 den Präfecten der Departements, wohin der Präsident reiste, den Kaiser-Abler aufzupflanzen und Vive l'Empereur rufen zu lassen. In der letzten Zeit fiel er jedoch durch seine brutale und allgemein verletzende Offenheit in Ungnade. Die Memoiren sind unstreitig für die Zeitgeschichte von größter Wichtigkeit. Der Herausgeber, Graf d'Espagny, hat sie vervollständigt durch eine Einleitung, einen Nachtrag und durch bisher nicht veröffentlichte Documente, wodurch der Charakter und das Wirken Persignys ins rechte Licht gesetzt wird. — Nun einige Kunstwerke:

Cloquet (L.). Les grandes cathédrales du monde catholique. (Die großen Kathedralen der katholischen Welt.) Bruxelles, Société de St. Augustin. 4°. 380 S. 208 Stiche und 5 Karten.

Es gibt wohl viele ähnliche Werke; dennoch verdient dasjenige des Herrn Cloquet, Professor der Baukunst an der Universität in Gent, die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. Nur der Umstand, daß solche Werke in Frankreich einen großen Absatz finden, macht den fabelhaft billigen Preis (6 Fr. ungebunden, — 9 Fr. gebunden) möglich. Der Verfasser führt uns nicht bloß die schönsten Kirchen vor Augen; er bietet zugleich eine Geschichte der kirchlichen Baukunst, angefangen vom Entstehen von Mailand im Jahre 313 bis auf die neueste Zeit. Wohl keine bedeutendere Kirche im Morgen- und Abendlande wurde übergangen. Daß die französischen dabei nicht zu kurz kommen, ist selbstverständlich.

Nolhac (P. de.) et Pératé (A.) Le Musée national de Versailles, description du château et des collections. (Das National-Museum von Versailles, Beschreibung des Schlosses und der Sammlungen.) Paris, Braun et Clément. 8°. 397 S. mit 110 Illustrationen. 6 Fr.

Alle Kunstfreunde wissen, daß das Museum von Versailles eines der vorzüglichsten der ganzen Welt ist. Da Text und Illustrationen (besonders Porträts) nach dem Urtheile der Fachmänner ausgezeichnet sind, bedarf das Werk keiner weiteren Empfehlung.

Vuiller (Gaston). La Tunisie illustrée. (Tunis illustriert.) Tours, Mame et fils. 4°. 288 S. 15 Fr.

Die Recensenten stimmen im Lobe über die Gründlichkeit des Textes, die schöne Darstellung und vorzüglichen Illustrationen überein.

Peyre (Roger). Napoléon et son temps. (Napoleon und seine Zeit.) Paris, Firmin et Didot. 2 vol. 4°. 552 und 459 S. mit 333 Illustrationen. 20 Fr.

Dieses Werk ist eigentlich eine neue, vermehrte und nach den neuesten Forschungen umgearbeitete Ausgabe des gleichen Werkes, das im Jahre 1888 erschienen, aber schon lange ganz vergriffen ist. Es ist dies bei der reichen Literatur über Napoleon auch die beste Empfehlung für dasselbe. Der Verfasser ist weder Freund noch Feind Napoleons; er will objectiver Historiker sein. Gerade dieser Umstand mag dem Werke viele Leser zuführen.

Delmas (Car. S. J.) Ontologia metaphysica generalis Parisiis, Retaux. 8°. 882 p.

Dieses Werk ist die Frucht einer 20jährigen Thätigkeit als Professor. P. Delmas hat ganz besonders die Universitäts-Studenten, sodann die Priesteramts-Candidaten und die Philosophen im allgemeinen vor Augen. Er will ihnen die Metaphysik der großen Meister: Aristoteles, hl. Thomas und Suarez mittheilen,

und für übersichtliche Ordnung und Präcision die möglichste Vollständigkeit verbinden. Es ist dies eine der bedeutendsten Publicationen auf dem Gebiete der Philosophie, — ein Werk aere perennius, das also in den weitesten Kreisen bekannt zu werden verdient.

Moralis (M.) Etudes philosophiques et religieuses sur les écrivains latins. (Philosophische und theologische Studien über die lateinischen Schriftsteller.) Paris, Poussielgue. 8°. X. 404 Seiten.

Hier haben wir eine sehr gründliche Untersuchung über die religiösen Ansichten der vorzüglichsten lateinischen (heidnischen) Schriftsteller. Von Lucrez wird besonders gezeigt, daß er über die Schöpfungskraft im Unklaren, auf Irwegen sich befand, wie übrigens alle heidnischen Philosophen. Die schwankende, bewegliche, im Ganzen doch sympathische Figur Ciceros — mit seinen guten Absichten, seinen Unschlüssigkeiten und Abirrungen, wird sehr anschaulich vorgeführt. Auch die zerstreuten religiösen Ideen Virgils werden gut zusammengestellt. In Betreff Senekas ist Moralis der Ansicht, er habe den hl. Paulus nicht gekannt. Die religiösen Ansichten, von denen einige den christlichen ähnlich sind, konnte Seneka aus früheren heidnischen Schriftstellern geschöpft haben. Dies wird im Einzelnen nachgewiesen, sodann der große Unterschied zwischen Paulus und Seneka in den betreffenden Punkten hervorgehoben. Im Ganzen hat der Gott der römischen Philosophen wenig Aehnlichkeit mit dem allweisen und allgütigen Gott der Christen. Die Unsterblichkeit bleibt bei ihnen mehr Wunsch und Hoffnung, gelangt jedoch nie zur vollen Gewissheit. — Was die Darstellung anbelangt, zeigt der Verfasser, daß man sehr gründlich und speculativ über philosophische Materien schreiben und dabei doch ganz klar und gemeinverständlich bleiben kann.

Chabin (R. P.) Cours de philosophie et histoire de la philosophie. (Handbuch der Philosophie und Geschichte der Philosophie.) Paris, Berche et Tralin. 4. Auflage. 8°. VIII. 707 S.

Das Werk verdient schon deshalb unsere Aufmerksamkeit, weil es in den katholischen Dyceen ziemlich allgemein eingeführt ist. Es hat den Zweck, die Studierenden auf die Grade des Baccalaureats und des Licentiats vorzubereiten. Infolge dessen mußte sich der Verfasser in Bezug auf Einteilung an das Universitätsprogramm halten, obschon dasselbe vielfach nicht gelobt wird. Die vierte Auflage ist eine sorgfältige Umarbeitung und Vervollständigung der früheren Auflagen. Ganz besonders ist das der Fall bei der Moral (Ethik), wo das Eigenthumsrecht gegen jede Art von Communismus, der Bestand der Familie gegen die angestrebte Auflösung, das Vaterland gegen die internationale Schwärmerie der Socialisten zeitgemäß und gründlich vertheidigt wird.

Les Registres de l'Académie française (1672—1793). (Die Register der französischen Akademie, 1672—1793.) Paris, Firmin-Didot. 3 Bde. gr. 8°. II. 608, 673, 662 Seiten.

Die französische Akademie hat durch ihren Secretär die Sitzungsberichte vom 13. Juni 1672 bis 5. August 1793 veröffentlichen lassen. Daß diese Publication für alle Freunde der Literatur, überhaupt aller Wissenschaften, von großem Interesse sei, ist selbstverständlich. Ganz besonders interessant sind die Berichte von 1789—1793. Alle Nachgiebigkeit der Akademiker und alles Accomodieren half nichts. Das schöne Institut wurde als ein aristokratisches verschrien und deshalb vom Revolutionssturme weggeegelt. Die Agonie desselben, welche eigentlich schon im August 1790 begann, ist wirklich mitzuleiderregend. Aber nicht bloß die Akademie als solche wurde unterdrückt, sondern auch die einzelnen Akademiker verfolgt. Beinahe alle mußten entweder auswandern, oder sie wurden in die Gefängnisse geworfen. Die meisten von ihnen endigten auf dem Blutgerüst, und das alles unter den wichtigsten Vorwänden. So wurde der berühmte Condorcet deshalb verhaftet und verurtheilt, weil man einen schön eingebundenen Horaz in seinen Taschen fand! — Der beständige Secretär der Akademie, A. Morellet,

hatte im Jahre 1793 das ganze Archiv heimlich zu sich genommen und hielt es verborgen bis zum 5. März 1805, der ersten feierlichen Sitzung seit der Aufhebung.

Longhaye (R. P.) *Histoire de la littérature française au XVII^e siècle.* (Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert.) Paris, Retaux. 4. Bd. Gr. 8°. 504 S.

Ueber die drei ersten Bände dieses bedeutenden Werkes wurde bereits im vorhergehenden Jahrgang Bericht erstattet. Der vierte Band reicht sich würdig den früheren an. G. Nubiat sagt im Polybiblion (Juillet 96) darüber: „Man mag mit einzelnen Appreciationen nicht einverstanden sein; aber ich halte es für unmöglich, im allgemeinen der Wahrheit näher zu kommen. Es ist kaum möglich, besser informiert zu sein, im Urtheil unabhängiger, ruhiger, der Sucht nach Paradoxen, nach Spitzfindigkeit entfernter zu sein. Um es mit einem Wort zu sagen, P. Longhaye ist von Natur aus maßvoll, und seine religiöse Gewissenhaftigkeit fordert von ihm volle Gerechtigkeit und Genauigkeit“.

Nourisson. *Voltaire et Voltairianisme.* Paris, Lethielleux. 8°. 670 S.

Lion (Henri). *Les tragédies et les théories dramatiques de Voltaire.* (Die Tragödien und die dramatischen Theorien Voltaires.) Paris, Hachette. 8°. XI. 476 S.

Der Verfasser des ersten Werkes, ein Mitglied der Akademie, hat schon mehrere gründliche Monographien über Bossuet, Leibniz, Pascal, hl. Augustin u. geschrieben. Wie mußte es ihm schwer fallen, sich nun mit Voltaire, der, wie seine Nichte und Haushälterin sagte, in Bezug auf das Herz der letzte der Menschen sei, sich so eingehend zu beschäftigen. Der Vorbeerfranz Voltaires ist zwar schon vielfach zerplüßt, zerrissen worden, schon vom großen J. de Maistre, sodann von Mennard (in mehr als 1200 Seiten), von Nicolardot (zwei Bände) u. s. w. Deßungeachtet war sein Ansehen bei den Halbgebildeten, bei dem Bürgerstande immer noch ein großes. Nourisson zeigt nun, nachdem er Voltaires Lebensschicksale wahrheitsgetreu erzählt hat, daß Voltaire in der Tragödie ordentliches, in der Komödie mittelmäßiges, in der Geschichte oberflächliches leistete. Philosoph — diesen Titel wünschte er besonders — war er niemals. In acht Paragraphen wird auseinandergelegt, was der „Patriarch“ von der Philosophie und den Philosophen, von der Seele, von den Ideen, von der Freiheit, von Gott, von der Moral und der Politik dachte und lehrte. — Man ist dem Verfasser für diese mühevollen, an sich undankbare Arbeit, die aber einmal gemacht werden mußte, zu großem Danke verpflichtet.

Ähnlich verhält es sich mit dem zweiten Werke. H. Lion hat sich ebenfalls der mühevollen und langweiligen Arbeit unterzogen, sämtliche Tragödien Voltaires genau zu prüfen. Das Lob fällt sehr mager aus: sorgfältige Decoration, Effeerhascherei, geschickte Benützung der Theatersücke aller Zeiten und Länder, fieberhafte Verwertung seiner philosophischen und politischen Anschauungen u. s. w.

Bevor wir von der Literatur scheiden, noch eine allgemeine Bemerkung, welche der Recensent für Dichtkunst und Polybiblion, P. Saint Marcel, macht. Er findet, daß die Zahl derjenigen, welche Gedichte lesen, stets abnehme, dagegen die Zahl der Dichterlinge beständig zunehme. Binnen sechs Monaten seien ihm über 40 dichterische Werke zur Recension zugesandt worden, das sei aber nur ein Theil der dichterischen Publicationen. Da das Urtheil über alle ein ungünstiges ist, wollen wir uns auch nicht damit beschäftigen.

Schließlich noch ein paar Werke über Socialpolitik:

Gayraud (H.) *L'Antisémitisme de S. Thomas d'Aquin.* (Der Antisemitismus des hl. Thomas von Aquin.) Paris. Dentu. 8°. 357 S.

In kurzer Zeit hat diese Schrift drei Auflagen erlebt und hat sie verdient. Es ist daher angezeigt, auch hier auf dieselbe aufmerksam zu machen. In klarer,

methodischer Auseinandersetzung zeigt der Verfasser, worin gegenwärtig der Antisemitismus bestehe, und worin er zur Zeit des hl. Thomas bestanden habe. Als Quelle diente ihm vor allem die Summa theologiae, sodann ein Brief, welchen der Kirchenlehrer in einem speciellen Falle an die Herzogin von Brabant schrieb. Dafs die Schrift höchst interessant sei, dafür bürgt schon der Name des hl. Thomas, sowie der grofse Absatz derselben.

Martin Saint-Léon (Etienne). Histoire des corporations de métiers. (Geschichte der Handwerker-Corporationen.) Paris, Guillaumin & Cie. 8°. X, 671 S.

Für Socialpolitiker ist dieses Werk zweifelsohne von höchstem Interesse. Der Verfasser geht auf die ersten Anfänge dieser Corporationen in Frankreich (im 12. Jahrhundert) zurück, schildert, wie sie gegründet wurden, und wie sie sich entwickelten, wie sie wirkten, ferner die Rechte und Pflichten der Meister, der Gesellen, der Lehrlinge, und zwar von Jahrhundert zu Jahrhundert bis zum Jahre 1791, wo alle Corporationen abgeschafft wurden. Der Verfasser stützt alle seine Angaben auf authentische Documente. In einem Anhang werden die Bemühungen geschildert, welche im 19. Jahrhundert zur Bildung von Associationen gemacht wurden.

Leroy-Beaulieu (Paul). Traité theorique et pratique d'économie politique. (Theoretische und praktische Abhandlung der politischen Oekonomie.) Zweite Auflage. Paris, Guillaumin. Vier Bände. 8°. X. 794, 652, 696 und 810 Seiten.

Dieses grofse Werk hat binnen wenigen Monaten zwei starke Auflagen erlebt, obichon es einen Stoff behandelt, der an und für sich trocken ist und den Lesern, welche nur Unterhaltung suchen, kaum entsprechend: gewifs ein Beweis, dafs wir keine alltägliche Leistung vor uns haben. In der That hat der Verfasser dreifsig Jahre lang Material gesammelt, in allen Gesellschaftskreisen Erfindungen eingezogen, Beobachtungen gemacht, vor allem aber selbst eifrig nachgedacht. Mit Anmerkungen und Citationen ist der Verfasser sparsam, obichon er die einschlägige Literatur vollkommen beherrscht; er sucht eben nicht als Gelehrter zu prunken. Als Hauptaufgabe betrachtet er, die Resultate seiner Forschungen, seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen mitzutheilen. Jeder, selbst wenn er nicht mit allen Ansichten einverstanden ist, wird daher das Werk als ein vorzügliches anerkennen.

Kannengiesser (A.) Juifs et Catholiques en Autriche-Hongrie. (Juden und Katholiken in Oesterreich-Ungarn.) Paris, Lethielleux. 12.

Von allen Schriften des Herrn Kannengiesser (Elsässer) hat vorliegende in Frankreich am meisten Aufsehen erregt, das wohl dem Inhalt und der Form derselben gilt. Der Verfasser hat sich offenbar grofse Mühe gegeben, alles was auf sein Thema Bezug hat, zu sammeln. Dazu kommt, dafs Oesterreich eines der wenigen Länder ist, welche so recht die Sympathien der Franzosen besitzen. Die Franzosen scheinen einzusehen, dafs sie wiederholt Oesterreich gegenüber gefehlt haben. Das wollen sie vorderhand wenigstens durch Sympathie gut machen. Der dritte Grund dürfte sein, dafs alles, was von Oesterreich gesagt wird, auch auf Frankreich paßt. Auch dort sind die Juden und Freimaurer eine Großmacht, beinahe — Allmacht geworden. Was im Osten die Tisza, Weckerle, Danffy zc. sind, das sind im Westen die Ferry, Ribot, Bourgeois zc. Und in der Nachgiebigkeit gegen die Juden und Freimaurer halten sich nach der Ansicht der Libre parole und der Revue catholique die Regierungen im Osten und Westen so ziemlich die Stange. Mit Begeisterung wird sodann das Erwachen des katholischen Volkes in Oesterreich und Ungarn und ihre bisherigen Erfolge geschildert. Eine besondere Freude an der Schrift werden die vielen Verehrer Seb. Brunners haben, welcher hier eine förmliche Lobrede erhält.

Salzburg.

J. Räf, emer. Professor.

Christliche Charitas auf socialem Gebiete.

Von Professor Dr. Johann Gföllner in Ursfahr-Binz.

1. Sterblichkeit in den charitativen Congregationen.

Das Edle und Anziehende der christlichen Liebe liegt ohne Zweifel in dem ihr eigenen Geiste der selbstlosesten Hingopferung für das Wohl der Menschheit. Nicht alle „Opfer“ jedoch, welche die werktthätige Nächstenliebe fordert, dürfen auf Rechnung dieser idealen Anschauung gesetzt werden; wie bei allen menschlichen Institutionen, machen insbesondere auch bei unseren charitativen Congregationen im Laufe der Zeit Fehler und Mängel sich geltend, die, wenn sie nicht thatkräftig hintangehalten werden, die ganze Lebenskraft und segensreiche Wirksamkeit derselben zu unterbinden imstande sind. Ein sprechender Beweis hiefür liegt in der mehr und mehr zutage tretenden Sterblichkeit, zumal in den weiblichen Kranken-Congregationen. In der „Zeitschrift für Hygiene“ hat der Berliner Arzt Dr. Cornet folgende Thatfachen festgestellt:

1. Die Mitglieder der Pfllege-Congregationen erreichen ein Durchschnittsalter von nur 36 Jahren, die meisten sterben zwischen 20 bis 40 Jahren: 2. in fast zwei Dritteln (62,88 %) aller Sterbefälle ist Lungen- und Tuberkulose die Todesursache; 3. am größten ist die Sterblichkeit in den ersten fünf Jahren der Berufsthätigkeit: von 2099 starben in den fünf ersten Jahren 709 (über ein Drittel!), 505 zwischen dem 5. und 10. Berufsjahre, zwischen dem 10. und 15. nur 300; bei einem Durchschnittsalter von 36 Jahren also durchschnittlich nur zwölf Jahre Berufsthätigkeit! (Ähnlich ist das Sterblichkeits-Verhältnis bei Barmherzigen Brüdern: Berufsthätigkeit 14 bis 15 Jahre, Lebensalter durchschnittlich 44: Krankheitsursache in zwei Dritteln Lungen- und Tuberkulose).

Welches sind die Ursachen dieser schnellen Aufreibung? Die erste, wesentliche ist die andauernde Belastung mit einer Arbeit, die naturgemäß schwächt. Tag für Tag die Hälfte der Zeit (mindestens!) in dieser mit Krankheits- und Narkosestoffen geschwängerten Luft zubringen, dann beständig der üble Eindruck für Geruch- und Gesichtssinn, was Nerven und Verdauungskraft schwächt, endlich Entziehung des so nothwendigen Schlafes durch häufige Nachtwachen und Schlafunterbrechungen: kein Wunder, wenn da nur wahrhaft eiserne Naturen ein höheres Alter erreichen!

Zudem haben sich die meisten Congregationen zu schnell und übermäßig belastet. Man hat Haus auf Haus gegründet, aber es fehlen die genügenden Kräfte. Diese Ueberbürdung hat dann naturgemäß zur Folge, daß die vorhandenen Kräfte in dieser schweren Arbeit beständig verwendet und besonders die jungen Mitglieder zu früh in die angreifende Berufsthätigkeit eingestellt werden. „Weil man keine Zeit hat“, werden auch die in den Constitutionen und „Gebräuchen“ vorgesehenen Recreationsstunden entweder verkürzt oder sie entfallen ganz: ebenso unverzeihlich, als wenn Dispens vom Officium und von der geistlichen Lesung Gewohnheit würde!

Diesen Uebelständen gegenüber stellt Rector Kinn in Arenberg (bei Ehrenbreitstein) folgende Besserungsvorschläge zusammen, die gewiß ein beachtenswerthes Substrat zu weiterer Verathung und Ueberlegung bilden:

1. Nach Verlauf eines halben (spätestens eines ganzen) Jahres, unterbreche man für die Schwestern die Krankenpflege auf mehrere Monate (inzwischen Verwendung in Oekonomie, Arbeit in frischer Luft). 2. Sicherung eines regelmäßigen Schlafes von sieben bis acht Stunden pro Tag (das Versäumte muß nachgeholt werden)! 3. Gewissenhafte Einhaltung der Recreation; geregelte Hauterfrischung mit Wasser (mehrmals in der Woche). 4. Krankenschwestern gestatte man erst nach vollendetem 25. Jahre den regelmäßigen Krankendienst.

Endlich möge noch eine sehr praktische Bemerkung des Genannten hier platzfinden: „Nur aus gerechter Besorgnis und Theilnahme und, ich muß gestehen, mit einer gewissen Beklemmung müssen wir schließlich auch noch reden von der Dichtigkeit und Undurchdringlichkeit der Kopf- und Betthüllen! Eine hochgebildete und intelligente Schulschwester klagte dem Verfasser: „Sie glauben nicht, was unsere jüngeren Schwestern leiden unter dieser doppelten Kopfumwicklung!“ Beinahe wäre die wirklich unerträgliche „Einpackung“ auch im Rathe der Congregation wegdecretiert worden, aber der Respect vor dem Herkommen und der Geist der Entsagung siegten. Das ist an sich recht schön, aber unrecht durch die Umstände. Alle Congregationen können sich sagen, daß ihr Schleier arg modernisiert ist: er ist nicht ganz das Gewand der Demuth geblieben. Der heilige Schleier der ersten Ordensfrauen kannte die Stärke und deshalb das völlige Einpacken, den luftdichten Kopfverschluss nicht. Man möge unter den ganzen Duzenden, mitunter ein wenig absonderlichen Modellen wählen, was man will; aber man muß das, was die Kopfausdünstung und den allseitigen Luftzutritt hindert, abschaffen; das ist Gewissenspflicht!

Weiters ist kein zwingender Grund vorhanden, daß in den gemeinsamen Schlafzimmern die Betten die ganze Nacht (auch nachdem man sich schon zur Ruhe gelegt) mit einer dichten Gardine fest umschlossen bleiben. Dadurch bleibt die kohlenensäurehaltige Ausathmung zu lange über den Schlafenden lagern“.

Es ist wohl schwer, haarscharf eine Linie zu ziehen zwischen selbstloser Aufopferung und pflichtmäßiger Schonung; immerhin dürften obige Bemerkungen dazu angethan sein, eine gedeihliche Weiterentwicklung der christlichen Charitas zu sichern und anzubahnen.

2. Christliche Charitas in protestantischer Beleuchtung.

Mit welch vorurtheilsvollen Blicken man protestantischerseits noch immer die christliche Liebesthätigkeit betrachtet, zeigt zur Genüge ein Charakterbild des hl. Vincenz von Paul, wie es die (protestantische) „Monatsschrift für Innere Mission“ entwirft im „Maiheft 1897. In der Institution der barmherzigen Schwestern sah Vincenz — so heißt es — nur ein Kampfmittel in der katholischen Kirchenpolitik, wenngleich dem Grundgedanken dieser Institution, ihrer anfänglichen Verwirklichung und

namentlich ihrer Verwendung innerhalb der katholischen Kirche alle Anerkennung zu zollen sei. Allerdings sei „zwischen Ansätzen und ausgereifter Frucht noch ein großer Unterschied“; die kräftigen Ansätze zur Kampfpolitik habe Vincenz selbst gesetzt, ein „in seiner römischen Art und Schranke wahrhaft großer und frommer Mann, dem aber auch große Irrthümer anhängen: noch größer seien die Irrthümer des kleinen Epigonengelechtes, dessen Frömmigkeit im Gegensatz gegen das Evangelium zu stehen und aufzugehen in immer größere Gefahr komme (sic!).“ Ein Beweis für diese verkehrte Anschauung wird natürlich nirgends erbracht, erst die Zukunft wird ihn erbringen; denn „mag die Verkehrtheit durch das blühende Leben im Anfang auch überwachsen erscheinen, endlich wirkt sich alles Falsche aus, was nicht ausgetilgt wird!“ Wir können diesen Beweis ruhig der Zukunft überlassen; so wahr der Apostel schreibt: „caritas numquam excidit“, ebensowenig wird auch diese vom Princip der reinsten christlichen Liebe getragene Institution sich „jemals ausleben oder ausgetilgt werden!“ Am allerwenigsten aber ist der Verfasser dem wahren Geiste der Institution auch nur annähernd gerecht geworden, wenn er schreibt: „Bei aller katholischen Bestimmtheit, ja zuweilen Schroffheit, finden wir eine gewisse Scheu vor den letzten römischen Consequenzen, eine gewisse — ob durch Vernunft der Sache oder durchs Evangelium herbeigeführte? — Erweichung der Principien jener Kirche (der katholischen natürlich). Wie wäre sonst die scharfe Hervorhebung, daß seine Schwestern keine Nonnen seien, wie wäre sonst das alljährlich erneuerte Gelübde zu erklären? Vincenz sah eben ein, daß für das Wirken in den Nöthen der Erde die katholischen Grundsätze strengster Observanz nicht zu brauchen sind“. Eine solche Deduction kann man nur mit mehr oder minder absichtlicher Verkennung der katholischen Rechtsbegriffe und Anschauungen über die verschiedenen Ausgestaltungen des Ordenswesens aufstellen: wie man der vom selben hl. Vincenz gegründeten Gesellschaft der Missionspriester (Vazaristen) und den übrigen Congregationen kein „Erweichen der katholischen Principien“ zum Vorwurf wird machen können, weil sie nicht als Mönchsorden und Nonnen im streng canonistischen Sinne gelten können, ebensowenig legen die barmherzigen Schwestern „eine gewisse Scheu vor den letzten römischen Consequenzen (welchen?)“ an den Tag, wenn sie ihre Heiligung nicht ausschließlich im Chorgebet, in strenger Clausur und einem contemplativen Leben suchen, sondern die *vita contemplativa* mit der *activa* in segensreicher Weise verbinden. Die Erneuerung der Gelübde aber geht durchaus nicht aus Haß oder Scheu vor den gefürchteten letzten römischen Consequenzen hervor: auch die einfachen Gelübde, wie sie in diesen Congregationen abgelegt werden, sind, weil ihrer Natur nach für Lebensdauer verpflichtend, der Gewalt des römischen Papstes reserviert und unterworfen; in der öfteren Erneuerung liegt also vielmehr ein ebenso oft wiederholter, feierlich ausgesprochener Willensentschluß, auch die letzten römischen Consequenzen nicht zu scheuen.

Bei solcher Beschränktheit möchte man wohl eher angesichts der vielgepriesenen evangelischen Diaconissinnen versucht werden, zu fragen: Fili

hominis putasne vivent ossa ista? (Ez. 37, 3). Alle diese wiederholt versuchten Nachbildungen specifisch katholischer Caritas werden solange ossa arida, dürres, unfruchtbares Menschenmachwerk bleiben, als sie nicht vom Geiste desjenigen annehmen, der gesagt hat: Ecce ego intromittam in vos spiritum et vivetis! (ibid. 5.).

3. Thätigkeit der St. Franciscus Regis-Conferenz in Wien.

Als Nachtrag, respective Gegenüberstellung zur Thätigkeit des neuen „Sanct Nicolaus-Vereines in München“ (vide Heft III, S. 707) möge hier ein kurzer Auszug aus dem uns zugesandten zweiten Rechenschafts-Bericht der in der Erzdiocese Wien so segensreich wirkenden „Conferenz zum hl. Franciscus Regis“ folgen. Unter dem Schutz dieses Heiligen, der besonders das Laster der Unsitlichkeit so erfolgreich bekämpfte, hat sich in Wien am 9. April 1895 eine Conferenz des St. Vincenz-Vereines gebildet, welche den Armen zum Empfange des Sacramentes der Ehe hilft. Seit Gründung des St. Vincenz-Vereines in Wien (1854) bis zum Jahre 1894 wurden im ganzen 3867 christliche Ehen ermöglicht und 4182 Kinder legitimiert. Da im Jahre 1895 wieder 738 Ehen eingesegnet und 1145 Kinder legitimiert wurden, so kann das Werk des hl. Franz Regis mit Dank gegen Gott 4605 Ehen als eingesegnet und 5327 Kinder als legitimiert bezeichnen. Die Conferenz besorgte im Jahre 1896 allein vier italienische, zwei badische Ehezeugnisse, einen tirolischen Eheconsens, einen krainerischen Meldzettel, einen slavonischen Eheconsens, 14 päpstliche Dispensen, 232 ungarische Ehedispensen vom Aufgebote und 232 Ehecertificate vom fgl. ung. Justizministerium. Eine Mischehe, die nur vor dem evangelischen Kultusdiener, und eine Ehe, die nur in der englischen Botschaftskapelle geschlossen war, wurden durch katholische Trauung gültig gemacht, drei rein protestantische Ehen wurden katholisch eingesegnet, zwei Civilehen kirchlich getraut, zwei Trauungen kamen am Sterbebette vor. Bei einer Trauung wurde der Mann am Sterbebette getauft, empfing die heilige Communion, die Ehe, die letzte Selung und durch besondere Gnade die heilige Firmung — fünf heilige Sacramente in zwei Stunden! An Spenden und Beiträgen sind in der Zeit vom 31. März 1896 bis 31. Dec. 1896 beim Vicepräsidenten und Cassier allein eingegangen 2537 fl. 85 kr. Große Schwierigkeiten hat die Conferenz zu überwinden: Der Mangel an Geldmitteln, die Ungenügsamkeit mancher Ehewerber, die oft mit der Beforgung der Documente und Begleichung der kirchlichen Auslagen allein nicht zufrieden sind; die Glaubens- und Sittenlosigkeit, die socialdemokratischen Gesinnungen über die Ehe, die leider zu sehr in die Männerwelt gedrungen sind, bureaukratische Schwierigkeiten und endlich das Vorurtheil, als befördere die Conferenz das leichtsinnige Heiraten, wie der Rafael-Verein das leichtsinnige Auswandern. Auch sind durch die Inactivierung der kirchenpolitischen Gesetze in Ungarn der Conferenz bedenkliche Schwierigkeiten und große Kosten erwachsen. Es thut daher jedermann ein gutes Werk, der die charitativen Bestrebungen der Conferenz wie immer fördert.

Erlässe und Bestimmungen der römischen Congregationen.

Zusammengestellt von P. Bruno Albers O. S. B. in Monte Cassino (Italien).

(Privilegien für die Kirche in Süd- und Mittel-Amerika).

Da in letzter Zeit häufige Zweifel entstanden, ob und welche Privilegien für die römisch-katholische Christenheit im lateinischen Amerika beständen, so hat der heilige Vater, um allem Zweifel ein Ende zu machen, am 18. April 1897 vermittelt eines Breves den Bischöfen und Gläubigen von Süd- und Mittel-Amerika folgende Privilegien verliehen:

I. Die neuernannten Bischöfe der dortigen Lande können sich, nach Empfang der Promotionsbulle von Rom, wofern nicht ausdrücklich anders bestimmt wird, von jedem beliebigen katholischen Bischofe, der mit Rom in Vereinigung steht, zum Bischofe weihen lassen. Können sie für ihre Weihe als Assistenten keine anderen Bischöfe bekommen, so dürfen zwei oder drei Priester, welche irgend eine kirchliche Würde bekleiden, oder die Canoniker der Kathedrale assistieren.

II. Die Abhaltung der Provincial-Concilien kann bis zu zwölf Jahren verschoben werden. Dem Metropolitane bleibt jedoch immer das Recht, dasselbe häufiger, je nach den Umständen, zusammenzurufen, wenn nicht später anderweitig vom apostolischen Stuhle bestimmt wird.

III. Die Bischöfe dürfen die heiligen Oele auch mit wahrem Indischen Balsam consecrieren, unter Assistenz derjenigen Priester, welche beiwohnen können. Ist ein dringender Grund vorhanden, selbst an einem anderen Tage als dem Gründonnerstag.

IV. Die alten geweihten heiligen Oele dürfen aber nicht länger als vier Jahre gebraucht werden, wofern sie nicht verdorben sind und neue, nach Anwendung aller Sorgfalt, nicht beschafft werden konnten.

V. Die Ordinarien können jenen Priestern und Missionären, welche Umstände halber mit dem am Charismstag oder Pfingstamstag geweihten Taufwasser die heilige Taufe nicht spenden können, die Erlaubnis im Namen des römischen Stuhles mit der von Paul III. den Missionären Peru's gestatteten Formel das Taufwasser zu weihen, erteilen. Besagte Formel steht im Anhang des *Rituale Romanum* (Rit. Roman. ed. Ratisbon. 2^a post typicam. Append. pag. 3*).

VI. Mit Erlaubnis ihrer Ordinarien ist es den Pfarrern und Missionären gestattet, bei der Taufe der Erwachsenen nur jene Ceremonien vorzunehmen, welche Paul III. in seiner Constitutio „*Altitudo*“ d. d. I. Junii 1537 angegeben hat. Dies jedoch nur, wenn wegen Zeitmangels, allzugroßer Ermüdung oder aus anderen wichtigen Gründen, die Ceremonien, welche bei der Taufe der Erwachsenen vorgeschrieben sind, nicht vorgenommen werden können. Gleicherweise können die Ordinarien in besagten Umständen den obgenannten Priestern den Gebrauch der Formel, wie solche bei der Taufe der Kinder üblich ist, erlauben. Die Ordinarien bleiben jedoch dafür verantwortlich, daß von dieser Erlaubnis nur bei dringender Nothwendigkeit Gebrauch gemacht wird.

VII. In ganz Amerika (in omnibus et singulis ditionibus Americae Latinae nulla excepta) dürfen und mögen sowohl Welt- wie Ordenspriester, solange sie in jenen Gegenden weilen, und nicht anders, am 2. November jeden Jahres, oder am folgenden Tage, wo nach den Rubriken des römischen Missale Allerseelen gefeiert wird, drei heilige Messen lesen. Ein Stipendium darf jedoch nur für die erste heilige Messe, und zwar in der Höhe, wie es die Synodal-Constitutionen oder der Ortsgebrauch mit sich bringt, verlangt werden und sind die beiden anderen heiligen Messen nicht speciell für einen Verstorbenen zu applicieren, sondern für alle Seelen im Fegfeuer, nach Norm der Constitution Papst Benedict XIV. „Quod expensis“ d. d. XXVI. Augusti 1748.

VIII. Alle Christgläubigen können ihrer österlichen Pflicht von Sonntag Septuagesima an bis zur Frohnleichnam's-Octav einschließlic, Genüge leisten.

IX. Alle Christgläubigen können jene Ablässe, auch der Jubiläen gewinnen, für welche die heilige Beicht, Communion und ein Fasttag vorgeschrieben ist, selbst dann gewinnen, wenn sie nicht die heiligen Sacramente empfangen können. Sie müssen in diesem Falle den Fasttag halten und im Herzen wenigstens Reue und Leid erwecken und den Vorsatz fassen, sobald als möglich, jedenfalls aber innerhalb eines Monats, zu beichten.

X. Indianer und Neger können, auch wenn sie innerhalb des dritten und vierten Grades verschwägert oder blutsverwandt sind, die Ehe miteinander schließen.

XI. Indianer und Neger können innerhalb des Jahres zu jeder Zeit feierlich getraut werden (nuptiarum benedictionem accipere), wofern sie nur in der geschlossenen Zeit, keine äußere Feierlichkeiten veranstalten.

XII. Indianer und Neger sind nur an den Freitagen der Fastenzeit, am Charfamestag und an der Vigil von Weihnachten zum Fastengebot verpflichtet.

XIII. Indianer und Neger können ohne Erlegung des üblichen Amosens von der anderen Diöcesen vom heiligen Stuhle gegebenen Fastendispen's Gebrauch machen. Sie dürfen daher an allen Tagen — ausgenommen sind nur die in § XII. erwähnten — Fleisch, Eier und Lacticien genießen.

XIV. In allen Gerichtssachen, welche vor das kirchliche Forum gehören, ist nach der ersten vom Bischof gefällten Sentenz Recurs an den Metropolitane gestattet; hat der Metropolitane die erste Entscheidung gefällt, so kann Appellation an den nächsten Ordinarius eingelegt werden. Ist der zweite Entscheid dem ersten gleich, so hat der Richter der zweiten Instanz, ungeachtet jeglicher Appellation, die Vollstreckung des Urtheiles auszuführen. Sind jedoch die gefällten Entscheide ungleich, so ist an einen anderen Metropolitane oder auch Bischof, welcher demjenigen, der in erster Instanz das Urtheil gefällt, in derselben Kirchenprovinz der nächste ist, Berufung einzulegen. Sind sich zwei von den jetzt gefällten drei Entscheidungen gleich, so sind diese von dem Richter in dritter Instanz zu vollstrecken, wenngleich auch neue Appellation eingelegt werden sollte. Da aber der Recurs an den

heiligen Stuhl entweder vor oder nach Entscheid der niederen Richter, immer gestattet bleiben muß, so werden für diesen folgende Regeln festgesetzt: 1. Den streitenden Parteien bleibt in jedem Falle, auch nach dem ersten Entscheid belassen, an den päpstlichen Stuhl Recurs zu ergreifen. 2. In allen Acten ist der apostolischen Delegation ausdrücklich Erwähnung zu thun. 3. Die größeren Sachen (*causae majores*) sind nach Bestimmung des Concils von Trient dem apostolischen Stuhle reserviert. 4. In Ehesachen ist die Constitution Benedict XIV. „*Dei miseratione*“¹⁾ genau zu beobachten.

(Giltigkeit der ersten Ehe bei den Sioux-Indianern). Die Sioux-Indianer haben die Gewohnheit, bei Eheschließung die Gattin gleichsam zur Probe zu nehmen: d. h. sie zu entlassen, wenn sie dem Manne nicht tauglich erscheint. Versichern nun diese Indianer eidlich, daß sie mit den früheren Frauen keine unauflösliche Ehe eingegangen haben, dürfen sie dann nach kirchlichem Ritus sich jene antrauen lassen, mit der sie jetzt wirklich zusammenleben? und 2. Dürfen diese Heiden, bei Lebzeiten ihrer früheren Frauen, mit derjenigen, mit welcher sie jetzt zusammenleben, die Ehe eingehen, wenn sie mit dieser sich gleichzeitig taufen lassen wollen? Die S. C. S. O. entschied auf diese Anfragen am 18. Mai 1892: Wenn es sich um Ungläubige handelt mit Ja, im ersten Falle, und es feststeht, daß die Wahrheit unzweifelhaft angegeben wurde. Mit Nein bei Getauften; hier muß die Behauptung rechtmäßig bewiesen werden. Und für den zweiten Fall: wird nach gehöriger Prüfung die erste Ehe, welche mit einer Getauften (Christin) eingegangen ward, gültig befunden, so ist der Neubefehrte verpflichtet, zu ihr zurückzukehren. War die erste Frau nicht getauft, so genügt es zu fragen, ob sie sich bekehren will. Wolle dieselbe sich nicht bekehren, oder wird an der Giltigkeit der zuerst eingegangenen Ehe rechtmäßig gezweifelt, so mag er diejenige aus ihnen zum Weibe nehmen, welche er will, wofern sie nur getauft ist. Der Consens muß aber erneuert werden.

(Giltigkeit der Ehen zwischen Katholiken und griechischen Schismatikern). 1. Sind diejenigen Ehen, welche in Albanien und Dalmatien zwischen Katholiken und Schismatikern vor dem schismatischen Pfarrer geschlossen werden, wenn kein anderes canonisches Ehehindernis im Wege steht, gültig? Antwort: Ja. 2. Kann der katholische Theil, wenn er den gethanen Schritt bereut und, soviel als an ihm liegt, die katholische Erziehung aller Kinder, sowie die Bekehrung des irrgläubigen Gatten verspricht, zu den heiligen Sacramenten zugelassen werden? Antwort: Ja, wenn der katholische Theil wahrhaft bußfertig ist, nach Absolution von den Censuren und Auflegung einer heilsamen Buße, wofern er aufrichtig verspricht, dafür Sorge zu tragen, daß alle Kinder in der katholischen Religion erzogen werden und die Bekehrung des anderen Gatten anzustreben. (S. C. S. O. d. d. 10. Febr. 1892.)

¹⁾ Constitutio „*Dei miseratione*“ d. d. 3. Nov. 1741. vgl. die Instructio S. C. C. d. d. 22. Aug. 1840 und S. C. de prop. fid. a. 1883. Die letztere bei Bering. Archiv f. Kirchenrecht LIV, 45 und Acta S. Sedis. XVIII, 314.

(Telegraphische Dispens) darf nur dann der Vollziehung übergeben werden, wenn dieselbe ausdrücklich und im Namen des heiligen Stuhles telegraphisch übermittelt ist. (S. C. S. O. 14. Aug. 1892.)

(Leichenverbrennung.) Wird eine Leiche auf fremden, nicht auf eigenen Wunsch hin verbrannt, so können sowohl im Sterbehaufe, wie in der Kirche die kirchlichen Begräbnis-Feierlichkeiten vorgenommen werden; nicht aber beim Crematorium. Aergernis ist immer zu vermeiden. Das Aergernis kann aber vermieden werden, wenn bekannt gegeben wird, daß die Verbrennung nicht auf des Todten eigenen, sondern auf fremden Wunsch hin erfolgt. Hat der Todte selbst die Verbrennung anbefohlen, so ist die kirchliche Beerdigung zu verweigern. Entstehen in besonderen Fällen Zweifel, so ist der Ordinarius um Entscheid anzufragen, der in jedem Falle das anordnen wird, was recht erscheint. (S. C. S. O. d. d. 25. Dec. 1886.)

(Abschaffung eines Gesetzes durch Nichtbeobachtung.) Die „Lex Tridentina“ kann nicht dadurch abgeschafft werden, daß, wenn auch in noch so langer Zeit, die Irrgläubigen dieselben einfach nicht befolgt haben. (S. C. S. O. d. d. 6. Julii 1892.)

(Fest der Ortspatrone und Regularclerus.) Der Regularclerus ist gehalten, das Fest des besonderen Ortspatrones, sowie des allgemeinen Patrons des Reiches oder der Provinz mitzufeiern. Sind nun mehrere Patrone eines Reiches da, welche alle in gleichem Range stehen, ist dann auch der Regularclerus gehalten, deren Feste zu feiern? Die Ephemerides liturgicae (Zulheft 1897, pag. 458) antworten mit Ja, weil alle, da sie „aeque principales“ sind, das gleiche Recht haben. Sind aber Patrone da, die nur anscheinend „aeque principales“ sind, so ist dessen Fest zu feiern, der auch von der Kirche mehr geehrt wird, durch Feriation etc., kurz, der jene Prärogative besitzt, welche Urban VIII. von dem Ortsheiligen verlangt. Was für den besonderen Patron, bezüglich der Feier seines Festes gilt, gilt auch für den allgemeinen.

(Orationen in der Motivmesse der heiligen Apostel oder des heiligen Josef.) Wird am Dienstag das Motivofficium der heil. Aposteln, oder am Mittwoch das des heil. Josef gebetet, ist dann in der heiligen Messe, falls die Zeit die Oratio „A cunctis“ erfordert, auch des heiligen Josef oder der heiligen Apostel Erwähnung zu thun? Antwort: Handelt es sich einfach um die Messe der heiligen Apostel, und nicht der Apostelfürsten Petrus und Paulus, so ist in der Oratio „A cunctis“ nichts zu ändern; denn in derselben die Namen der heiligen Petrus und Paulus auszudrücken, ist nicht unstatthaft. Ist die Motivmesse diejenige der beiden heiligen Apostelfürsten, so ist anstatt der Oratio „A cunctis“ diejenige der Muttergottes (nach Rubr. Gen. Tit IX. de orat.) „Concede nos“ zu nehmen. — In der Motivmesse des heiligen Josef ist die Oratio „A cunctis“, falls die Zeit es gebietet, stets zu nehmen. Doch wird in ihr die Nennung des hl. Josef unterlassen (vgl. S. R. C. d. d. 27. Maji 1876 ad III. Ephem. liturg. XI, 462).

(Anniversarium des Bischofes.) Das feierliche Anniversar des Bischofes hat stets an dem Tage zu geschehen, wo die Wahl desselben im

geheimen Consistorium proclamirt wurde, selbst dann, wenn die Consecration und Besitznahme der Diöcese früher, mittelst päpstlichen Breves erfolgte. Nur für den Fall, daß die Proclamation im geheimen Consistorium nie erfolgt sei, gilt als Anniversartag das Datum des päpstlichen Breves. (Acta S. Sedis. XXIX, 635.)

(**Dubium quoad artificialem foecundationem**). „An adhiberi possit artificialis mulieris foecundatio?“ antwortete die S. C. S. O. d. d. 17. Mart. 1897: „Non licere“ und bestätigte der heilige Vater am 26. Januar diese Entscheidung.

(**Aufbewahrung der heiligen Eucharistie**). Ist es erlaubt, in Kapellen oder Oratorien die heilige Eucharistie aufzubewahren, wenn in diesen Kapellen oder Filialkirchen die heilige Messe entweder nur am Sonntag oder nur dann gelesen wird, wenn das Viaticum zu den Kranken getragen wird; zu anderen Zeiten aber niemand, außer dem Sacristan, das Kirchlein betritt und die Thüren stets geschlossen bleiben? Nein, wenn nicht auch für ein paar Stunden des Tages den Gläubigen der Zutritt gestattet wird, lautete die Antwort der S. R. C. d. d. 15. Nov. 1890.

Neueste Bewilligungen oder Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Von P. Franz Beringer S. J., Consultor der heiligen Ablass-Congregation.

I. Die Welt-Oblaten des hl. Benedict sind, wie bereits früher in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1895, S. 454, IV) mitgetheilt wurde, den weltlichen Tertiariern anderer Orden gleich zu achten und erhielten demgemäß vor zwei Jahren eigene Ablässe und Privilegien (a. a. O. S. 719, II).¹⁾ Dieselben wurden durch Rescript der heiligen Ablass-Congregation vom 29. Juli 1896 noch vermehrt; es sind nämlich folgende hinzugefügt worden:

1. Vollkommener Ablass am Feste des Patrons oder Titels jener Ordenskirche, in welcher sie als Oblaten eingeschrieben sind; hat aber diese Kirche mehrere Patrone oder Titel, so ist der Ablass für jedes dieser Feste bewilligt.

2. Vollkommener Ablass viermal im Jahre an Tagen, die man sich selbst wählen kann.

3. Der Segen mit vollkommenem Ablass, gewöhnlich General-Absolution genannt, kann außer den schon früher dafür bestimmten drei Festen auch noch an folgenden fünf ihnen gespendet werden: am Herz-Jesu-Feste, an den Festen der unbefleckten Empfängnis Mariä, des hl. Josef, des hl. Johannes des Täufers und aller heiligen Mönche des Benedictiner-Ordens.

4. Die Oblaten können diese, wie auch alle früher verliehenen Ablässe und die sogenannten General-Absolutionen am darauffolgenden Sonntage gewinnen, wenn sie an jenen Festen irgendwie gehindert sind.

¹⁾ Vergleiche „Die Ablässe“, 11. Auflage, S. 721.

Alle diese Ablässe und Privilegien sind zunächst für die Welt-Oblaten der cassinensischen Congregation ursprünglicher Observanz von Subjaco gewährt, können aber durch Bewilligung des heiligen Stuhles auch auf andere Benedictiner-Congregationen ausgedehnt werden. — So hat z. B. der hochwürdigste Erzabt von St. Vincenz in Nord-Amerika durch Rescript der Propaganda vom 20. Mai 1894 erlangt, daß er die Statuten der Welt-Oblaten der genannten cassinensischen Congregation in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika einführen könne; zugleich wurden ihm auf sein Gesuch einige Milderungen in den Statuten zugestanden, soweit diese die Gewinnung der Ablässe betreffen, und ihm die Vollmacht erteilt, Gläubige in jene Verbrüderungen aufzunehmen und anderen Welt- oder Ordenspriestern die gleiche Vollmacht zu delegieren.

II. Pfingst-Novene und Octav. Schon durch ein Breve vom 5. Mai 1895 hatte unser heiliger Vater Papst Leo XIII. alle Gläubigen zu eifrigem Gebete während der neun Tage vor und der sieben Tage nach Pfingsten für die Wiedervereinigung der getrennten Christen ermahnt und Ablässe dafür verliehen (siehe Jahrgang 1895, S. 1006, II). Nun hat Seine Heiligkeit durch die Encyklika vom 9. Mai 1897 für immer vorgeschrieben, daß in allen Pfarrkirchen und, wenn die Bischöfe es für gut halten, auch in den anderen Kirchen und Kapellen alljährlich eine neuntägige Andacht zum heiligen Geiste vor Pfingsten stattfinden soll. Die dafür bewilligten Ablässe sind folgende:

1. Sieben Jahre und sieben Quadragenen für jeden Tag dieser öffentlichen Novene, wenn man derselben bewohnt und nach Meinung des Papstes betet.

2. Vollkommener Ablass an einem der neun Tage oder am Pfingstfeste oder an einem Tage der Octav, wenn man beichtet, communiciert und nach Meinung des Papstes betet.

Diese Ablässe können auch von jenen Gläubigen gewonnen werden, welche rechtmäßig gehindert sind, bei dieser öffentlichen Andacht sich einzufinden, wenn sie nur die Novene für sich mit beliebigen Gebeten zum heiligen Geiste halten und die anderen Bedingungen erfüllen. Dasselbe gilt auch für jene Orte, wo nach dem klugen Ermessen der Bischöfe die Novene nicht gut in der Kirche abgehalten werden kann.

Die gleichen Ablässe können unter den gleichen Bedingungen noch einmal gewonnen werden, wenn man diese Andacht öffentlich oder privatim während der Pfingst-Octave bis zum Feste der heiligen Dreifaltigkeit einschließlich verrichtet.

Endlich sind diese Ablässe den Seelen des Fegfeuers zuwendbar.

III. Der Verehrung des hl. Antonius von Padua durch Brot- oder Almosen Spenden an die Armen, die bekanntlich in neuester Zeit so große Verbreitung gefunden hat, dient das

folgende Gebet, für welches durch Rescript der heiligen Ablass-Congregation vom 11. Mai 1897 allen Gläubigen ein Ablass von 100 Tagen für einmal täglich bewilligt wurde, der auch den Verstorbenen zuwendbar ist.

Zu dir, du mächtiger Wunderthäter, nehmen wir unsere Zuflucht, zu dir, in dessen Brust das heilige Feuer der Liebe zu Gott und den Armen so heiß brannte, der du gewürdigt wardst, das arme im Stalle geborene Kindlein Jesus in deinen Armen zu tragen. An dich wenden wir uns voll Vertrauen, damit du das Herz Jesu bestürmest, sich unser doch zu erbarmen in all' unserer Trübsal. Wohlan, erlebe uns die Gnade, die wir in Demuth erbitten. (Hier erwähne man die Gnade, um die man bittet). Wenn du sie uns erwirkst, so werden wir, o glorreicher hl. Antonius, dir Brot opfern für die Armen, die du auf Erden so sehr geliebt hast. — Vater unser, Begrüßet sei du, Ehre sei dem Vater.

IV. Gebet zum hl. Petrus Fourier (heiliggesprochen am 27. Mai 1897).

O glorreicher hl. Petrus, du Lilie der Reinheit, Vorbild christlicher Vollkommenheit, vollkommenes Muster priesterlichen Eifers, um deiner Glorie willen, die dir als Belohnung deiner Verdienste da droben zutheil ward, schaue doch gnädig nieder auf uns und komme uns zu Hilfe am Throne des Allerhöchsten. Auf Erden war es dein Wahlpruch, der so oft von deinen Lippen kam: Keinem wehe, allen Gutes thun; und damit gleichsam ausgerüstet, hast du dein ganzes Leben darauf verwendet, den Armen Hilfe, den Zweifelnden Rath, Trost den Traurigen zu bringen und die Abgeirrten zurückzuführen auf den Weg der Tugend, um so für Christus wiederzugewinnen die Seelen, die da erkaufte sind mit seinem kostbaren Blute. Setzt, da du so mächtig im Himmel bist, setze fort dein Werk, stehe allen bei, sei uns ein wachsender Beschützer, damit wir durch deine Fürsprache befreit von den Nebeln dieser Zeitlichkeit, gestärkt im Glauben wie in der Liebe, alle Nachstellungen der Feinde unseres Heiles siegreich überwinden und dereinst im Himmel mit dir Gott unsern Herrn loben und preisen können in alle Ewigkeit. Amen.

Ablass: 300 Tage, einmal täglich, den Seelen des Fegfeuers zuwendbar. Rescript der heiligen Ablass-Congregation vom 27. Mai 1897.

V. Der folgende Weiheact an das göttliche Herz Jesu (von der seligen Margaretha Maria Alacoque) ist durch Rescript der heiligen Ablass-Congregation vom 1. Juni 1897 mit einem Ablass von 300 Tagen, einmal täglich gewinnbar, beschenkt worden, der auch den Seelen des Fegfeuers zugewendet werden kann.

Ich N. N. weihe und übergebe dem heiligsten Herzen unseres Herrn Jesus Christus meine Person, mein Leben und meine Handlungen, meine Beschwerden und Leiden, um in Zukunft alles, was

ich bin und habe, nur zu seiner Ehre, Liebe und Verherrlichung zu verwenden. Es ist mein unwiderruflicher Entschluß, ihm ganz anzugehören, alles aus Liebe zu ihm zu verrichten und von ganzem Herzen allem zu entsagen, was diesem göttlichen Herzen mißfallen könnte.

Daher erwähle ich dich, o heiligstes Herz, zum einzigen Gegenstand meiner Liebe, zum Beschützer meines Lebens, zur Sicherheit meines Heiles, zur Stütze in meiner Schwachheit und Unbeständigkeit, zum Ersatz für alle Fehler meines ganzen Lebens und zur sichereren Zufluchtsstätte in der Stunde meines Todes.

O Herz der Milde und Güte, sei meine Rechtfertigung vor Gott, dem himmlischen Vater, und wende die Strafen seines gerechten Zornes von mir ab. O Herz der Liebe, auf dich setze ich mein ganzes Vertrauen; von meiner Schwachheit und Bosheit befürchte ich alles, aber von deiner Güte hoffe ich auch alles. So vertilge denn in mir, was immer dir mißfallen oder widerstehen kann. Deine reine Liebe präge sich so fest meinem Herzen ein, daß ich dich niemals vergessen, noch von dir getrennt werden könne. Ja, ich beschwöre dich bei all' deiner Güte, daß mein Name tief in dir eingegraben sei: denn ich will, daß all' mein Glück und all' mein Ruhm darin bestehe, zu leben und zu sterben in deinem Dienste.

VI. Zur dritten Centenarfeier des seligen Petrus Canisius hat unser heiliger Vater durch Rescript der heiligen Ablass-Congregation vom 22. Juni 1897 einen vollkommenen Ablass in Form eines Jubiläums allen Gläubigen gewährt, welche in der Zeit vom 1. Juli bis 31. December dieses Jahres nach Beicht und Communion sich einer allgemeinen Wallfahrt zum Besuche des Grabes des Seligen anschließen und dort einige Zeit nach der Meinung des Papstes beten.

Für diejenigen Gläubigen, welche vom 1. Juli dieses Jahres bis zum 31. December des nächsten Jahres das Grab des Seligen reumüthig und andächtig besuchen, hat der heilige Vater einen Ablass von 7 Jahren und 7 Quadragenen bewilligt, welcher einmal täglich während der vorgenannten Zeit gewonnen werden kann.

Außerdem hat Seine Heiligkeit jenen Gläubigen einen vollkommenen Ablass bewilligt, welche nach reumüthiger Beicht und Communion eine Kirche der Diöcese besuchen, in welcher vom 1. Juli bis 31. December dieses Jahres das Centenarium des Seligen feierlich begangen wird.

Durch Vermittelung der heiligen Pönitentiarie hat der Papst ferner den Beichtvätern der Diöcese Freiburg in der Schweiz, wie auch jenen anderer Diöcesen, welche die Wallfahrer begleiten, außerordentliche Vollmachten gewährt zur Aufhebung der kirchlichen Censuren, zur Lossprechung von vorbehaltenen Sünden und zur Abänderung von Gelübden.

Kirchliche Zeitläufe.

Von Professor Dr. Mathias Hiptmair in Linz.

Encyklika des heiligen Vaters über den seligen Canisius. Seine und unsere Zeit. Directer und indirecter Kampf gegen die Gesellschaft Jesu. Distinguo oder Dr. Brauns Antwort auf Dr. Schells Broschüre. Das ruthenische Colleg. Nothwendigkeit der Sammlung aller katholischen Kräfte zur gemeinsamen Arbeit. Drei Fragen in Italien beleuchten die Taktik aller Feinde des Christenthums. Das Königin-Jubiläum in England und dessen Reflex auf die Katholiken. Anglikanisches. Aus der protestantischen Welt.

An die Spitze der kirchlichen Zeitbewegung gehört diesmal ohne Zweifel der Hinweis auf das Rundschreiben des heiligen Vaters an den Episkopat Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz gelegentlich der 300 jährigen Gedächtnisfeier des sel. Petrus Canisius. Seit Jahresfrist rüsten sich die Katholiken der genannten Länder zu einer würdigen Feier ihres großen Landsmannes und hervorragenden Apostels und nun erhebt auch das ehrwürdige Oberhaupt der Kirche seine Stimme, um den Kernpunkt zu zeigen, den die Feier hat, die innerste Bedeutung zu betonen, die dem heiligen Manne zukommt. Es ist die Schule von unten bis oben, die mit dem Namen Canisius in engster Verbindung steht, und zwar die christliche Schule und damit Wissenschaft und Tugend, Vernunft und Glaube, Bildung und Heiligkeit. Unsere Tage haben Aehnlichkeit mit den Tagen des seligen Canisius und darum soll unser Wirken und Kämpfen ähnlich sein seinem Wirken und seinem Kämpfen. Das sagt uns der heilige Vater in seiner Encyklika an unseren Episkopat. In jenen Tagen, in denen Luther zuerst die Fahne des Aufruhrs erhob, wie der Papst hervorhebt, brachte Gott dem gefährdeten Deutschen Reiche durch die damals gerade zur rechten Stunde entstandene Gesellschaft des heiligen Vaters Ignatius von Loyola eine neue und weitaus die entschiedenste Hilfe. Diese Hilfe will das Oberhaupt der Kirche gewiss auch heute nicht entbehren, wie wir in den letzten Zeitläufen gesehen haben. Die antichristlichen Mächte sind an der Arbeit wie jemals und sie kämpfen überall in Deutschland und Oesterreich-Ungarn, in Frankreich und anderswo gegen die Gesellschaft Jesu. Es ist nicht überflüssig, darauf mit einigem Nachdruck aufmerksam zu machen, daß Anzeichen vorhanden sind, die auf Sturm deuten. Man muß in der Geschichte etwas zurückblättern, um ein gleiches Getriebe von Haß und Neid und Eifersucht gegen die Gesellschaft zu finden, wie es in der Gegenwart sich bemerkbar macht, wie denn überhaupt alles, was vor etwa 30 Jahren liberal geworden, heute radical zu werden beginnt.

Deshalb will uns auch scheinen, daß Angesichts dieser Thatfache der heilige Vater, um die Söhne der Kirche zu sammeln, die Worte niederschrieb:

„Es darf dabei aber niemals übersehen werden, daß auch die besten Bestrebungen wirkungslos bleiben, und daß ohne Erfolg gearbeitet wird, wenn es an Uebereinstimmung in den Ansichten und

an einträchtigem Handeln gebricht. Was vermögen auch getheilte Kräfte gegen den geschlossenen Ansturm des Feindes? Und was nützt Kraft und Muth in den Einzelnen, wenn die Gesamtheit einer einheitlichen Leitung entbehrt? Deshalb ergeht an alle Unsere dringende Mahnung, unzeitige Meinungsverschiedenheiten und Parteibestrebungen, welche die Gemüther leicht entzweien, beiseite zu lassen, das Wohl der Kirche einhellig in Wort und Rede zu fördern, mit vereinten Kräften dieses eine Ziel zu verfolgen, und einträchtigen Sinnes anzustreben, die Einheit des Geistes zu wahren im Bande des Friedens (Eph. IV. 3.)“.

Aber wie dem auch sei, bezüglich der Gesellschaft Jesu möchten wir einer gewissen Strömung gegenüber, die den unmittelbaren Sturm gewiß nicht will, aber indirect, wenn auch unabsichtlich fördert, in Erinnerung bringen, daß auch heute bei den Jesuiten noch gilt: sint ut sunt, aut non sint; daß etwaige Anschauungen eines einzelnen Mannes, und sei das auch ein gefeierter Cardinal, nicht maßgebend sein können, wenn es sich um die Gesellschaft als Ganzes handelt; daß insbesondere Cardinal Manning vorsichtig zu beurtheilen sei: denn dieser sonst so hervorragende Mann war Convertit, seine Stellung zur Gesellschaft ist in der Deffentlichkeit noch nicht hinreichend aufgeheilt und Purzells Werk nicht unangefochten. Insbesondere verweisen wir auf die Darstellungen, welche Dompfarrer Dr. C. Braun in seiner Schrift gegen Dr. Schell gibt.¹⁾ Wem es um die Wahrheit zu thun ist, der wird sich leicht zurechtfinden, und wer der Kirche voll und ganz ergeben ist, der wird auch einer indirecten Schädigung eines ihrer Institute nicht zustimmen, geschweige denn zur Schädigung mithelfen. Man sehe doch, wie der Papst es macht; er hat neuerdings den Jesuiten eine wichtige Lehranstalt übergeben: das ruthenische Collegium, nachdem er sie an die von ihm gegründete Universität in Anagni berufen. Es ist ihm durch die Munificenz des Kaisers Franz Josef nämlich ermöglicht worden, diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Dank der Spende, welche der Kaiser für diesen Zweck gewidmet hat, konnte im Trastevere Viertel ein großes Gebäude für das neue ruthenische Collegium angekauft werden. Dieses Collegium wird schon zu Beginn des nächsten Schuljahres eröffnet werden und wird die ruthenischen Zöglinge aus dem griechischen Collegium, in dem sie bisher sich befanden, übernehmen. Die Leitung des ruthenischen Collegiums wird aber den Jesuiten anvertraut werden. Dieses neue Institut wird im Vereine mit dem bereits bestehenden und gleichfalls durch die Munificenz

¹⁾ Distinguo. Mängel und Uebelstände im heutigen Katholicismus nach Prof. Dr. Schell in Würzburg und dessen Vorschläge zu ihrer Heilung. Ein Wort für Verständigung von Domcapitular Dr. C. Braun, Dompfarrer, vormals Regens am Bischöflichen Clerikalseminar zu Würzburg. Zweite Auflage. Mit bischöflicher Approbation. 8°. 88 S. Preis M. 1.20 = fl. —.72. Mainz 1897. Franz Kirchheim.

des Kaisers Franz Josef gegründeten ruthenischen Collegium die Mission haben, hauptsächlich für die betreffenden Kirchengemeinden in Oesterreich-Ungarn Priester auszubilden. Das griechische Collegium wird der Leitung der französischen Augustiner, deren Mutterhaus sich in Paris befindet, anvertraut werden. Dieselben haben bereits den Bestrebungen des Papstes behufs Vereinigung der Kirchen wesentliche Dienste geleistet, indem sie die beiden wichtigen Kirchensprengel des griechisch-unierten Ritus in Constantinopel und die damit verbundenen Schulen mit bestem Erfolge leiten.

So sammelt der heilige Vater die Kräfte zu gemeinsamer Arbeit für das Wohl der Gesamtkirche, und wer möchte auf seine weisen Absichten nicht eingehen, wer sein Scherflein zu dieser gemeinsamen Arbeit nicht beitragen? Wir mögen das Auge hinwenden, wohin wir wollen, überall sehen wir den Kampf gegen das Christenthum: in unserem engeren Vaterlande, in den einzelnen Ländern und Provinzen, in Böhmen, in Ungarn, in Croatien u. s. w.; und wie da, so ist es in der ganzen Welt. Es darf nur irgendwo eine die Kirche berührende Frage auftauchen: sogleich treten fest geeint die sonst unter sich entzweiten Feinde des Christenthums ihr entgegen. Ein Beispiel aus der jüngsten parlamentarischen Geschichte Italiens beleuchtet die Vorgänge in der ganzen Welt. In den verflossenen Monaten kamen im italienischen Parlamente bei der Behandlung des Cultus-Budget drei solche Fragen zur Erörterung. Wie in so manchen Ländern, ist auch in Italien der Seelsorgeclerus — man gebraucht eigenthümlicher Weise immer die Benennung „der niedere Clerus“ — in materieller Hinsicht schlecht bestellt und das aus dem Grunde, weil die Regierung im Verlaufe der Occupationen sehr viel Kirchengut eingezogen hat. Am 1. Juli kam die Sache zur Sprache und der Abgeordnete De Cesare machte einen Aufbesserungsvorschlag mit der Begründung, daß auf diese Weise der „niedere Clerus“ mehr vom Vatican abgezogen und für das geeinte Italien gewonnen werde. Der Abgeordnete Bovio nannte letzteres einen Traum und gewiß auch mit Recht, aber er empfahl doch auch die Gehälterregulierung, und zwar in der Art, daß die bischöflichen Sitze reducirt und das dadurch gewonnene Geld dazu verwendet werde. Die Regierung sprach sich, wie bei dem zerrütteten Zustand zu erwarten war, nur in unbestimmten, nichtsagenden Phrasen aus. Die zweite Frage betraf den Religionsunterricht in den Elementarschulen. Der Abgeordnete Molmenti verlangte, daß in allen Volksschulen der Geistliche kraft eines Landesgesetzes den Religionsunterricht ertheile. Bisher liegt es der Gemeinde ob, auf Verlangen der Eltern den Religionsunterricht ertheilen zu lassen. Daher ist die Kirche gezwungen, außerhalb der Schule Religion zu lehren. Das Verlangen Molmentis entfesselte jedoch einen gewaltigen Sturm: der Geistliche könnte in der Schule zu einem Soldaten des Papst-Königs werden, er könnte dessen Recht auf den Kirchenstaat, die Verbindlichkeit des Syllabus

und weiß Gott was für Lehren vortragen; nein, der Geistliche darf nicht in die Volksschule gesetzmäßig hineincommandiert werden! Von den höheren Schulen, wie Lyceen, Gymnasien, Universitäten, ist ohnehin keine Rede. Der Unterrichtsminister Gianturco erklärte den Religionsunterricht wohl für nothwendig, nur dürfe er nicht von Priestern erteilt werden. So will es das Land, meinte er; denn in Italien gibt es 8255 Gemeinden, von diesen lassen 6394 Religionsunterricht erteilen, die übrigen 1839 Gemeinden nicht, und zwar erteilen ihn 27.730 Laien und nur 3045 Geistliche. Der eigentliche Grund der Ablehnung des Geistlichen ist aber auch beim Minister die Furcht, es könnte dadurch die Kirche einen zu großen Einfluß auf die Jugend, auf die Zukunft Italiens gewinnen. — Die dritte Frage wurde am 8. Juli im Senate angeregt und betraf das Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Dieselben Männer, welche die Existenz der römischen Frage gelegentlich zu leugnen pflegen, sind ebenso oft Zeugen ihres Daseins. Der Senator Negri besprach die zwei Punkte: Ausöhnung mit der Kirche oder offener Kampf mit ihr, mit dem Vatican. Beides, meinte er, sei unmöglich, weil in jedem Falle das moderne Italien den Schaden hätte. Somit kann Italien nach Negris Versicherung sich weder mit dem Papste ausöhnen, noch ihn (offen und mit brutaler Gewalt) bekämpfen, sondern es müsse die Zeit abwarten, bis die allgemeine Ueberzeugung den Zwiespalt löst. Damit war auch der inzwischen verstorbene Minister Costa einverstanden mit den stolzen Worten: „Wir sind die Sieger, die Anderen (die Kirche oder der Regus?) die Besiegten, uns geziemt Mäßigung, frei von Schwäche und Tyrannei . . . es handelt sich um Fragen, die mit der Zeit sich lösen und mit großer Langsamkeit sich entwickeln“. Nun, wie wenigstens uns scheint, geht man überall gerade so, oder ähnlich, oder noch schlimmer mit den kirchlichen Fragen zu Werke. Gewiß mit Rücksicht auch auf die parlamentarischen Vorgänge veröffentlichte am 15. Juli der „Osservatore Romano“ ein an den Doyen der Cardinäle, Dreglia, gerichtetes Schreiben des Papstes. Der Papst spricht in demselben seinen Dank jenen Bischöfen aus, welche anlässlich der letzten Heiligsprechung nach Rom gekommen waren und die Adresse unterzeichnet hatten, in welcher sie die unbedingte Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl zum Ausdruck bringen. Der Papst ermahnt die Bischöfe, diese Gesinnungen der katholischen Welt einzuprägen und an der Vereinigung der orientalischen Dissidenten-Kirchen mitzuwirken. Es erscheine jeden Tag nothwendiger, daß der apostolische Stuhl dieselbe Stellung wiedererlange, die ihm von der göttlichen Vorsehung bestimmt sei. Solange jene Unzukömmlichkeiten und Schwierigkeiten fort dauern — schließt das Schreiben — die ihn bedrücken, werden wir über die dem Papstthum angethane Gewalt unausgesetzt klagen und jene Rechte fordern, welche unsere Freiheit sicherstellen. Es ist nicht bloß für den Katholiken, es soll doch auch für jeden denkenden Menschen klar

sein, daß der Papst auf Unabhängigkeit und Freiheit ebensowenig wie auf Licht und Luft verzichten kann. Da zu dieser Freiheit ein unabhängiges Gebiet, Kirchenstaat genannt, gehört, so liegt wohl die Nothwendigkeit von selbst klar am Tage, daß er nach diesem, ihm widerrechtlich entzogenen Gebiete ruft und seine Rechte darauf geltend macht. Die Ende August abgehaltene Katholiken-Versammlung in Landskron hat da nicht bloß das katholische Gewissen zum Ausdrucke gebracht, nicht allein dem heiligen Vater aus dem Herzen gesprochen, sondern sie hat ein objectiv gegebenes Postulat betont, als sie folgende Resolution über die römische Frage beschloß:

„Die 44. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands spricht von neuem die durch die Ereignisse der Zeit immer mehr begründete und befestigte Ueberzeugung aus, daß die Wiederherstellung der territorialen Souveränität des heiligen Stuhles für die Selbstständigkeit desselben und für seine volle Freiheit und Unabhängigkeit in der Regierung der Kirche eine unabwiesbare Nothwendigkeit ist, und daß jede von Gott gesetzte weltliche Gewalt im wohlverstandenen eigenen Interesse handelt und zur Wiederherstellung der erschütterten Gesellschaftsordnung mitwirkt, wenn sie die vom heiligen Stuhle deshalb erhobenen Rechtsansprüche erfolgreich unterstützt. Die General-Versammlung spricht die zuversichtliche Hoffnung aus, daß die dem heiligen Stuhle gebührende Weltstellung mehr zur Anerkennung gelangt, und ist überzeugt, daß diese Stellung zur Aufrechterhaltung des Friedens, sowie zur Vermittlung der widerstreitenden Interessen der Völker und der Gesellschaftsclassen Dasjenige leisten werde, was weltliche Macht nicht vermag“.

Indem wir wegen Mangel an Raum uns vorbehalten, über die kirchlichen Erscheinungen in anderen Ländern, besonders auch in Ungarn und die im Königsgräber Katholikentag zutage getretene erfreuliche Bewegung im nächsten Hefte zu berichten, wollen wir zunächst noch einen Rückblick auf England machen.

Daselbst sind die zwei Hauptereignisse der drei letzten Monate das 60 jährige Jubiläum der Königin und die Zusammenkunft von 194 anglikanischen Bischöfen in London. Sie sind aber auch nicht bedeutungslos für die katholische Kirche.

Das Jubiläum! Wie ein ansteckendes Fieber kam es ins Land und alle wurden davon ergriffen. Die ersten Symptome waren leicht. Der sonst so ruhige Engländer wurde zuerst unruhig, dann rührig, dann gesprächig, und von dem einzigen großen Gedanken beherrscht: „Unter Königin Victoria haben wir den dritten Theil der Erde und alle Meere an uns gezogen! Wir müssen etwas Großartiges thun!“ Und in der That, ein großartiges Aufschwellen der nationalen Eitelkeit trat an den Tag. Männer marschierten mit längeren und schnelleren Schritten und hielten den Kopf höher. Das Thema „wir sind die große Nation“ wurde tagtäglich in allen Variationen und in allen Stufen der Gesellschaft aufgeführt. Das 150 Jahre alte

Matrosenlied Rule Britannia (= Herrsche Britannia, herrsche über die Wogen) wurde wieder jung und lebendig und erscholl durch's ganze Land. Nun kamen zwei wichtige Fragen: Wem gebührt die Ehre unserer Größe, und wie können wir Geschäftchen draus machen? Auf die erste antwortete man: Die Ehre sei der Königin! Sie hat zwar selbst nichts gethan, aber hat den großen Männern kein Hindernis in den Weg gelegt. Wo eine Frau auf dem Throne sitzt, dort regieren die Männer — (und umgekehrt!). Und so gab es eine Jubiläumsfeier ohnegleichen. Aber wer soll den Profit davon haben? Der anglikanische Clerus meinte, daß der liebe Gott nichts lieber sehen würde, als eine Vermehrung der Gehälter der Kapläne; die Hospitäler schrien für sich; die Lehrer riefen nach Pensionen; die Armen wollten ein reichliches Festessen und die Lieferanten stimmten bei. Für die Hospitäler wurden über 120.000 Pf. Sterling gesammelt, und der Theehändler Lipton gab 25.000 Pf. Sterling für das in London am 22. Juni veranstaltete Mittagessen der Armen. Nur die anglikanischen Kapläne gingen leer aus. In jeder, auch der kleinsten Ortschaft, wurden Meetings gehalten, wobei es so recht englisch zuzieng. Jeder für sich, heißt es da, und der Dümme wird an die Mauer gedrückt. Die Majorität war ungefähr überall für ein kolossales Essen und da man das erhielt, war alles zufrieden. Soldaten und Schiffe wurden paradiert; die Königin fuhr zwei Stunden lang durch die Stadt; die Feier ohnegleichen war zu Ende und mit ihr das Jubiläumssieber. Die englischen Katholiken thaten ihr Bestes, um ihre Anhänglichkeit an die Regierung zu bezeugen. Die Irländer dagegen enthielten sich. Der irische Abgeordnete Dillon, Leiter der Home Ruler Partei, erklärte im Parlamente, daß Irland, in den 60 Jahren unter Victoria, die Hälfte seiner Einwohner verloren, und die irische Nation ununterbrochene Verfolgung gelitten habe. Die Freiheit, die den wilden Stämmen in Afrika gesichert, sei den Irländern verweigert, Irland könne an der allgemeinen Freude nicht theilnehmen. — Dieser Protest genügte einer nationalen Pflicht; factisch feierten Irland und seine Vertreter das Fest so gut wie die Engländer. Der päpstliche Gesandte, Monsignore Sambucetti, Erzbischof von Corinth, war einer der gefeiertsten Gäste der Königin und des Volkes. Verschiedene Zeitungen bemerkten, wie in der großen Jubiläumsprocession der römische Prälat die Aufmerksamkeit der Massen auf sich zog und oft mit Hurrahrufen begrüßt wurde. Auch die Königin selber bezeugte dem Gesandten bei jeder Gelegenheit auffallende Zuvorkommenheit. Doch die eigentlich katholische Demonstration fand statt am Sonntage vor dem Jubiläumstage in der Kirche der Drorianer, der schönsten aller Kirchen in London. Cardinal Vaughan, Msgr. Sambucetti, alle Prinzen mit Ausnahme des italienischen, alle Gesandten und Gäste katholischer Nationen, und der katholische Adel Englands waren zugegen, so daß London nie eine solche Versammlung gesehen hat. Es seien hier einige Sätze aus dem Berichte

der Daily Telegraph über die Feierlichkeit mitgetheilt: „Ich konnte kaum glauben, daß ich in England war. Die Orgel, die Stimmen, das Geräusch der Degen in den Scheiden und der Sporen auf dem Marmor gehören nach Rom um Ostern . . . es ist Santa Maria Maggiore oder S. Paolo extra muros . . . Es ist fürwahr etwas Neues in England, zu sehen, wie Mitglieder des auswärtigen Ministeriums, in ihren officiellen Uniformen, die Prinzen, Königsjöhne, Gesandten und Legaten der Welt in eine katholische Kirche einführen; wie der päpstliche Nuntius in einem von der Königin gesandten Hofswagen heransfährt; wie die Stellvertreter aller katholischen Nationen mit den englischen Katholiken um denselben Altar beten; wie, zum erstenmal seit der Reformation, die Freiheit der Religion zum vollen Ausdruck kommt unter der Hegide der Regierung: einer der größten Triumphe der Victorianischen Ära“. Die Katholiken hatten Grund genug, eine Dankfagungs-Feier zu veranstalten. In 1837 waren sie kaum bekannt. Ihre Zahl war unbedeutend, ihr öffentlicher Einfluß geradezu Null. Obgleich 1829 die härtesten Verfolgungsgesetze abgeschafft wurden, hatten die solange verfolgten und niedergetretenen Katholiken noch nicht neuen Athem geschöpft. Ohne Bischöfe, mit wenigen Priestern und Kirchen, und kaum einigen armseligen Schulen, hatten die zerstreuten Gemeinden die neue Freiheit nicht genügend benützen können. Der erste Lebenshauch kam mit den zahlreichen Befehrungen einflußreicher Protestanten von 1840—50; der zweite wehte herüber von Irland in den Hungersnothjahren 1846—47, die an 2,000.000 irischer Emigranten herüber brachten; der dritte und kräftigste rührte von Rom her, welches 1850 die Hierarchie wiederherstellte. Ordensleute aller Arten folgten den Bischöfen und trugen viel zur Förderung des neuen Lebens bei. Drei Cardinäle, Wiseman, Newman und Manning verschafften den englischen Katholiken Ansehen und Einfluß im öffentlichen Leben. Heute sind sie die zweite religiöse Macht im Staate. Dabei ist jedoch wohl zu beachten, daß die kirchliche Freiheit noch manches zu wünschen übrig läßt. Einer feindseligen Regierung ständen genug Geseze zur Verfügung, das imposante katholische Werk der letzten 50 Jahre zu vernichten. Sind doch alle religiösen Orden gesezwidrig und alle ihre Mitglieder könnten des Landes verwiesen werden; die pompösen Processionen u. s. w. sind gegen das bestehende Gesez und können durch ein Wort unterdrückt werden; Stiftungen für Verstorbene sind nicht anerkannt. Englands Katholiken verdanken ihre Freiheit nicht dem Gesezbuche, sondern dem gesunden Sinne eines freiheitliebenden Volkes.

Die Conferenz der anglikanischen Bischöfe. Die Anglikaner haben die päpstliche Bulle gegen die Giltigkeit ihrer Ordination noch nicht verschmerzt. Wie ein geschlagenes Heer suchen sie sich jetzt Muth einzureden und Verbündete zu finden, gegen den überlegenen Feind zu Rom. Die Responsio der Erzbischöfe vergrößerte nur die Niederlage, indem sie die Zwietracht im eigenen Lager vertiefte und den

Begnern die gewünschte Gelegenheit bot, die Argumente der Bulle recht an den Mann zu bringen. Die unbedingte Annahme der Definition von Seiten der Herausgeber der Revue Anglo-Romaine in Frankreich, und die Einstellung dieser Zeitschrift auf bischöflichen Befehl, zertrümmerten die letzten Hoffnungen der Schismatiker. Nun wandten sie sich nach Rußland. Der Erzbischof von York gieng persönlich dorthin, wurde sehr höflich empfangen, wohnte dem öffentlichen Gottesdienste bei — in ausgezeichneteter Stellung aber nicht unter den Officianten — und kam nach England zurück mit mehr Weisheit und weniger Hoffnung. Das Resultat des Besuches, in den Worten des Guardian, ist: „Die formelle Vereinigung der englischen und russischen Kirchen liegt noch in weiter Ferne; augenblicklich braucht man gar nicht daran zu denken“. Das Jubiläum brachte den russischen Bischof Antonius von Finnland nach London, als „Vertreter der russischen Kirche und des russischen Volkes“. Höflichkeiten und Schmeicheleien wurden auf ihn gehäuft, doch die Kirchen kamen sich nicht näher. Endlich sieng die Pan anglican Conference an. In 1865 wurde in einer Synode der kanadischen Kirche der Wunsch ausgedrückt, daß eine Versammlung aller Bischöfe anglikanischer Communion stattfinde. Erzbischof Longley brachte die Verwirklichung des Wunsches zustande, jedoch nicht ohne große Schwierigkeiten, indem viele englische Bischöfe sich dem Plane widersetzten. Die erste Conferenz kam zusammen unter der ausdrücklichen Bedingung, daß kein Glaubensbekenntnis gemacht werde, und daß man einfach zusammenkomme, zu gegenseitigem Rath und Ermuthigung. Diese Bedingung ist immer gehalten worden. In 1867 waren nur 76 Bischöfe zugegen; in 1878 stieg die Zahl auf 100; in 1888 auf 145; in 1897 auf 194, darunter drei Schwarze. Die Conferenzen finden alle zehn Jahre statt. Diesmal hat man ein Jahr vorgegriffen, wegen des 1300jährigen Jubiläums der Bekehrung Englands durch den römischen Mönch Augustin. Das Hauptinteresse lag diesmal in den zwei Fragen: Was werden die Bischöfe über die päpstliche Bulle sagen — wird man den Erzbischof von Canterbury zum Patriarchen der ganzen anglikanischen Kirche machen? Die Bulle wurde nicht einmal erwähnt. Da man nichts zu sagen hatte, womit alle einverstanden waren, und so sagte man entweder gar nichts, oder wenn schon etwas gesagt wurde, wurde es geheim gehalten. Die Frage des Patriarchates wurde ein für allemal geschlossen. Die versammelten Bischöfe hielten einstimmig dafür, daß kein Schritt gethan werden sollte, der möglicherweise, eben in der fernsten Zukunft, zu einem protestantischen Papstthum führen könnte. Man wollte von keiner Centralisation hören. So klar als nur möglich erklärte man, daß der Erzbischof von Canterbury keine andere Gewalt über die Lehre und Disciplin der amerikanischen und Colonial-Kirchen habe als der moralische Einfluß ist, den seine Stellung mit sich bringt. Das einzige, was in dieser Richtung geschah, war die

Gründung einer Art römischer Congregation, genannt Boord of reference (Referenzbureau), unter dem Vorſiße des Erzbischofes. Sein Zweck iſt, „Rath zu ertheilen in Streitfragen innerhalb der Provinz oder zwischen verſchiedenen Provinzen“. Seine Auctorität iſt Null: „Es kann nur handeln, wenn die intereſſirten Parteien es dazu einladen, und eben dann ſind ſeine Entſcheidungen bloß Empfehlungen (recommandation) ohne alle bindende Kraft“.

Es liegen 63 Reſolutionen der Conferenz vor, von denen außer der ſieben berührten, keine eine weitere Erwähnung verdient, es ſei denn jene, welche den Ruſſen, Griechen, Altkatholiken und mähriſchen Brüdern „die Hand des Bundes“ reicht. Von Rom hält man dieſe Hand jezt zurück.

Einige Statiſtiken. Was ſind denn dieſe Anglikaner, die heuer ſoviel Lärm gemacht? Sie ſind einfach ein Bruchſtück der alten katholiſchen Landeskirche, mit welcher ſie das gemein haben, daß ſie die Staatskirche bilden und alle alten kirchlichen Gebäude, Stiftungen, Pfründen und Zehnten innehaben. Was ſie glauben, weiß niemand und niemand kümmert ſich viel darum. Wie viele Mitglieder zählt die Secte? Die gegenwärtige Bevölkerung Englands (ohne Irland und Schottland) iſt etwa 30,000.000, von dieſen zählen 13,750.000 zur Staatskirche. In Schottland gehören ihr 80.800 von 4,000.000, und in Irland nur 600.000 von 4,700.000; alſo in Großbritannien und Irland rund 15 Millionen von 39. Im eigentlichen England alſo wiegen ſich Anglikaner und Andersgläubige ungefähr auf; im vereinigten Königreiche dagegen ſind die Anglikaner nur eine Minorität. Unter den 50 Millionen Chriſten des ganzen britiſchen Reiches ſind 17 bis 19 Millionen anglikaniſcher Confession. In allen Ländern, wo die engliſche Sprache klingt, Amerika mit eingerechnet, finden wir unter 112,000.000 Einwohnern höchstens 18 bis 20 Millionen Anglikaner. In dieſen ſelben engliſch ſprechenden Ländern rechnet man 22 Millionen Katholiken. Dieſe bilden eine ſolide Maſſe, wogegen die Staatskirche eher einer loſen Horde gleicht. In England ſind die Biſchöfe den zwei Erzbischofen nominell unterworfen, außer England aber niemanden und niemand unterwirft ſich ihnen. Hier wie da lehrt jeder, was ihm und ſeiner Herde gefällt. Die Zahl der Communicanten für 1895 iſt, nach dem „Officiellen Jahrbuch der Kirche von England“, nur 1,701.499. Dieſe Handvoll hält die Staatskirche aufrecht. Wenn die ſich alle bekehrten, wäre England doch noch eine proteſtantiſche Nation. In den zwei oder drei letzten Jahren kehrten durchſchnittlich jeden Monat 600 zur katholiſchen Kirche zurück.

Engliſche Bibelgeſellſchaft. Wieviele Bibeln hat England in dieſem Jahrhundert drucken und austheilen laſſen? Die genaue Ziffer wäre wohl ſchwer zu ermitteln, aber noch ſchwerer wäre es, den durch dieſe Bibeln geſtifteten Nutzen zu beſtimmen. Ueber die Anzahl der gedruckten und ausgeheilten Bibeln gibt uns Mac Clure's

Magazine einen annähernden Aufschluß. Die Bibelgesellschaft allein hat seit dem Jahre 1808 **163,842.530** Bibel-Exemplare drucken und verbreiten lassen. Diese Ueberschwemmung wird von drei Hauptquellen fortwährend genährt, nämlich durch die Pressen von Oxford, von Cambridge und durch die königliche Buchdruckerei in London. In Oxford werden seit 300 Jahren Bibeln an Bibeln gedruckt, die älteste ist vom Jahre 1567. Dort werden Bibeln in allen Sprachen und Dialecten gedruckt, nämlich in 320 Sprachen. Besonders zahlreich sind die Bibeln in den orientalischen Sprachen. Die englische Bibelgesellschaft ist schon durch ihre eigenen Erzeugnisse, sodann durch die Anschaffung aller erreichbaren Ausgaben, im Besitz der reichsten Bibelsammlung der Welt. Von den vielen Tausend Editionen dürften in ihren Glasschränken wohl wenige fehlen. Da sind die gewöhnlichen Ausgaben neben den seltensten und kostbarsten, den Bibeln der Könige und Königinnen mit ihren Wappen und eigenhändigen Unterschriften. Da sind auch die Bibeln mit „Sonderarbeiten“, so die sogenannte „Hosenbibel“. Sie erschien zu Genf im Jahre 1560, und erhielt ihren Namen dadurch, weil dort steht, Adam und Eva hätten aus Feigenblättern sich „Hosen“ zusammengenäht. Zu den „sonderbaren“ Bibeln gehört auch die im Jahre 1632 gedruckte, sogenannte „verderbliche“ Bibel. In derselben steht: „Du sollst ehebrechen!“ Das „nicht“ war im Sezerkasten liegen geblieben. Der unglückliche Verleger mußte für dieses Versehen 1000 Mark Strafe bezahlen und die ganze Auflage wurde, soweit noch erreichbar, vernichtet.

Aus der protestantischen Welt. Was wir katholische Geistliche der Hauptfrage unserer Zeit gegenüber — der socialen Frage — zu thun haben, ist uns bekannt. Nicht so steht die Sache bei den Protestanten. Die evangelischen Kirchenbehörden sind mit der Lösung der Vorfrage, ob das geistliche Amt als solches überhaupt den Beruf zur Mitarbeit auf diesem Gebiete habe, immer noch nicht fertig und die Pastoren, welche eine sociale Thätigkeit begonnen haben, sind im Rückzuge begriffen. Auf dem „Evangelisch-socialen Congreß“ in Leipzig, der vom 9. bis 11. Juni l. J. abgehalten wurde, ist das Pastorenelement schwach vertreten gewesen, die Leitung lag in den Händen der Laien und selbst in die Debatte griff fast gar keiner ein. Während Männer vom Schlage Naumanns diese Theilnahmslosigkeit beklagen, freuen sich die anderen darüber. Nach ihrer Anschauung hat die Kirche in der Gestaltung der socialen Ordnungen keine führende Stimme und aus dem Evangelium lassen sich keine wirtschaftlichen Motive ableiten; sie erheben Protest im Namen ihrer Kirche gegen einen Redner, der das Christenthum auch auf das äußere, öffentliche Leben wirken lassen wollte und den Satz aussprach; „Es steht nirgends geschrieben, daß Gott vor den socialen Wegen Halt mache“; sie verlangen, daß solche Pastoren bei der Beschäftigung mit der socialen Frage im weitesten Sinne des Wortes den Ornat ablegen. Es taugt nichts, sagen sie, daß die Kirche das Wort unterlasse und zu Tische diene.

Wir könnten zahlreiche Belege für dieses Durcheinander in den Anschauungen der Protestanten bringen; nur eines sei noch mitgetheilt. Vermuthlich auf Anregung des Missionsinspectors Dr. Zahn in Bremen haben Mehrere eine Erklärung gegen „Christlich-Evangelisch-Kirchlich-Social“ erlassen, in der es unter anderem heißt:

„Einstimmig legen sie als evangelische Christen Verwahrung dagegen ein, daß man im Namen des Christenthums, des Evangeliums, der Kirche bestimmte sociale Forderungen an den Staat stellt oder verlangt, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse nach angeblich christlichen Principien geregelt werden sollen. Wer das thut, begeht ein dreifaches Unrecht. Er versündigt sich gegen die, welche anders über die gesellschaftliche Ordnung denken, als er, und nun darum als unchristlich, unevangelisch, unfirchlich gelten sollen. Er vergeht sich gegen den Staat, indem er dessen Selbständigkeit leugnet und behauptet, daß derselbe staatliche Principien und Ordnungen von der Kirche annehmen müsse. Er setzt das Evangelium herab, welches als eine göttliche Botschaft an alle und für alle Zeiten sich begnügen muß, das Herz des Menschen zu ändern, von ihm aber zu einem Parteiwort gemacht, mit einer vergänglichen Zeitmeinung verknüpft, ein äußerliches Geleß wird. Es hat der Sache des Christenthums in unserem Vaterlande sehr geschadet, daß es oft in den Dienst einer politischen Partei gestellt worden ist. Es wird ihr noch vielmehr schaden, wenn sich die Vertreter des Evangeliums mit einer socialen Partei verbinden, welche das auch sei. Denn die gesellschaftliche Ordnung berührt alle, während Tausende sich um die Politik kaum kümmern.“

Die Christlich-Socialen übernehmen eine schwere Verantwortung. Sie verleiten die Lehrer der Kirche, statt alle Kraft auf die reine und kräftige Predigt des Evangeliums zu legen, sich in allerlei Nebendinge, die nicht ihres Amtes sind, zu verlieren. Vielen machen sie die Kirche zum Spott, da sie glauben, die Theilnahme für ihre sociale Noth sei nur ein Lockmittel, sie für die Kirche zu gewinnen. Bei anderen mag dies gelingen, aber der Gewinn für die Kirche ist von zweifelhaftem Werthe, wenn nicht Herz und Gewissen theilhaftig sind. Die Christlich-Socialen können sich nicht an dem Classenkampf betheiligen, ohne Partei zu nehmen, und indem sie auf diese Weise die einen vielleicht sich befreundet, entfremden sie die andern, nicht um der Forderung des Evangeliums willen, sondern wegen ihrer Parteimeinungen. Ihre socialen Experimente finden meist nur da in weiteren Kreisen Eingang, wo eine innerliche, einfache, evangelische Predigt, von der sie manchmal geringschätzend reden, eine lebendige Kirchlichkeit erzeugt hat. Dies Salz der Kirche verbrauchen sie, neue Geistesmächte vermög aber ihr veräußerlichtes Evangelium nicht zu erwecken“.

Wie es mit dem oben gebrauchten „Worte“ im Protestantismus steht, sagt uns wieder einmal Dr. Adolf Zahn. Indem er einen kurzen Hand-Commentar zum Alten Testament bespricht, schreibt er:

„Der Referent fragt sich immer bei solchen Büchern, ist der Protestantismus so tief gesunken, daß solche Schriftterklärungen möglich sind, hat alle ernst gelehrt Zucht und Aussicht aufgehört, daß die immer mehr verwitbernde theologische Jugend so auftreten kann? In der neuen Ausgabe der Realencyclopädie zeigt sich doch noch eine gewisse Höhe, warum läßt man aber auf anderen Gebieten der Jugend die Zügel schießen? Holzinger erklärt das herrliche Wort: „Es werde Licht“ mit Hilfe der babylonischen Mythologie, Budde wühlt für das Buch der Richter in lauter ertäumten Quellen und Widersprüchen herum; das tollste leistet Benzinger bei Erklärung des ersten Capitels der Bücher der Könige: der alte David wird zu einem Schwachkopf gemacht, Nathan und Bathseba zu Lügnerinnen und Intriguerinnen, Abdonia ist der wohlberechtigte Erbe u. s. f.“

Und in einem Vortrag erklärt er:

„Der tiefste Grund aller Kritik ist der, daß die Geschichten im Alten Testament nicht geschehen sein können. „Wenn Mose das Geleß gegeben hätte,

sagt Battke, so wäre er ein größeres Wunder gewesen als Christus“. „Dem gebildeten Verstande muß es von vornherein feststehen, daß der Pentateuch nicht echt sein kann“, sagt de Wette. „Diese Geschichten, sagt Ruenen, können nicht geschehen sein“. Nowack erklärt es für unmöglich, daß gegenüber der Entwicklung aller übrigen Völker Israel von vornherein den reinen Monotheismus gehabt haben kann. Diese Position trägt die ganze Kritik. Es mag einen Gott geben, der in der Geschichte walte, aber einen Gott, der so schafft, redet, weisagt, Wunder thut wie im Pentateuch, gibt es nicht. Dieser Gott ist nicht möglich, denn in dieser Weise existiert er nicht, also ist auch das Buch nicht Wahrheit und Geschichte, was ihn so darstellt. Wenn die ganze Schrift mit dem Zeugnis des Herrn übereinstimmt: Gerechter Vater, die Welt kennet Dich nicht, so sagt die Kritik ohne Zögern: wir kennen ihn und wissen, daß er nicht der Gott ist, der im Alten Testament redet. Eine tiefe Ablehnung des wesentlichen Gottes ist der Boden der Kritik“.

Und Zahn faßt sein Urtheil in den Satz zusammen: „Der Naturalismus beherrscht die ganze moderne Theologie“. Uns kann das nicht wundernehmen. Ist es denn nicht Naturalismus im Princip, wenn jeder einzelne Mensch Interpret der heiligen Schrift ist? Ist es nicht Naturalismus im Princip, wenn es (protestantische) Geistliche ohne Weisheissacrament gibt? wenn Ordination nichts ist als Anstellung? In Summa: Ist nicht auch Zahn vom Naturalismus beherrscht, wenn er den Katholicismus „römischen Aberglauben“ nennt? Seine Klage: „Wir verfallen in Deutschland dem Heidenthum und dem Romanismus. Die evangelische Kirche hat das Volk verloren“ — sollte ihn, wenn er nach dem Grund dieser von ihm behaupteten Erscheinung forschen wollte, zur Prüfung veranlassen, ob er nicht selbst tief im Irrthum steckt.

Lin., 1. September.

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Johann G. Huber, Stadtpfarrer zu Schwanenstadt.

Im vorigen Jahre um diese Zeit stand zu Häupten des Missionsberichts die Klage über vielfaches Ungemach, womit die Landwirtschaft durch Frost und Nässe, Gewitter, Hagelschlag, Ueberschwemmung und „Allen, was sie verderbet“, heimgesucht wurde. Feuer schien besseres zu erhoffen; aber es kam eine zweite Auflage, nicht verbessert, nur vermehrt durch das schreckliche Hochwasser der letzten Juli-Woche, dessen grauenhafte Verheerungen besonders in den Vorländern der Alpen, Allem, wovon die alten Unglückschroniken erzählen, noch den Rang ablaufen.

Unter dem Eindrucke des Jammers und Elendes will auch dem Berichterstatter der Humor zu fröhlichem Geplauder nicht mehr gedeihen, er darf wohl auch bei den P. T. Lesern kaum eine Empfänglichkeit dafür voraussetzen; ist ja unsere Zeitlage überhaupt eine so kritische, so ganz ein Widerspiel der entfesselten Naturkräfte, daß aller Spass aufhört.

Viele von uns haben schon in den Stürmen Ende der Sechziger- und in den Siebziger-Jahren „in der Lanie“ gedient, haben damals in Neiß und Glied mit den Kampfgenossen nicht bloß von weitem schießen gehört, sondern auch Pulver gerochen, manche Hiebe, die unserer Kirche und ihren Leuten gegolten haben, niedersaufen gesehen und zurückgeben gelernt.

Unsere heilige katholische Kirche steht noch so fest, wie vorher. Ihre Kämpfer, die noch „beim Zeug“ sind, sind in Ehren grau und weitherhart, die Gegner sind auch merklich alt geworden, viele derselben haben die Flinte ins Korn geworfen. Das Kampfgetöse wurde ruhiger, es hatte nach und nach den Anschein gewonnen, als wäre Waffenstillstand und könne es zum Frieden kommen. Aber Schein ist nicht Wirklichkeit! Die scheinbare Ruhe war nur die Ruhe vor dem Ausbruche eines Sturmes. — Wir haben ihn jetzt in neuer Auflage, nicht verbessert, nur vermehrt! Es bedarf für uns keines Mahnrufes oder Alarmschusses. Offenen Auges standen wir auf unseren Posten und wußten, wie es wiederkommen werde und sind nicht überrascht, wie das Heer der Gegner gleich Hochwasserflut sich heranwältzt, wie es von allen Seiten knattert und kracht und die Geschosse einschlagen. Wie sie uns nahe kommen, stehen uns Aug' in Aug' die alten Feinde gegenüber, ihre gelichteten Reihen sind ausgefüllt von den „Jungen“.

Die Asfentierung dieser jungen Mannschaft gieng zwar stürmisch vor sich, bei der Einreihung zeigten sie sich ungeberdig, es war, „wie Feuer und Wasser sich mengt“; aber nun sind sie Eins in Wesen und Natur, die Alten und die Jungen: jung in der Kampfbegier, jung in Wahl und Gebrauch der Waffen, jung in Heftigkeit des Angriffes, bis zur blinden Wuth getrieben von dem alten Hasse. Es wird offenbar ein Kampf, wie wir ihn noch nicht erlebt haben. Vielsprachig erschallt das Feldgeschrei, vieltönig dessen Weisen, aber insgesammt gelten sie der alten unbefiegten Kirche des Herrn, der die Seinen darauf vorbereitet hat mit den Worten: *Cum audieritis praelia et seditiones, nolite terreri: oportet primum haec fieri, sed nondum statim finis . . .* Luc. 21. Diese Worte im heiligen Evangelium sind uns das, was das Kriegsmanifest eines Kaisers seinem Volke ist, worin er es zum Kampfe ruft und erklärt, warum und wofür es zu kämpfen habe.

Damit wir dieses Manifest unseres Herrn allzeit, wann es gilt, vor Augen und zu Händen haben, hat es die heilige Kirche uns in das Brevier hineingesezt zu den Tagzeiten der heiligen Martyrer. In der kernigen Auslegung des Papstes St. Gregor finden wir auch für unsere Zeit Reglement und Tagbefehl, und sehen wir klar, daß noch nicht aller Tage Abend sei, daß der Kampf das Merkzeichen der Kirche Jesu für alle Zeit bleiben werde. Also, in Gottes Namen: es muß sein! Wankend oder feige soll uns der Feind nicht sehen, wohl aber eins und fest!

So wird die Einheit der katholischen Kirche auch hierin ersichtlich: Die altchristlichen Länder dürfen nie zulange im Frieden ruhen, müssen fleißig gepflegt und aufgerüstet werden, damit sie frisch und kräftig bleiben, wie die Neupflanzungen des Christenthums. Der Kampf mit den Neuheiden ist nicht viel gelinder, als der mit dem alten Heidenthume. Die in Vertheidigung der alten Marken und Burgen unserer Kirche auf den Schanzen stehen, sind ebenbürtige Waffenbrüder derer, die in weiter Ferne im Eroberungskriege vorwärts gehen gegen die Macht des alten Heidenthumes und die neuen Vor- und Bollwerke anzulegen haben.

Der neu entbrannte Kampf bringt uns wieder in festere Fühlung mit unseren Mitbrüdern in den katholischen Missionen aller Welttheile.

I. Asien.

Syrien. Die katholische Mission muß dort ihr Hauptaugenmerk auf das Schulgebiet richten, wo die gegnerischen Secten schon einen großen Vorsprung hatten. Gott sei Dank! sind die katholischen Missionschulen auch an Zahl und Erfolgen reich geworden:

So haben die Jesuiten in Beyrut, Bissana und anderen Orten der Umgebung 19 Knabenschulen und 6 Mädchenschulen, am Libanon und in anderen Gegenden Syriens zählten sie im vorigen Jahre 192 Schulen mit 11.515 Kindern, die Franciscaner haben 80, die Lazaristen und barmherzigen Schwestern zusammen 110 Schulen.

Die Jesuiten sind aber nicht bloß in Studiensälen und Schulzimmern und an der eigentlichen Missionsarbeit thätig, sie greifen auch in das sociale Leben ein und trachten zur Vinderung des Elendes der Arbeiterclassen beizutragen.

So hat P. Michel, S. J., der Leiter der großen Männer-Congregation in Beyrut bereits 2000 Arbeiter in einen Verein gesammelt und sorgt sich um deren geistiges und leibliches Wohl, sammelt auch das junge heranwachsende Volk um sich und weiß es durch mancherlei Wohlthaten auch für den christlichen Unterricht empfänglich zu machen.

Klein-Asien. Die 1891 gegründete Station der Augustiner-Congregation von der Himmelfahrt Mariä in der Stadt Eskisheher in Anatolien hat im letzten Jahre außer der Missionsarbeit auch die Seelsorge für die Eisenbahnarbeiter übernommen.

Unter 4000 derselben sind auch 1300 Oesterreicher. Eine eigene Station mit Schule wurde für dieses Arbeitervolk errichtet, ein Missionspriester hält auch wöchentlich Gottesdienst in den an der Bahnstrecke liegenden Holzbaracken.

Die Schwestern derselben Congregation arbeiten am Unterrichte der Mädchen und außerdem im Krankendienste, wodurch sie auch Zutritt und Einfluß auf die andersgläubigen Familien gewinnen.

Aus dem Missionsseminar der Kapuziner in Boudja bei Smyrna sind schon 40 Missionspriester hervorgegangen, derzeit sind 24 Zöglinge in den philosophisch-theologischen Studien.

Während der Schlächtereien unter den Armeniern haben die Kapuziner-Missionäre in Unterstützung und Pflege der Flüchtigen, Verwundeten und Hungernden ungemein viel gethan, so daß alle Zeitungen dort ihres Lobes voll waren und sogar der Sultan (!) ihnen seine Anerkennung aussprechen ließ.

Border-Indien. Assam. Die Missionsgesellschaft vom göttlichen Worte, von deren Wirken auch in diesen Berichten schon viel Erfreuliches gemeldet wurde, ist von einem großen Unglücke betroffen worden.

Ein Erdbeben hat am 12. Juni innerhalb 5 Minuten fast alles zerstört, was in jahrelanger Arbeit an Bauwerken für die Mission errichtet worden war.

In der Station Naliam ist die neue Kirche, deren Rohbau eben fertiggestellt war, wie ein Kartenhaus in sich zusammengestürzt, auch das Waisenhaus, ein Bau aus Mauerwerk, ist derart beschädigt, daß es unbewohnbar ist.

In Shillong ist das Missionshaus und das Kloster der Schwestern eingestürzt, das gleiche geschah auch in den Stationen Gauhati, Shella und Cherraponjic.

Die Berichte aus sämmtlichen Stationen einigen sich in der Klage: „Alle Kirchen und Häuser, die wir in sieben Jahren mit harten Opfern erbaut haben, sind zerstört. Wir müssen alles wieder von vorne anfangen und hatten noch die Schulden für diese Bauten nicht völlig bezahlt! Wie sollen wir diese Neubauten bestreiten, wenn uns nicht die christliche Mildthätigkeit zuhülfe kommt?

Gleiche Unglücksbotschaft meldet in einem Briefe an den Berichterstatter der hochwürdigste Bischof von Dacca, Msgr. Hurth, dessen Missionsgebiet in Ost-Bengalen am härtesten von diesem Erdbeben mitgenommen wurde.

An vielen Orten sind Häuser sammt den umliegenden Grundstücken in die Erde versunken, kraterähnliche Oeffnungen klaffen an deren Stelle. Die Kathedralkirche in Dacca muß von Grund auf neu gebaut werden, ebenso das Schwesternkloster und die Waisenanstalt. In anderen Stationen ist dasselbe Unheil. Eine erst vor einigen Jahren vollendete Kirche, die schönste und größte in Ost-Bengalen ist nichts mehr als ein Trümmerhaufen . . .

Beide vorgenannte Missionsgebiete waren bei der allgemeinen Armut der Bevölkerung von jeher in bedrängter Lage und werden alle Missionsfreunde um Almosen für sie inständig gebeten.

In West-Bengalen haben die belgischen Jesuiten ihr Missionsgebiet in vier Bezirke getheilt:

Perganna (an den Ganges-Mündungen) mit 4 Priestern für 2850 Katholiken, in den 5 Schulen sind 560 Schüler.

Midnapur und Crijja hat 1970 Katholiken, 3 Priester, 4 Schulen mit 145 Kindern, auch ein Waisenhaus unter Leitung von Ordensschwestern.

Chota-Nagpora und Chaibassa hat 33.155 Katholiken, nahezu 5500 Katechumenen, 21 Priester arbeiten auf 12 Stationen, die Schülerzahl ist 2635, die Schwestern halten auch ein Pensionat.

Dardscheling und Burnea, in neuester Zeit gegründet, zählt 300 aus dem Heidenthume Befehrie, in den Schulen 73 Kinder.

Madura. Die Befehrie von Brahmanen, die man anfangs für unmöglich hielt, ist nicht bei einzelnen Persönlichkeiten stehen geblieben, sondern umfaßt bis jetzt schon 12 Familien. Noch ist freilich der Haß der Angehörigen dieser höchst angesehenen Kaste im Steigen, dafür aber auch der Einfluß dieses Beispiels der Befehrie auf die Leute der übrigen Kasten überall bemerkbar. Beweis dafür ist, daß im Gesamtgebiete von Madura 40 neue Stationen errichtet werden konnten, um dem Andrang der Heiden zum christlichen Unterricht zu genügen.

Aus der Mission Sanganner meldet P. Weishaupt, S. J., den „Freiburger katholischen Missionen“ nebst dem Trauerberichte über das Fortdauern der Hungersnoth auch manches Tröstliche:

Die Missionsbauten und die Kapelle sind schön und gut, in der letzteren übt eine Kreuzigungsgruppe eine geradezu staunenswerte Anziehungskraft auf die Christen, wie auf das Heidenvolk. Die Vorbereitung auf die heilige Firmung benützte der Missionär zur Vornahme dreitägiger Exercitien für alle seine Neubekehrten, die dafür ein so gutes Verständnis und Benehmen zeigten, daß es eine helle Freude war und die Heiden ihre Bewunderung über diese schweigenden Beter nicht verhehlen konnten.

Von hier gieng auch der Anlaß aus zur Gründung einer Station in Ghogargav in der Diöcese Nagpore, welche in kurzer Zeit die Bildung christlicher Gemeinden in den umliegenden Dörfern zustande brachte. P. Jacquier, S. J., übernahm die Leitung derselben.

Nord-Indien. P. Kuhn, der erste aus dem Missionshause in Brixen hervorgegangene Missionär, hat im ersten Jahre seines Wirkens im Auftrage des apostolischen Präfecten die Gründung einer Waisenanstalt in Rawalpindi übernommen und im December 1896 nach großen Schwierigkeiten durchgeführt. Er hat neben der Sorge für die Waisenkinder, für welche er inständig um Unterstützung bittet, auch unter den Erwachsenen das Missionswerk begonnen und in kurzer Zeit 40 Mohamedaner für den ständigen Unterricht gewonnen, auch einige Protestanten, und hat die vor-handenen Katholiken wieder zu neuem Muth und Eifer angefaßt.

Darüber erwachte der Haß der Mohamedaner und Heiden, und ihrer tausend überfielen am 30. März d. J. das Missionshaus, mißhandelten die Kinder, die sich ungemein standhaft im Bekenntnisse ihres Glaubens zeigten, mit Stöcken, den Missionär mit Schlägen und Messerstichen, plünderten und ruinierten, was ihnen unter die Hände kam. Der Missionär, der wie durch ein Wunder mit dem Leben davon kam, bittet in seinem Berichte an die Mitbrüder, sie mögen mit ihm Gott danken, daß er gewürdigt worden sei, mit seinem Blute den heiligen Glauben bekennen zu dürfen.

Hinter-Indien. Apostolisches Vicariat West-Tongking. Als eine Frucht der Missionsarbeit ist in diesem Gebiete ein lebhafter Zudrang des weiblichen Geschlechtes zum Ordensleben bemerkbar.

Die vielen Bitten um Aufnahme, besonders in den strengen Orden der Karmeliterinnen, machten es nothwendig, daß nacheinander mehrere Klöster gegründet werden mußten, in denen diese einheimischen Jungfrauen durch ihr Gebet und Opferleben auch für die Mission wirken.

China. Süd-Kwantung. Damit ja nicht die Meinung aufkomme, als sei auf den Missionsposten schon allwärts genügende Besatzung, möge erwähnungsweise hier eingefügt sein, daß z. B. in der genannten Provinz, deren Flächenmaß zweimal so groß als Frankreich ist, nur 48 Missionäre sich befinden.

P. Key (Pariser Seminar) hat in seinem Bezirke 800 Katholiken auf einem Flächenraume von 2000 Kilometer. Der Missionär muß beständig auf dem Wege sein, um die Seinen nach und nach aufzusuchen und zu unterrichten. Gesammelt sieht er sie nur an den Hauptfesten des Jahres, wo sie aus Entfernungen von 50 bis 100 Kilometer zum Gottesdienste sich efinden.

Apostolisches Vicariat Nord-Birma. Die Missionäre aus dem Pariser Seminare, die in Vorder- und Hinterindien, China, Korea und Japan auf 28 Missionsprengel vertheilt sind und von jeher für die Herausbildung eines einheimischen Clerus fleißig Sorge tragen, haben nun in ihren Missions-Seminarien eine Gesamtzahl von 1738 Alumnen in Vorbereitung auf den Priesterberuf, 513 sind schon als Missionspriester daraus hervorgegangen.

Das jüngste dieser Seminarien wurde zu Mandalay in Birma gegründet und mit 40 Birmesen besetzt, die in ihren Anlagen, Eifer und Frömmigkeit alles Gute hoffen lassen. Auch ist gute Aussicht, daß man ihrer wohl bedürfen werde, da sich dort eine erfreuliche Bewegung des Volkes für die christliche Religion zeigt. Im letzten Jahre empfingen 435 Erwachsene die heilige Taufe, und sind 600 Katechumenen in der Vorbereitung.

Japan. Eine wertvolle Mithilfe für die Mission bieten auch dort die Ordensschwestern.

So ist das Waisenhaus der Schwestern vom Kinde Jesu in **Takayama** (Diocese **Taka**) eine wahre Pflanzstätte der Mission. Viele brave Christen sind aus dieser Anstalt hervorgegangen.

Nun ist aber das aus Bambuspfehlwerk und Lehm errichtete Gebäude so morsch und hinfällig geworden, daß sich die Bewohner des eindringenden Ratten- und Schlangen-Gezüchtes kaum mehr erwehren können. Sie sind ganz ohne Geldmittel und bitten inständig um Almosen.

Borneo. Die St. Josef-Missionäre (Millhill) haben 1881 auf Wunsch des heiligen Vaters die neugegründete apostolische Praefectura **Nord-Borneo** übernommen.

Da die Missionäre erst noch die Sprache der Eingebornen zu erlernen hatten, begannen sie einstweilen in Kuching, der Hauptstadt von **Sarawak**, eine Mission unter den eingewanderten Chinesen, vereinten die Befehrten zu einer Gemeinde, errichteten eine Schule, erzielten darin sehr gute Erfolge, — es sind zwei ihrer dortigen Schüler in der Vorbereitung auf den Priesterstand, — für die Mädchen wurden Klosterfrauen gewonnen, die ungemein einflußreich wirken.

Mittlerweile waren sie auch instande, an das ursprünglich ihnen übertragene Werk zu gehen.

Sie haben bei den **Dyaken** festen Fuß gefaßt und sind nun auch unter den **Dusans** in vier Stationen in bester Wirksamkeit. Diese sind besser gesittet und veranlagt, als die wilden **Dyaken**, sie betreiben Ackerbau mit Geschick und Fleiß und zeigen sich sehr zugänglich.

Philippinen=Inseln. Im Anschlusse an den Bericht im Hest II möge hier noch das Urtheil Platz finden, welches der Consul der vereinigten Staaten, **John Barret** im **North American-Review** über die „Priesterherrschaft in den spanischen Colonien“ abgibt.

„Der Einfluß des Clerus ist der erste und letzte Eindruck, den man dort gewinnt, er macht sich überall geltend. Ist man anfangs dagegen eingenommen, so verliert sich dieses Vorurtheil und macht schließlich der Bewunderung Platz. Kirche und Staat sind dort, praktisch genommen, eins, wenn auch dem Namen nach getrennt. Das Ueble, was in dieser kirchlichen Machtstellung liegen würde, ist mehr als aufgewogen durch das Gute, was daraus für das Volk sich ergibt.

Die Elementar-Schulbildung ist allgemein, die Collegien schreiten vor auf allen Gebieten des Wissens. Die Kirche thut alles, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu halten, und deren Autorität wird so anerkannt, daß gesetzwidrige Unordnung innerhalb der Sphäre ihres Einflusses sehr selten ist. Der Clerus zählt in seinen Reihen viele durch Tüchtigkeit, hochherzigen Charakter und umfangreiches Wissen hervorragende Männer... Die katholische Kirche hat den Beweis geliefert, daß die Missionsthätigkeit bei den Asiaten auch erfolgreich sein könne“.

Der Solches geschrieben, ist aber, wohlgemerkt, ein Protestant.

II. Afrika.

Aegypten. In Zeitoun, nahe bei **Kairo**, am Rande der Wüste haben Ordensschwestern eine Niederlassung gegründet, in welcher sie durch Schule und Kranken dienst Einfluß zu gewinnen hoffen auf die Beduinenstämme der Wüste.

Sie machen nun die Vorarbeiten zu Gründung einer Mission, mit einer geliebten Summe haben sie einen Bauplatz erworben. Alles übrige kann erst bei gehöriger Unterstützung in Gang gebracht werden. Möge sie ihnen reichlich zutheil werden!

In Alexandrien haben die Salesianer des † Don Bosco die Seelsorge für die italienischen Ansiedler übernommen, und haben auch eine Abtheilung ausgeschiedt an das Cap der guten Hoffnung zur Heiden-Mission.

In Kairo haben die Jesuiten in ihrem koptischen Seminar fünfzehn Nummen, die zu guter Hoffnung berechtigten. Freilich ist diese Zahl für die sich mehrende Arbeit viel zu gering.

Um die Sache etwas zu erleichtern und Zeit und Kosten zu sparen, soll nun in Tahta (Ober-Aegypten) ein Priesterseminar mit vereinfachtem Studienplane errichtet werden, aus welchem zum Beispiel das Latein gestrichen wurde. (Die liturgische Sprache ist ohnehin das Koptische.)

Apostolisches Vicariat Central=Afrika. Der apostolische Vicar dieses unter österreichischem Schutze stehenden Missionsgebietes, Msgr. Novaggio macht an das Salzburger Echo erfreuliche Meldungen.

In dem Bischofssitze Assuan, wo die Christen bisher in einem engen, von Erdwällen eingeschlossenen Hofe ihren Gottesdienst halten mußten, ist nun der Bau der Kirche soweit vorgeschritten, daß sie schon verwendet werden kann. In innerer Einrichtung ist noch nichts vorhanden, auch kein Geld hiefür. Der Bischof und seine Mitarbeiter müssen noch in einem Araberhause, elend zusammengepfercht, wohnen, die Missionschule ist trotz Concurrenz der Staatsschule und der protestantischen Schule doch von 100 Schülern besucht, auch wurde eine eigene Frauenschule eröffnet, worin Ordensschwestern Lese- und Schreib-Unterricht, Anleitung zur Handarbeit und nebstbei auch fleißig Unterricht in der heiligen Religion erteilen und so eine sichere Grundlage dafür legen, daß einmal auch das weibliche Geschlecht dort mitarbeiten könne an der Aufnahme und Pflege des Christenthums in der Kinderwelt.

Aequatorial=Afrika. In der Uganda-Mission sind nun nahezu 40 Missionäre (weiße Väter) in Thätigkeit, die Zahl der Getauften ist 50.000, die der Katechumenen über 100.000!

Besonders die Befehrun gen protestantischer Neger häufen sich so, daß die Sache den Engländern bedenklich erscheint, und daß ein eigenes Comité sich in England gebildet hat, um die größtmögliche Anzahl ihrer Prediger in dieses gefährdete Gebiet zu schicken.

Die weißen Väter halten außerdem noch in Süd-Nyanza, am Tanganjika- und Nyassa-See, und in Ober-Kongo bei 20 Stationen mit fast 100 Missionskräften besetzt und überall geht es gut vorwärts. Die scharfe Gegnerschaft der Protestanten und Mohamedaner in diesem vielumworbenen Gebiete schärft auch den Arbeitsseifer und die Wachsamkeit der katholischen Missionäre, die gewiß alle Unterstützung der Missionsfreunde verdienen.

Im apostolischen Vicariat Süd-Nyanza hat jüngst der apostolische Vicar Msgr. Hirth eine neue Station angelegt und mit den PP. Thuet und Schneider besetzt, sie hat den Namen Maria=Stein.

In Britisch-Uganda, welches den St. Joseph-Missionären (Millhill) zugewiesen ist, sind derzeit 83.000 Katholiken, 20.000 Protestanten und 25.000 Mohamedaner. Es gibt dort noch 322.000 Heiden, also Arbeit genug. Der Erfolg unserer Mission hängt nach Gottes Segen auch

von irdischen Umständen ab, ob nämlich die englische Regierung auch den Katholiken volle Freiheit lassen werde, wie den Anglikanern und ob die Mission genug Nachhilfe an Missionskräften und Almosen finden werde.

Die Station Malajje ist vom apostolischen Vicar Msgr. Hanlon selbst errichtet worden. Schon 1895 hatte derselbe diesen Ort ausgesucht, Zänner 1896 begann er selbst die Vorarbeiten, unter seiner Anleitung und Mithilfe wurden Kirche, Missionshaus und Katechumenat im Rohbau aus Palmenpfosten und Rohrwerk fertig gestellt. Die Spitze war so groß, daß selbst die Eingebornen, die wacker mithalfen, untermits nicht standhielten. Zahlloses Ungeziefer, Mosquitos und Schlangen machen den Aufenthalt dort unangenehm. Es sind schon über 300 Neger, Männer und Frauen, im Katechumenat, täglich mehrt sich deren Zahl.

Als ein großer Vortheil für die Missionen jener Gebiete ist es zu begreifen, daß nun ein guter Fahrweg von Mombassa bis Mengo hergestellt ist, wodurch das Reisen der Missionäre und der Transport ihrer Geräthe bedeutend erleichtert wird. Auch eine Eisenbahn ist im Bau begriffen und auf 70 Meilen ins Land vorgeschoben.

Als ein Triumph des Fahrrades wird es anzusehen sein, daß schon ein Missionär die ganze Strecke von der Küste bis Mengo „hoch zu Stahloß“ zurückgelegt hat. Ob die Neger schon „Allheil“ zu rufen verstehen, wird nicht gemeldet; aber je schneller die Mission vorschreitet, desto mehr wird ihnen Heil.

Deutsch = Tsaifrika. Aus der Station Lukuledi wird gemeldet, daß diese junge Gemeinde bereits 100 Getaufte zähle und 435 Katechumenen.

In Chukufwe sind 300, in den Nebenstationen 140 Katechumenen.

Auch die Schwesternanstalt in Lukuledi liefert aus ihrer Knaben- und Mädchenschule guten Nachwuchs für die Mission. Aus den Berichten dieser Schwestern entnimmt man, daß alle Anstrengungen und Gefahren ihren fröhlichen Sinn und die Berufsbegeisterung nicht zu hemmen vermögen. P. Anton hat auf einer Missionsreise den Häuptling von Nanyunga und dessen Gemahlin unterrichtet und getauft.

Die bis Iringa vorgerückten St. Benedictus-Missionäre haben nun unter Leitung des Superiors P. Ambros Mayer Anfang Zänner 1897 die Gründung einer Station in Ausführung.

Sie hat eine herrliche Lage auf einem Berge, auf zwei Seiten von den Fluten des Ruaha und dessen Nebenflusses bespült, mit einem Ausblicke auf die 6000 Einwohner zählende Stadt Iringa; sie trägt ihren Namen „vom heiligsten Herzen Jesu“.

In Kolasini ist eben die Missionskirche, ein Steinbau, der Vollendung nahe.

Madagascar. Nach den Kämpfen, worin die Andersgläubigen den Katholiken so hart zugesetzt haben und nach Beendigung des blutigen Krieges kommt nun endlich bessere Kunde.

Seit die Verwaltung in die Hände des französischen Generals Gallieni gelegt ist, der volle Religionsfreiheit proclamiert hat, ist die katholische Mission nicht mehr durch das protestantische Staatskirchentum geknebelt und entwickelt sich nun kräftiger als je, besonders im Schulwesen.

Vor diesen Kämpfen zählten die von katholischen Ordensgenossenchaften besetzten Schulen 26.800, mit Schluß des vorigen Jahres stieg die Zahl auf 68.600 Schüler. Ebenso schnell geht der Zuwachs in der Mission vorwärts durch zahlreiche Bekehrungen und den Uebertritt des Volkes ganzer Ortschaften zur katholischen Kirche.

Darob ist allerdings großer Verdruß und noch viel größerer Lärm entstanden. In aller Welt trompeten die Blätter liberaler Richtung, daß die evangelische Mission durch die Jesuiten unter Mitwirkung der Colonialregierung eine rücksichtslose Verfolgung erdulde, einen wahren Religionskrieg, daß die Jesuiten „bei ihrer fast königlichen Macht“ dort Greuel aufführen, die mit dem Wüthen der Türken gegen die Armenier große Aehnlichkeit haben!! Man wird noch viel sagen und schreien laut dem alten Spruche: „Auf der Nähe ist gut schießen, auf der Weite ist gut lügen!“ — Für uns ist nur wünschenswert, daß der katholischen Mission ihre Freiheit gelassen werde, dann wird sie wie überall den Sieg erringen, ohne jemanden Gewalt anzuthun.

Sambesi. Von Nicico sind die Missionäre an den Aruangua-Fluß vorgerückt, wo der Bau der Kirche und des Missionshauses schon begonnen ist. Das Volk von weiter Umgebung drängt sich heran.

Im Matabele-Land nimmt die Mission wieder regelmäßigen Fortgang, gegen 300 Katechumenen wohnen dem Unterrichte bei.

Aus dem Namaqua-Lande meldet P. Simon (Blate vom heiligen Franz von Sales) von der Fortdauer der dreijährigen Trockenheit und Hungersnoth grauenhafte Einzelheiten.

Das Volk stirbt in Massen an Hunger, die Mission hat keine Vorräthe mehr, um genügend zu helfen. In Springbok ist 1. Kugelot gestorben; er war durch Entbehrung so geschwächt, daß beim Anstoß einer leichten Erkrankung schon das Zusammenbrechen folgte.

Natal. Die 1884 gegründete Station Daksford bewährt sich sehr praktisch. Der angekaufte Grund ist an die Zulu-Familien so vertheilt, daß jede gegen geringen Pacht ihr gutes Auskommen findet, und daß sie alle der Mission fest anhänglich sind.

West-Afrika. Kamerun. Aus den Meldungen von Marienberg ersieht man, daß der Eifer der bekehrten Neger ein anhaltender sei. Sie nehmen es mit ihren Christenpflichten streng, und bekommen sichtlich auch Lust zur Arbeit.

Unter ungeheurer Mühe haben die Missionäre eine Cacao-Pflanzung angelegt und heuer die erste Frucht geerntet und an eine Fabrik eingeschickt, wo dieselbe ein an Qualität auffallend gutes Fabrikat lieferte. Es ist zu hoffen, daß der fernere Ertrag dieser Pflanzung der Mission eine ausgiebige Gifsquelle werden wird.

Gute Missionserfolge ergeben sich bei den Bakoko-Negern. Jung und Alt theilhaftig sich mit Freude am Unterrichte. Leider sind die Missionskräfte zu wenig. Erfreulich steht es auch in Kribi; dessen Schule mit 100 Kindern, sowie die Schulen der benachbarten Dörfer sind eine Freude für die Missionäre.

Ein Missionsbruder ist an die Südgrenze von Kamerun vorgezogen und hat in Campo eine Schule eröffnet und damit den ersten Grund zu einer Station gelegt. In Engelberg ergibt sich rege Missionsarbeit bei dem Bakwiri-Stamme; zur Mithilfe für die Missionäre, die nicht mehr alles bewältigen können, will der apostolische Präfect eine Schwestern-Niederlassung in Mapanja, auf einem naheliegenden Berge, errichten. Auch in Engelberg hat man angefangen, für die Aufbesserung der Missionsfinanzen Sorge zu tragen durch Anlage einer Kaffee-Pflanzung.

III. Amerika.

Nord-Amerika. Athabasca-Makenzie. In der Station „Unserer lieben Frau von der guten Hoffnung“ arbeiten P. Seguin und Fr. Kearny O. M. J., zwei wackere Missions-Veteranen, seit 35 Jahren, sie haben einen Großtheil der Indianer bekehrt und zu einer Gemeinde geeinigt, deren hübsches Kirchlein eine Zierde der Gegend, eine Freude des Volkes ist.

Noch 300 Meilen weiter oben liegt die nördlichste Station „Vom heiligen Namen Mariä“, mit zwei Oblaten-Patres besetzt.

Diese hatten ihre frühere Mission am Peels-River wegen unaufhörlicher gewalthätiger Anfeindungen von Seite der Protestanten aufgegeben und im Auftrage des Bischofes dort im äußersten Norden sich bei den heidnischen Eskimos niedergelassen. Diese schließen sich ihnen freudig an und sind schon viele bekehrt. Nun gehen sie an den Bau eines Kirchleins, was unsäglich Mühe kostet, weil es ja dort kein Holz mehr gibt. Dieses muß aus ungeheuren Entfernungen herbeigekleppt werden, die Missionäre müssen sich die Läden mit Handsägen schneiden u. s. w. Sie sind dabei frohen Muthes und hoffen von Gott und guten Menschen Hilfe.

Neu-Orleans. Die „Freiburger katholischen Missionen“ bringen den Abdruck eines Zeitungsartikels des „Weekly Register“ aus der Feder eines protestantischen Predigers, der sich über das Wirken der Negerinnen-Nonnen (Congregation der heiligen Familie) an ihren schwarzen Landsleuten ungemein lobend ausspricht:

Diese Nonnen haben in einem Locale, das früher zu Bällen und süderlichen Orgien diente und im übelsten Ruße stand, eine Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Anstalt eröffnet. Darüber faßt der Genannte sein Urtheil in die Worte: „Sie ihm für Hebung der schwarzen Race mehr als alle Politiker zustande bringen. Es muß etwas Gütliches um eine Religion sein, die einen so verruchten Ort in ein Paradies verwandeln konnte“. Die Schwestern haben 530 Kinder in der Schule und haben auch für ihre Ordensgemeinschaft genügend Nachwuchs.

Ähnliches Lob erteilt er auch den weißen barmherzigen Schwestern in ihrer Spitalwirksamkeit und gibt offen den mächtigen Eindruck zu, welchen das Arbeiten dieser Ordensschwestern und ihr Leben auf jeden vorurtheilsfreien Geist ausübe. Daraus müsse man es begreifen, daß die katholische Kirche wie ein Gibraltar dastehe.

Unter den Rothhäuten wirkt ebenso segensreich die Genossenschaft der Indianerschwestern, gegründet von der Tochter eines Dakota-Häuptlings.

Süd-Amerika. Columbia. Am 8. November starb Msgr. Bissi, Bischof von Carthagena.

Der Verewigte war vor 40 Jahren als junger Missionär in diese Stadt gekommen und hatte sich in kurzer Zeit die Liebe der Bewohner in solchem Grade erworben, daß alles trauerte, als der Papst ihn abrief. Zehn Jahre später hat er auf Befehl desselben die Leitung der neugegründeten apostolischen Präfectur Ost-Birma übernommen, die unter seiner rastlosen Thätigkeit eine großartige Entwicklung fand. 1882 wurde er auf Bitten der Carthagener zu deren Bischof ernannt und hat sein Amt zum Segen des Volkes und der Priesterschaft treulich verwaltet und hat auch als Bischof noch oft die Arbeiten eines Missionärs gethan.

IV. Australien und Ozeanien.

Australien. Aus den Mittheilungen des P. Wandel, Missionärs vom heiligsten Herzen, an die Freiburger katholischen Missionen, mögen hier einige Stellen angeführt sein, die einen Einblick gewähren in die Ent-

faltung der katholischen Kirche in Australien, die besonders schön zutage tritt in der Hauptstadt Sydney:

Der Clerus zählt dort 170 Priester, 180 Schulbrüder sind als Lehrkräfte auf die Missionschulen vertheilt, die über 20.000 Schüler zählen, 800 Ordensschwestern leisten Mithilfe in den Schulen, Waisenhäusern, Spitalern u. s. w.

Die Zahl der Katholiken ist in den letzten neun Jahren um 42.000 gewachsen. Das vom Erzbischof Cardinal Moran erbaute Seminar, seit acht Jahren bestehend, zählt 70 Australier als Alumnen.

Selbst die Gegner geben in ihren Zeitungen offen ihrer Bewunderung über die kräftige Wirksamkeit der katholischen Mission Ausdruck. In Ansehung der Thatfache, daß vor 50 Jahren das winzige Häuflein der Katholiken kaum des Zählens wert schien, während jetzt 22 wohlgeordnete Bisthümer dieses katholische Missionsgebiet umspannen, brachte die protestantische Zeitung *Daily Telegraph* jüngst die anerkennenden Worte: „Die Geschichte der katholischen Kirche Australiens ist außerordentlich in ihrer Entstehung, heroisch in ihren Kämpfen, triumphierend in ihren Erfolgen, wie alles, was es Großes und Schönes gibt in der römisch-katholischen Kirche“. Die Versammlung von 24 Bischöfen (Synode 1895) betrachtet derselbe Berichterstatter als einen Beweis dafür, daß die katholische Kirche, die so eifrigen Führern anvertraut ist, dort offenbar eine leitende Rolle übernommen habe und solche in hoher Ehre durchführe“.

Apostolisches Vicariat Neupommern. In der Hauptstation Kiningan, wie auch in den Nebenstationen wachsen die Früchte der Missionsarbeit immer rascher heran. Im zweiten Halbjahre 1896 wurden über 1100 Erwachsene getauft. In dem Gebiete, welches von der Regierung eigens für die Wesleyaner reserviert wurde, harret die gesammte Bevölkerung (10.000) mit Sehnsucht darauf, daß endlich die Abichließung aufgehoben werde. Die Missionäre freuen sich darauf und müssen doch mit Bangem diesem Zeitpunkte entgegensehen, weil ja die Zahl der Mitarbeiter noch viel zu gering ist und die Mittel zur Errichtung von Stationen noch gänzlich fehlen.

Kürzlich hat diese Station ein schwerer materieller Schaden getroffen: indem der gesammte Viehstand, aus dessen Erträgnissen zumeist für die Bedürfnisse der Mission gesorgt werden mußte, an einer Seuche zugrunde gieng.

In Wlawolo bereiten die Wesleyaner der katholischen Mission wieder mehr Schwierigkeiten als je. Mit Geld, Drohungen und Gewaltthaten setzen sie den Katholiken zu, bei jedem Anlasse und unter allen Vorwänden suchen sie dieselben einzuschüchtern. Es gelingt ihnen hin und wieder, etliche Neubefehrte der katholischen Mission abwendig zu machen, besonders an Orten, wo die katholischen Missionäre nicht oft genug hinkommen können.

Dennoch sind, drei Monate nach der letzten feierlichen Taufe, wieder über 100 eingeborne Katechumenen, besonders viele aus Kawaira, beim Unterrichte und haben im ganzen Bezirke die Insulaner an 13 Orten aus eigenem Antriebe Gehörsäuser erbaut, wo sie zusammenkommen, die katholischen Gebete verrichten und sich gegenseitig aufmuntern zum treuen Festhalten gegenüber dem Andrängen der Glaubensgegner.

Endlich ist auch die Gründung einer Mission für das Bergland Baining Thatfache geworden. Die Station Massawa wurde mit zwei Missionären, P. Kascher und Br. Pfeiffer besetzt, das Missionshaus

fertig gestellt, der Kirchenbau begonnen. Das Volk ist gutmüthig und arbeitsam, wurde bisher von den Küsten-Stämmen häufig angefallen, die es dabei auf Menschenraub zur Mahlzeit oder zur Sklaverei abgesehen haben.

Die deutsche Regierung ist schon mit Ernst darangegangen, diesen Menschenjagden ein Ziel zu setzen und schützt dieses Volk vor seinen Bedrängern. Unsommer steht zu erwarten, daß es sich der Mission gerne zuwenden werde. Die Schilderung der ersten Fahrt der Missionäre zu den Vainingern mitten durch die Kannibalen-Stämme erregt Schauer, aber auch umso größere Bewunderung für den Muth der Missionäre.

Apostolisches Vicariat Melanesien. Auf Neu-Guinea wurde im vergangenen Jahre eine neue Station gegründet im Gebiete von Pokao, dessen Christianisierung der † Bischof Verjus so innig gewünscht und dessen Bevölkerung wiederholt um Sendung von Missionskräften gebeten hatte, weil sie von den Wesleyanern nichts wissen wollten.

Nun hat P. Victor van Ryke im Dorfe Wandomai die Arbeit begonnen zur größten Freude des Volkes. Uebrigens erklärte derselbe in den Berichten an seine geistlichen Obern, daß er allein dem großen Zudrange nimmer genügen könne, und daß es auch unbedingt nothwendig sei, baldigst das Volk der Uni-Uni in das Missionswerk einzubeziehen.

Auf Thorn-Island wird eben eine Katechisten-Anstalt erbaut.

Apostolisches Vicariat Mikronesien. In Apaiag (Marshall-Insel), wo die Protestanten bisher Alleinherrschaft übten und bei Ankunft katholischer Missionäre sogar den kranken König in ihr Haus schleppten und vor dem Verkehr mit denselben zu hüten suchten, hat der Missionsobere, der auf einer Reise mit etlichen Schwestern dahin kam, über hundert Personen getauft. Der König, zu dem er sich Zutritt verschaffte, zeigte sich darüber hoch erfreut und hat um Missionäre und Ordensschwestern, für welche auch das Volk so begeistert ist, daß sofort mit dem Baue eines Hauses für dieselben begonnen wurde. Bis zur Fertigstellung desselben, hofft man, auch Schwestern schicken zu können.

Auf den Gilbert-Inseln, wo die katholische Mission unaufhörlichen Anfeindungen vonseiten der Protestanten ausgesetzt ist, und die katholischen Missionäre häufig auch bittere Entbehrung auszustehen haben, während ihren Gegnern reichliche Mittel zu Gebote stehen, ist trotzdem seit 1892 auf den Inseln Nonuti, Tapituea, Nufunau, Makin und Puritaritari die Zahl der Katholiken von 2900 auf 7000 gestiegen.

V. Europa.

Norwegen. In der Sitzung vom 25. Mai des heurigen Storting wurde § 2 des Staatsgrundgesetzes, welcher den Jesuiten und Mönchsorden den Aufenthalt im Lande verbot, mit 77 gegen 34 Stimmen aufgehoben. Dabei sind mehrere lutherische Pastoren fest für die Gleichberechtigung der Katholiken mit den Protestanten eingetreten.

Es braucht nicht erklärt zu werden, welche große Bedeutung dieses für unsere Mission habe. Seither hat auch schon ein ausländischer Jesuit geistliche Exercitien gehalten, zuerst in Christiania für die Priester der Stationen südlich vom Polarkreise, an deren Schluss sich die Einweihung der St. Marienkirche anreihete. Zu gleicher Zeit sammelten sich die Missionäre der Polar-Region zu Exercitien in Hammerfest unter Leitung des im vorigen Hefte erwähnten Missionärs, Freiherrn von Bucco di Cuccagna.

Im Juli feierte Norwegen die 900. Jahresfeier der Einführung des Christenthumes durch König St. Olaf. Der 29. Juli wurde von dem Volke als Festtag gefeiert, wie es bei uns Katholiken der Brauch ist, trotz des Abscheues der Protestanten vor dem Heiligen=Cultus.

Dänemark. Aus einem Briefe an den Berichterstatter sei die erfreuliche Thatsache hervorgehoben, daß die bisherigen Erfolge der katholischen Mission zur Hoffnung auf viel größere berechtigen. Jedes Jahr bringt gegen 200 Befehrungen aus dem Protestantismus, größtentheils aus den vornehmen Ständen. Die protestantische Bauernschaft legt große Verehrung gegen die Missionäre an den Tag: es kommt nicht selten vor, daß katholische Geistliche von ihnen zu religiösen Vorträgen eingeladen werden, wozu sie ihre Religionsgenossen mitbringen, und mit größter Aufmerksamkeit zuhören, die Priester zu sich ins Haus laden u. dgl. Am erfreulichsten zeigt sich diese Hinneigung des Volkes zum Katholicismus auf der Insel Seeland.

Hinderlich ist am meisten die tiefe Armut, welche es dem Bischofe und seinen Mitarbeitern oft so schwer macht, nur das Nothwendigste beschaffen zu können. Stünde mehr Geld zur Verfügung, so könnte man in allen Städten sofort zur Errichtung von Stationen schreiten.

Zu Pfingsten hat der hochwürdigste Bischof van Eue in Kopenhagen über 100 Convertiten die heilige Firmung gespendet, darunter dem Dichter und Schriftsteller Jørgensen, aus dessen Feder schon mehrere, Aufsehen erregende, Bücher erschienen sind.

In Rom wurden 12. Juni zwei Dänen, Klemp und Gamel, Jünglinge der Propaganda, zu Priestern geweiht.

Bosnien. In großer Bedrängnis befindet sich die Station Rudolfsthal, eine Niederlassung von Oesterreichern und Deutschen.

1895 wurde der Kirchenbau begonnen, mit Noth und Mühe hat man den Rohbau fertig gebracht. Das Volk, welches sich kümmerlich fortrbringt, kann die Kosten zur Fertigstellung und Einrichtung nicht mehr aufbringen. Bitte!

So sehen wir auf allen Gebieten rege Thätigkeit, harten Kampf, aber auch muthiges Standhalten. Mögen die Gegner aus dem Boden wachsen, und ihre Angriffe sich verdoppeln: überall sollen sie uns fest geeint und kampfbereit finden! Gott ist mit uns!

Sammelstelle:

Gaben=Verzeichniß:

Bisher ausgewiesen: 3577 fl. 52 fr. Neu eingelaufen: Hochw. Baclavet, Kaplan in Tislin, Mähren, 20 fl. für P. Harmann in Empandeni; Hochwürden Pfarrer Plajvec in Lisany, Böhmen, 3 fl. 20 fr. je zur Hälfte für Mission in Indien und bei den Kopten; Ungenannt durch P. Gottsgraber in Luggau 2 fl. für Sambesi; Ungenannt in Schw. 1 fl. für Sklavenkinder Sambesi; hochw. Dr. Wild 5 fl. für Sambesi, 5 fl. für Mission Genthin in Provinz Sachsen; Hochw. Giewehr, Cooperator in Drausdorf, Schlesien, 1 fl. für Palästina; aus Schwanenstadt 4 fl. 70 fr. für Ausläsigen=Anstalt in Birma und 6 fl. 40 fr. für Kloster Nazareth in Banjaluka, Bosnien; Hochwürden Kobhlanzky in Lemberg 1 fl. für Athabaska=Madenzie; P. T. Dr. Nagl, Rector der Anima in Rom, 25 fl., zugetheilt an Mission Dacca, Ostindien; hochw. Pfarrer Sigmund in Reiochows, Böhmen, 10 fl. zu Ehren des heiligen Antonius den Jüngern in Afrika (Mamaqua) und Indien; Hochwürden Pfarrer Bjelik in Ericsmann, Ungarn, 4 fl. 47 fr. für Station Güsten, Anhalt; aus dem Nachlasse einer Verstorbenen durch hochw. Pfarrer D. 722 fl.

71 fr.; zugetheilt als Gaben zu je 50 fl.: Mission Assam, St. Josef-Mission in Kawalptindi und Nord-Borneo, Mission Centralafrika, Mission Deutsch-Ostafrika, Namaqua-Land, Neupommern; als Gaben zu je 25 fl.: Mission Gaza, Palästina, Mission Dacca, Ostindien, Mission Sangammer, Mission Wettiash, P. Zeno, China, Mission Süd-Schantung, Ordensschwestern Okanama, Japan, Ordensschwestern Zeitoun bei Kairo, weiße Väter in Uganda, Mission Süd-Nyanza, Sambesi, P. Hartmann in Campdeni, Mission Kamerun, Athabaska-Madenzie, Norwegen, Dänemark; — Adrianopel 12 fl. 71 fr., Station Rudolfsthal in Bosnien 10 fl. Summe der neuen Einläufe: 88 fl. 77 fr. + 722 fl. 71 fr. = 811 fl. 48 fr. Gesamtsumme der bisherigen Einläufe: 4389 fl.

Gott segne die Spender!

Kurze Fragen und Mittheilungen.

I. (Pueris debetur reverentia!) lautet ein schöner, alter Spruch. Leider, daß im praktischen Leben nicht ganz selten auf die Weisheit, welche in dieser pädagogischen Maxime liegt, vergessen wird. Hier ein Exempel davon!

Bei uns — wahrscheinlich ist es anderwärts auch so — ist es viel gebräuchlich, daß am Tage nach der Feier der ersten heiligen Communion der Seelsorger mit seinen Erstcommunicanten einen Spaziergang und Ausflug nach einem benachbarten Orte macht. Ich will gegen diese Sitte nichts einwenden, vorausgesetzt, daß gute Aufsicht gehandhabt wird und — der Zielpunkt der kleinen Reise ein angemessener ist. Nun ist mir aber vor einiger Zeit von einem Mitbruder erzählt worden, daß manche Seelsorger von A. ihre Erstcommunicanten in die dortige gräfliche Bildergalerie führen. Wenn der Besuch von Bildergalerien für die zarte Jugend überhaupt nicht räthlich erscheint, so trifft dies ganz besonders bezüglich der genannten Gemaldefammlung zu. Denn dieselbe birgt in ihrem Schoße nicht ganz wenige Muditäten, welche dem Blick von Kindern im Alter von 12 bis 14 Jahren absolut vorzuenthalten sind. Als ich noch ein junger Student war, wurde ich in Gemeinschaft mit meinen Studiengenossen, welche mit mir Zöglinge desselben Erziehungs-Institutes waren, in die nämliche Gemaldefammlung geführt, und ich kann mich noch recht gut erinnern, welchen Eindruck eines oder das andere dieser Menschenfleisch-Bilder auf mich machte und welche moralische Beklemmungen sie mir verursachten. Nicht wenigen meiner Kameraden mag es ebenso ergangen sein. Und nun denke man an Kinder im Alter der Erstcommunicanten!

Man kann es allerdings in München beobachten, wie Eltern ihre Kinder von noch sehr jugendlichem Alter in die dortigen Kunstausstellungen mitnehmen. Und doch gehören auch für Leute in gestandenem Alter ziemlich gute und abgehärtete Nerven dazu, um die hier vorgesezte Kost gut verdauen zu können. Im verflossenen Sommer habe ich mich gelegentlich eines Besuches der christlichen Kunstausstellung in die anstoßenden Räume der permanenten Ausstellung Münchener Künstler verirrt, habe es aber doch für das Wichtigste gehalten, mich alsbald wieder aus diesen Räumen zu retirieren. Denn ich merkte, die Kunst, welche hier in ihren Producten vertreten ist, arbeitet für paradiesische Naturen, und zu solchen gehöre ich.

— zu meiner Schande muß ich es gestehen — leider nicht. Aber diese Kunst, welche, wie es scheint, ihr höchstes Können in der Darstellung dessen, was sonst keusche Zucht und Sitte zu verhüllen pflegt, erblickt, hält sich nicht innerhalb der vier Mauern der betreffenden Ausstellungen verborgen, sie wagt sich auch ans helle Tageslicht und stellt ihre Producte an offener Straße in unseren Großstädten aus. In den Auslagen der Münchener Kunsthandlungen sieht man die Leistungen dieser Menschenfleisch-Malerei in photographischer Reproduction massenhaft — darunter Nuditäten der widerlichsten Sorte — ausgestellt, so daß unser Einer kaum mehr mit Anstand in München vor der Auslage einer Kunsthandlung länger verweilen kann. Natürlich sind es nicht bloß Erwachsene, welche an diesen Nuditäten = Ausstellungen an offener Straße ihre Augenweide suchen und finden, auch Kinder vom zartesten Alter an befriedigen hier ihre Schaulust und werden so zeitigst jeder „Brüderie“ entwöhnt. In Stuttgart hat man den seltsamen Einfall gehabt, den Hofgarten, den Sammelplatz und das Stelldichein für alle Welt, für Jung und Alt, mit einer ganzen, ziemlich reichhaltigen Collection von absolut nackten Frauengestalten (Venusstatuen) zu „zieren“. Und ähnliches findet man in anderen Großstädten. Man kann darum wohl sagen, die Großstadtkinder sind von ihren frühesten Jahren an gegenüber derlei Nuditäten abgehärtet, so daß ihnen der Besuch von den fraglichen Ausstellungen und Gallerien am Ende wenig Schaden bringen kann, sie sind der zarten Scham¹⁾ schon so entwöhnt, daß an ihnen wenig mehr zu verderben ist. Aber anders ist es bei Landkindern — und um diese handelt es sich uns hier —, welche auf ihren Dörfern derlei doch nicht gesehen und zum Object ihrer neugierigen Beschauung gemacht haben, welchen der Religionslehrer erst eben noch im Erstcommunicanten-Unterricht die Bewahrung der Unschuld und zarten Scham wiederholt und eindringlich ans Herz gelegt hat. Diesen Kindern kann allerdings der Besuch einer Kunsthandlung, wie wir sie im Auge haben, die jugendlich-lebhafte Phantasie gründlich vergiften, die Betrachtung eines einzigen derartigen Nuditätenbildes einen Zündstoff in die unschuldige Seele werfen, welche ihr den Tod bringt.

Ich besuchte im vergangenen Frühjahr die Bischofsstadt J. Es war die Woche nach dem weißen Sonntag. In dieser Woche wurde daselbst eben die heilige Firmung an die Erstcommunicanten der umliegenden Landpfarreien ausgespendet. Und da sah ich zufällig einen großen Trupp von Firmlingen mit ihren Pathen der dortigen früher fürstbischöflichen, nun königlichen Residenz zuströmen. Da ich das Innere des Residenzgebäudes noch nicht gesehen hatte, faßte ich den Gedanken, diesen Besuchern des Schlosses mich anzuschließen. „Man muß den Pathli was zeig“, sagte mir ein Firmpathe, den ich in der Treppenhalle ansprach. Nun entspricht das glänzende Innere dieser Residenz allerdings nicht den Vorstellungen,

¹⁾ Oft freilich wohl noch mehr als der zarten Scham. Mir wenigstens ist es kaum zweifelhaft, daß das pestartige Umsichgreifen des Lasters der mollieties, besonders unter der städtischen Jugend, in einigem Zusammenhang mit dem an offener Straße betriebenen modernen Nuditätencultus steht.

die man sich von dem früheren Wohnsitz eines Bischofs zu machen geneigt und gewohnt ist. Die Ausstattung ist eine durchaus profane, nur ganz vereinzelt trifft man im bildnerischen Schmuck auf einen fernen Anklang an religiöse und kirchliche Motive. Aber anderseits ist die künstlerische Ausstattung im Ganzen decent, Nuditäten kommen nur wenige vor, und auch diese sind nicht auffallend anstößig. Und doch wird mir die bei dieser Gelegenheit von mir bemerkte kleine Scene unvergesslich bleiben, wie beim Durchwandern der Säle ein kleiner Kirmeling in meiner Nähe seinen Kameraden aufmerksam machte und mit dem Finger nach oben wies, wo über der Thüre der nackte Oberkörper einer weiblichen Gestalt zum Vorschein kam. Diese kleine Scene war es, welche in mir doch einigen Zweifel erregte, ob der vernommene, im allgemeinen ja nicht zu verwerfende Grundsatz: „Man muss den Bathli was zeig“, hier die richtige Anwendung gefunden, und ob die königliche Schlossverwaltung gut daran gethan, als sie das Entrée für die Kirmlinge auf die Hälfte heruntersetzte. Diese kleine Scene war es auch, welche mir die Anregung gab, obige Zeilen zu schreiben zu Nutz und Frommen unserer christlichen Jugend und behufs Einschärfung der alten Erziehungsmaxime: *Pueris debetur reverentia!*

Ansbach.

Dr. Joh. Ernst.

II. („Fegeseuer-Sünden“ des Clerus.) Ein alter, ehrwürdiger Priester und Synodal-Examinator stellte einem Candidaten der Theologie bei einer Prüfung die Frage, ob ein Beneficiat oder wer sonst zur Chor-Präsenz verpflichtet sei, an den Gebühren theil habe, falls er ohne Entschuldigung und Grund fehle. Selbstverständlich lautete die Antwort im verneinenden Sinne. Nunmehr fragte jener, wie es aber zu halten sei, wenn der Beneficiat zwar im Chore gegenwärtig sei, aber beim Chorgebete sich nachlässig und vollständig zerstreut zeige. „Er hat ein Recht auf die Gebühren“, antwortete der Candidat. „Zawohl“, ergänzte aber unser Examinator, — „sed meretur purgatorium“. Dieses Wort fiel uns des öftern ein, wenn wir Geistliche nachlässig und gleichgiltig in Verrichtung ihrer Amts-Obliegenheiten sahen. Darum wollen wir zu Nutz und Frommen aller einige ähnliche „Fegeseuer-Sünden“ hier zusammenstellen; aus den reichen Erfahrungen längeren priesterlichen Wirkens werden ältere Seelsorger leicht des Mehreren ergänzen können.

1. Unpünktlichkeit im Beginne des Gottesdienstes. Tritt der Priester gewohnheitsmäßig unpünktlich an den Altar (mit einer Verspätung von 1, 2, oft 5 bis 10 Minuten), so fällt nicht zum geringen Theile auf sein Gewissen die Verantwortung für die Verspätung der Laien; denn *exempla trahunt*.

2. Unregelmäßigkeit und unentschuldigte Unpünktlichkeit im Erscheinen zum Chordienste. Ist nicht oft der Grund davon Mangel an Abtödtung, daß man sich dem weichen, warmen Bette nicht entwinden kann? Wie mancher argwöhnische Gedanke wird dadurch bei den in der Kirche Anwesenden wachgerufen, wenn bald dieser, bald jener wie ein Thomas zu spät erscheint?

3. Unnötiges, oft lautes Sprechen in der Kirche oder an der Sacristeithür, die zur Kirche hin offen steht. Abgesehen davon, daß man sich da in der Gegenwart des höchsten Herrn und allmächtigen Gottes doch etwas gar arg vertraulich benimmt, gibt ein ähnliches Verhalten reichen Anstoß bei den Gläubigen, besonders bei der Jugend, der man doch im Gotteshause strenges Schweigen gebietet.

4. Nachlässigkeit in Beobachtung der Rubriken und Ceremonien. Hat etwa nicht auch der unaufmerksame Laie dafür Auge und Sinn? Beachten wir doch einmal, von anderem abgesehen, wie strenge Gott schon im Alten Bunde auf genaueste Beobachtung der gesetzlichen Ceremonien drang (Levit. 5, 15; Deuteron. 7, 11; 28, 15.); wenn das von der umbra galt, was dann von der veritas?

5. „Fixigkeit“ im Breviergebete, die das ganze Officium in bedeutend weniger als einer Stunde, ja selbst in ³/₄ Stunden zu Ende führt. Da heißt gewiß das Einleitungsgebet: Domine ad festinandum me adjuva!

6. Uebermäßiges Fasten bei der Austheilung der heiligen Communion, bei dem Taufritus u. s. w. Wie unangenehm berührt es doch, wenn bei gelegentlicher Besprechung der eine noch „fixer arbeiten können“ will, als der andere?

Gewiß wollen wir durchaus nicht irgend welcher Hengstlichkeit, unnötiger Langsamkeit u. dgl. das Wort reden; aber Ernst und Würde (gravitas) soll und darf unseren priesterlichen Handlungen nicht mangeln, und das Erhalten derselben muß ein steter Gegenstand persönlicher Aufmerksamkeit sein, sowie auch ein Punkt der reformatio in den heiligen Exercitien.

I.

Dr. J. G.

III. (Gelobt sei Jesus Christus!) Im Sommer 1865 hielt sich der große Gelehrte Paul de Lagande in dem schlesischen Badeorte Landeck zur Cur auf. In einem Briefe an seine Frau, worin er sein durch die Naturschönheiten der Berge erfreutes Herz ausschüttet, kommen auch die Worte vor: „Heut sieng ich wieder an zu glauben, als ein achtjähriger Knabe sein „Gelobt sei Jesus Christ“ mir so treuherzig zurief und dabei sein Mützchen zog.“ — Auf den Mann mit dem kindlich-edlen Herzen, den die verkehrten, in der Jugend aufgenommenen Anschauungen vom Christenthum, die Wahrheit nicht finden ließen, machte dieser katholische Gruß aus Kindesmund solch mächtigen Eindruck. Liegt hierin nicht eine Mahnung an alle Katecheten, diesen Gruß dort zu pflegen, wo er im Gebrauch ist, und ihn dort einzuführen, wo er noch fremd ist? — Sonderbarerweise gehört ein Theil des glaubenstreuen Tirol zu den Gegenden, wo die Kinder diesen Gruß dem Fremden nicht bieten. Als ich meine Verwunderung hierüber in einer Stadt Südtirols aussprach, sagte man mir, daß die Katecheten wohl den Entschluß gefaßt hätten, in der Schule darauf hinzuwirken; allein zur Ausführung sei derselbe eben noch nicht gekommen. Vielleicht trägt obiger Briefauschnitt dazu bei, die Ausführung dieses schönen Entschlusses zu beschleunigen.

Mautern.

Professor Dr. A. Kössler C. Ss. R.

IV. (Hohe Lage der Kirche) war von altersher erwünscht.

Schon die Heiden errichteten ihre Altäre und Tempel oft auf Anhöhen und Bergen, weil sie sich da der Gottheit näher fühlten. Auch in der Bibel begegnen uns Opfer auf Bergen: Abraham mußte auf Befehl Gottes auf Moria opfern und Elias that es auf dem Karmel. Salomon baute den Tempel auf Zion und Christus brachte sein welterlösendes Kreuzesopfer auf dem Calvarienberge bei Jerusalem dar; auf dem Plateau des Tabor ward er verklärt und von der Kuppe des Delbergs fuhr er in den Himmel auf. Auf diesen durch Ihn geheiligten Höhen erhoben sich nachmals christliche Gotteshäuser. Die ersten Christen versammelten sich „zur Gemeinschaft des Brotbrechens“, d. i. zur Abendmahls-Feier und heiligen Messe gern in einem „Obergemache“. Was Wunder, daß die alte Kirche, als sie aus den Katafomben heraufsteigen und sich öffentlich zeigen durfte, ihre Gottesbauten allen sichtbar auf Anhöhen stellte. In Ebenen gab man den Kirchen wenigstens einigermaßen eine erhöhte Lage; so stellte man z. B. den Dom zu Mailand auf eine Art Estrade, sodasß man über mehrere Stufen zu den Portalen hinaufsteigt; so auch zu St. Peter in Rom u. s. w. Wie lieblich thront, um gleich wieder zu Kleinem herabzuspringen, in unserem Fallstatt die katholische Pfarrkirche über dem Markte. Um ihr die in der Gothik noch durchaus übliche Ostung geben zu können, mußten unter dem doppelten Chorhaupte gewaltige Unterbauten aufgeführt werden. Größere Kosten zugunsten der Hochstellung einer Kirche hat man indes kaum irgendwo aufgewendet, als in unseren Tagen für das größte Heiligthum von Paris, die Nationalkirche zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu auf dem Montmartre. Das „Norbertusblatt“ in Wien berichtet über dieses großartige Gotteshaus folgendes: „Diese Kirche ist der kostbarste Tempel, der in diesem Jahrhunderte gebaut wurde. Der Rohbau allein hat 23 Millionen Franken gekostet, die alle aus freiwilligen Beiträgen geflossen. Montmartre bot nur 100 Meter Länge und 50 Meter Breite für die neue Kirche und besteht auf seiner Höhe aus fast grundlosem Lehm. Um auf den Gypsgrund zu kommen, mußten 83, meist fünf Meter haltende Senkpfiler 33 bis 35 Meter tief eingelassen werden. Nicht weniger als 35.000 Vollmeter Lehm und Geröll mußten heraus-, und dafür ebenso viel Cement und Steinwerk hineingebracht werden. Also waren mehrere Millionen schon ausgegeben, ehe sich ein Stein über den Boden erhob“. Dafür aber überragt nun diese Prachtkirche die Weltstadt Paris.

Egendorf. Pfarrvicar P. Johannes Geistberger O. S. B.

V. (**Quoad debitum conjugale.**) Ein Weib fühlt sich in ihrem Gewissen bedrängt und möchte wissen, ob sie mit ihrem Manne noch länger gemeinschaftlich leben dürfe oder nicht

1. weil er sein eheliches Recht in der Weise Dnans gebraucht;
2. weil dieses auch zur Zeit der monatlichen Reinigung geschieht;
3. weil er im Zustande der Betrunktheit sein Weib auch unnatürlich,

d. h. durch Betaftung mißbrauche.

Dieses leidet hierbei alle Qualen des Martyrerthums, und setzt sich bei der Weigerung der Gefahr des Lebens aus; besitzt also nicht mehr den Muth sich zu weigern, und geschieht dieses auch, so ist es unnütz.

Nur Flucht oder Trennung bliebe übrig. Was also zu thun?

Ad 1. und 2. applicetur Responsum S. Poenitentiariae ad Episcop. Bouvier pro eodem casu datum 8. Jun. 1842:

Cum tota actus inordinatio ex viri malitia procedat, qui loco consummandi retrahit se et extra vas effundit; ideo si mulier, post debitas admonitiones nihil proficiat, vir autem instet minando verbera aut mortem, poterit ipsa citra peccatum passive se praebere, cum in iis rerum adjunctis ipsa viri sui peccatum simpliciter permittat idque ex gravi causa, quae eam excusat; quoniam charitas, qua illud impedire tenetur, cum tanto incommodo non obligat.

Multo magis de 2^{do} id obtinet, ut mulier simpliciter permittens, quod sine gravissimo incommodo impedire non potest, omni culpa vacet.

W.

VI. (Colportage in den Schulen verboten.) In einem Erlaß des böhmischen Landeschulrathes vom 14. März 1896, Z. 8661, werden die k. k. Bezirkschulräthe angewiesen, den Schulleitungen an Volks- und Bürgerschulen, sowie den Religionslehrern und anderen Lehrpersonen an diesen Anstalten einzuschärfen, daß sie einerseits nicht selbst literarische Erzeugnisse unter die Schulkjugend colportieren und andererseits zu verhüten suchen, daß seitens anderer Personen eine unbefugte Colportage in den Schulen stattfinde.

Zu diesem Erlaße sollen die nationalen, hussitischen und socialistischen Bestrebungen Anlaß gegeben haben, die man durch Druckschriften unter die Schulkjugend trug. Bedauerlich ist nur, daß durch diesen Erlaß auch das „Werk der Kindheit Jesu“ in Böhmen geschädigt wird, da nach demselben durch die Religionslehrer auch die Bücher der „Heiligen Kindheit“ an die Schulkjugend nicht mehr ausgetheilt werden dürfen. Hoffentlich werden bald die nöthigen Schritte geschehen, damit der genannte Erlaß eine Correctur erfahre. Gestatten doch zwei Ministerial-Verordnungen (vom Jahre 1870 und 1879) die Austheilung von Büchern durch die Lehrpersonen an die Schulkjugend.

y.

VII. (Disciplinar-Maßregeln gegen Religionslehrer.) Zufolge dem § 36 des Gesetzes vom 2. Mai 1883 (R.-G.-Bl. Nr. 53) und dem Ministerial-Erlaße an den niederösterreichischen Landeschulrath vom 14. Jänner 1878, Z. 12.682, sind „die Schulbehörden unzweifelhaft berechtigt, gegen Pflichtverletzungen auch der dem Seelsorgerclerus angehörigen, nicht schulbehördlich angestellten Religionslehrer der öffentlichen Volksschule — insofern sich diese Pflichtverletzungen auf die Ausübung der Lehrthätigkeit in den Schulen beziehen — mit Disciplinar-Maßregeln vorzugehen. Die besondere Stellung dieser Religionslehrer bringt es jedoch mit sich, daß gegen dieselben die schulbehördliche Disciplinargewalt nicht in der Art angewendet werden kann, wie es gegenüber den von den Schulbehörden angestellten Lehrern gesetzlich vorgezeichnet ist; auch können als Disciplinar-Maßregeln gegen solche Religionslehrer füglich nur der Verweis und die Entfernung von dem betreffenden Religionslehramte

in Anwendung kommen. Es erscheint vielmehr wegen der besonderen Stellung dieser Religionslehrer geboten, daß die Schulbehörden unmittelbar gegen dieselben erst dann vorgehen, wenn es nicht gelungen ist, die Abstellung wahrgenommener Unzukönnlichkeiten oder den Vollzug der schulbehördlichen Beschlüsse zu erlangen“.

VIII. (Darf ein Katechet zwei Parallelclassen mit einer geringeren Zahl katholischer Kinder bei seinem Religionsunterrichte zusammenziehen?) Diesbezüglich sagt das Gesetz vom 20. Juni 1872, R.-G.-Bl. Nr. 86 im § 2: „Den confessionellen Oberbehörden wird gestattet, durch Zusammenziehung mehrerer Schülerabtheilungen für den Religionsunterricht, oder auf sonstige, die Schulordnung nicht störende Weise nach eingeholter Genehmigung der Schulbehörden Einrichtungen zu treffen, durch welche die Erfüllung dieser Verpflichtung Ertheilung des Religionsunterrichtes durch die Seelsorgegeistlichkeit) erleichtert wird“.

Es ist also die Möglichkeit gegeben, für den Religionsunterricht Parallelclassen zusammenzuziehen. Dazu ist aber ein motiviertes Ersuchen an die Kirchenbehörde zu stellen, welche sich im genehmigenden Falle mit den Schulbehörden ins Einvernehmen zu setzen hat. Zu beachten ist auch, daß es nicht zur Förderung des Unterrichtes dient, wenn eine sehr große Anzahl Schüler in einer Classe vorhanden sind; mehr als 80 dürfen es nicht sein, 60 sind genug; auch ist die Herhaltung der Disciplin umso schwieriger, je mehr Schüler in einer Classe beisammen sind; endlich wird die Remuneration des Katecheten nicht nach der Classenzahl, sondern nach der Stundenzahl, in denen er unterrichtet, berechnet, sohin entfällt für die eingezogene Classe die Remuneration. y.

IX. (Monopol-Pfarrer) — d. h. solche, die alles selber und allein thun wollen — handeln: 1. unchristlich; denn bisweilen ist es ein gewaltiges Selbstbewußtsein, das sie dazu treibt — sed charitas non inflat; oder es ist kleinliche Eifersucht — non aemulatur — lauter unchristliche Motive, die es bisweilen dann fügen, daß solche geistliche Principale es nicht bloß ungern sehen, sondern geradezu verbieten, wenn der Cooperator mit den Ortsleuten conversiert oder ein Haus besucht u. dgl. — charitas non cogitat malum — non irritatur — 2. lieblos gegen den Cooperator, dem sie keinen Einblick in die Amtsgeschäfte gestatten, obwohl der junge Mann auch etwas lernen sollte — charitas benigna est — 3. unflug — ist es ja vorgekommen, daß z. B. nach einem Versehgange, den der Pfarrer gemacht hatte, vom Kranken heimlich der Cooperator — der Vertrauensmann desselben — gerufen wurde und könnte in einem solchen Falle nicht der Chef Anlaß geben zu einer sacrilegischen Beicht? — charitas non est ambitiosa — 4. ungeschickt — mancher hat sich schon durch Ueberanstrengung verdorben — 5. kleinlich — besonders wenn er seiner Wirtschafterin oder andern guten Freunden glaubt, daß er eigentlich das Factotum sei: „Ja, Herr Pfarrer, wenn Sie predigen, wenn Sie . . . und Sie . . . dann hat die Sache Zug!“ charitas non agit perperam! non quaerit,

quae sua sunt — omnia suffert, omnia credit, omnia sperat, omnia sustinet!

Naturns (Tirol).

Par.

X. (Ist die benedictio mulieris post partum erlaubt, wenn eine Katholikin mit einem Protestanten die Ehe vor dem akatholischen Minister unter dem Vertrage eingegangen hat, daß nur die Mädchen katholisch getauft werden sollen?) Ein protestantischer Vater kommt zum katholischen Pfarrer und erklärt, er lasse sein neugeborenes Töchterlein nur unter der Bedingung katholisch taufen, daß der Pfarrer die Wöchnerin hervorsegnen. Andernfalls werde er es ebenso wie die Knaben zum protestantischen Pastor bringen.

Der Pfarrer legt die Frage dem Bischofe vor, dieser wendet sich an den heiligen Stuhl mit der Bitte um Weisung. Die Antwort der S. C. C. lautete: Ex congressu die 7. Maji 1897:

1. Obstat S. C. Concilii, quae in una Wratislaviens. 18. Jun. 1859 id vetat.

2. Benedictio haec mulierem respicit, quae prorsus indigna est, non infantem, nisi satis late secundo.

3. Scandalum ipsum, quod vitari non potest, id prohibet.

B.

XI. (Die ungarische Civilehe — kein Concubinat?)

Vom kirchlichen Standpunkte aus muß jede eheliche Verbindung, bei welcher nicht die von der Kirche vorgeschriebene Form der Eheschließung angewendet wurde, als ein Concubinat bezeichnet werden. Die Civilehe, welche der Staat in einzelnen Ländern gesetzlich vorschreibt, gilt in den Augen der Kirche nicht als Eheschließung vor Gott und dem Gewissen. Das will aber der ungarische Gerichtshof nicht anerkennen. Er verurtheilt solche Personen, welche behaupten, daß die ungarische Civilehe bei Katholiken nur ein Concubinat inauguriere, zum Gefängnis. So erging es unlängst dem Redacteur des „Altkotmány“, eines Organs der Volkspartei. Dieser, Josef Miller, hatte einen Artikel veröffentlicht, worin er behauptete, daß die Civilehe ohne kirchliche Einsegnung ein Concubinat sei. Darauf hin wurde er wegen Aufreizung gegen das ungarische Gesetz angeklagt und vor das Geschwornengericht gestellt. Diese Geschwornen bejahten mit 9 gegen 3 Stimmen die Schuldfrage. Der Gerichtshof verurtheilte den Redacteur zu einem Monat Staatsgefängnis und zu 300 fl. Geldstrafe.

R.

XII. (Privaturtheil in theologis oder unanimis consensus patrum?) Auf theologischem Gebiete gefallen sich hie und da Autoren darin, auf Kosten der Tradition geistreich zu erscheinen. Ihr wissenschaftliches Privaturtheil stellen sie über die Lehre der Väter, welche zu kritisieren und zu corrigieren sie nicht anstehen. Solcher Autoren gab es auch zur Zeit des Abbanus Maurus, welcher Abt zu Fulda und nachmals Erzbischof von Mainz war. Sie klagten, daß sich Abbanus so strenge an die Väter halte; das sei sclavisch; er müsse seine persönlichen Ideen vorziehen. Diesbezüglich schrieb nun der gelehrte Abt an den Kaiser

Yothar: Es heißt, einzelne Gelehrte tadelten mich, daß ich die Aussprüche der Väter statt der meinigen vortrage. Aber was ist darin Unzukömmliches, daß ich nicht meine Erfindungen dem Leser darbiere, sondern die Lehre dieser in der ganzen Kirche verehrten Meister? Nützlich scheint es mir für das allgemeine Beste und entsprechend der Demuth eines Ordensmannes, in allem den Spuren der Väter zu folgen. Die da weltliche Ehre suchen, mögen meinethalben ihre anmaßenden Meinungen vortragen oder niederschreiben. Ich für meine Person kenne keinen anderen Ehrgeiz, als Gott auf dem Wege zu suchen, welchen die Heiligen uns vorgezeichnet haben. Zu diesen Worten bemerkt der gelehrte Benedictiner Mabillon in der Lebensgeschichte des Rhabanus Maurus: Möchte es Gott gefallen, daß die Autoren unserer Tage dieselbe Methode befolgten! Aber statt dessen verlieren sie sich in ein Labyrinth von neuen Lehren und von rein menschlichen Systemen, welche für die Religion höchst verhängnisvoll sind. Folgen wir, wie Rhabanus Maurus, den Fußstapfen der heiligen Väter. Wir sind dann stets sicher, unserer Mutter, der heiligen Kirche, zu folgen.

Bayern.

P. Josef a Leonissa O. M. Cap.

XIII. (Fortgesetztes Studium der Moral.) Als Bischof ernannte der hl. Alphons von Liguori bei jeder Gelegenheit seinen Clerus, das Beichtvateramt gut auszuüben. So in einem eigenen Erlasse an alle Welt- und Ordenspriester seiner Diocese. Da heißt es denn unter anderem: Um sein Amt gehörig auszuüben, darf der Beichtvater niemals vom Studium der Moral ablassen. Dieses Studium ist nicht so leicht, wie einige meinen; es ist vielmehr ein sehr schwieriges und weit umfassendes. Und zwar dies wegen der Unzahl verschiedenartiger Nebenumstände, welche bei jedem Gewissensfalle vorkommen können, und die bewirken, daß man bei fortgesetztem Studium immer auf neue Dinge stößt; sodann aber auch, wegen der vielen positiven Gesetze, welche heutzutage bestehen. Wenn daher ein Beichtvater es unterläßt, immerfort in den Büchern nachzulesen, so wird er mit der Zeit leicht auch das noch veressen, was er früher schon gemußt hatte. Darum empfehlen wir allen, das fortgesetzte Studium der Moral nicht beiseite zu setzen, besonders wenn Fälle vorkommen, welche wichtige Folgen nach sich ziehen, wie z. B. wenn es sich um Contracte, Restitutionen, Ehehindernisse u. dgl. handelt. In solchen Fällen ist es nicht selten nothwendig, nicht bloß in den Büchern nachzuschlagen, sondern auch sich mit gelehrten Männern zu berathen. —

P. Josef.

XIV. (Behandlung der Gelegenheitsjünder und deren Helfershelfer.) Der hl. Alphons von Liguori mahnt in eigenem Erlasse an den Diöcesan-Clerus die Beichtväter, diejenigen, welche sich in einer freiwilligen nächsten Gelegenheit zur Sünde befinden, nicht loszusprechen, wenn nicht zuvor die Gelegenheit weggeräumt worden; selbst in dem Falle der unvermeidlichen Gelegenheit sei die Losprechung so lange aufzuschieben, bis eine hinlängliche Erfahrung gezeigt hat, daß aus der nächsten Gelegenheit eine entfernte geworden ist. Vorzüglich aber sollen sie sich hüten, Verlobte und andere junge Leute loszusprechen,

welche Liebchaften unterhalten, und öfters zusammenkommen, wenn nicht vorher jede Gelegenheit zur Sünde weggeräumt wäre. Denn, wenn auch bis dahin noch nichts Böses geschehen, wird es doch gewiß später nachfolgen, sofern nicht dem Handel kurzweg ein Ende gemacht ist. Insbesondere aber sollen sie Eltern und Herrschaften die Losprechung verweigern, welche Personen verschiedenen Geschlechtes einen gegenseitigen Verkehr mit Gefahr der Sünde gestatten, so lange sie nicht in der That einen solchen gefährlichen Umgang verhindert haben.

P. Josef.

XV. (Der private Ablasssegen der Tertiarien.)

Bei einer Versammlung geistlicher Herren kam das Gespräch auf die private Ertheilung der sogenannten Generalabsolution an die Tertiarien des hl. Franciscus. Der eine Theil war der Meinung, diese Generalabsolution könne privatim nach der Beichte nicht bloß an den 9 bestimmten Festen ertheilt werden, sondern auch schon im Laufe des ganzen, den 9 Festen vorhergehenden Tages. Der andere Theil erklärte dagegen, es sei nicht gestattet, dieselbe am Vormittage des vorhergehenden Tages zu ertheilen. Letzterer berief sich für seine Meinung unter anderem auf den in manchen einschlägigen Schriften beliebten Ausdruck „Vorabend der Feste“; dieser könne doch nicht schon vom Morgen der vorhergehenden Tage verstanden werden. Wer hat nun thatsächlich Recht?

Der Wortlaut des Decretes vom 21. Juli 1888, herausgegeben von der heiligen Ablasscongregation zugunsten der Tertiarien, läßt durchaus keinen Zweifel. Da heißt es nämlich ausdrücklich: „per praesens decretum declarat et decernit, quempiam praedictorum Sodalium Absolutionis seu Benedictionis participem fieri posse pridie diei, quo ipsa in Indice Indulgentiarum ejusdem Tertii Ordinis elargienda recensetur, non tamen publice, sed privatim tantummodo, nempe post expletam sacramentalem Confessionem. Das deutsche Vorabend hat den Sinn von Vortag, ähnlich wie das lateinische vigilia den ganzen vorhergehenden Tag bezeichnet.

P. Josef.

XVI. (Rundschreiben Leo's XIII.)

Die von P. Joseph M. Thuille, O. S. B., Rector der Theologie im Stifte Marienberg (Tirol) im dritten Hefte dieses Jahrganges S. 740 zusammengestellten Rundschreiben Leo's XIII. ergänzt der Recensent im Wiener „Vaterland“ noch durch folgende Angaben: 1887, 20. September, Vi è ben noto, an die italienischen Bischöfe; 1887, 22. December, Officio Sanctissimo, an die bayerischen Bischöfe; 1888, 24. Juni, Saepe Nos, an die irländischen Bischöfe; 1890, 15. October, Dall' alto dell' Apostolato an die Bischöfe, den Clerus und das Volk Italiens; 1890, 20. November, Catholicae Ecclesiae, an alle Bischöfe, über die Abschaffung der Sklaverei; 1891, 3. März, In ipso supremi, an die österreichischen Bischöfe; 1891, 25. Juni, Pastoralis Vigilantiae, an die portugiesischen Bischöfe; 1892, 23. Mai, Quae conjunctim, an die Bischöfe der Kirchenprovinz Newyork; 1892, 8. December, Inimica vis an die italienischen Bischöfe und Custodi di quella fede, an das italienische Volk über die Frei-

maurerei; 1893, 31. Mai, Clara saepenumero, an die nordamerikanischen Bischöfe; 1893, 2. September, Constanti Hungarorum, an die ungarischen Bischöfe; 1893, 25. October, Non meliori, an die spanischen Bischöfe; 1894, 13. März, Caritatis providentiaeque, an die polnischen Bischöfe; 1894, 2. Juli, Litteras a Vobis an die brasilianischen Bischöfe; 1894, 24. December, Christi nomen, über das Institut der Propaganda; 1895, 6. Jänner, Longinqua oceani, an die nordamerikanischen Bischöfe; 1895, 14. April, Amantissimae, an die Engländer; 1895, 11. Juni, Unitatis christianae, an die Ägypten; 1895, 10. Juli, Permoti Nos an die belgischen Bischöfe; 1896, 1. Mai, Insignes Deo, an die ungarischen Bischöfe. S.

XVII. (Gebrauch der Muttersprache bei der heil. Taufe.) Am 23. August 1880 entschied die S. C. Univ. Inquis. auf eine diesbezügliche Anfrage, es sei gestattet, die nöthigen Fragen bei der heiligen Taufe zuerst in der liturgischen lateinischen Sprache zu stellen, dieselben aber sodann in der betreffenden Muttersprache zu wiederholen, damit sie vom Taufpathen und (eventuell) dem Täufling verstanden werden; sie nur in der Muttersprache zu stellen, wurde geantwortet non expedire. Von einer strengen Verpflichtung dieser Bestimmung kann aber nur in jenen Diöcesen die Rede sein, wo das römische Rituale einfachhin und ganz recipiert wurde. Vielsach haben nun die Bischöfe ihre Diöcesanritualien dem römischen wohl accommodiert, aber mancherlei eigene Riten sowie den Gebrauch der Muttersprache beibehalten. Wenn daher (wie im neuen Linzer Diöcesan-Rituale) die ausschließliche Anwendung der lateinischen Sprache oder die Wiederholung zuerst in der lateinischen, sodann in der Muttersprache nicht strenge gefordert wird (da die betreffenden Fragen zc. lateinisch und deutsch nebeneinander, resp. untereinander stehen, ohne weitere liturgische Vorschrift), so kann der (Diöcesan-) Gebrauch, die Fragen zc. nur deutsch zu sprechen, sicher nicht beanständet werden. (sfr. Thalhofer, Handbuch der katholischen Liturgik, 1. Bd. S. 421 ff.)

Wels.

Dr. J. Gjoellner.

XVIII. (Stola bei Begräbnissen und Processionen) trägt nur der Officiator und der fungierende Diacon; die übrigen Welt- und Klostergeistlichen gehen einfach in Chorröcken. Nur wenn Pfarrer bei Processionen collegialiter einhergehen oder Kapläne der Bruderschaften bei öffentlichen Feierlichkeiten, Bittgängen, Leichenzügen u. s. f. die Bruderschaftsmitglieder begleiten, dürfen auch sie die Stola tragen.

Dr. Gjoellner.

XIX. (Consequenzen der österreichischen confessionellen Gesetze.) 1. Ella ist die außereheliche Tochter einer Israelitin geboren im Findelhaufe. Mit 9 Tagen kommt das Kind in die Pflege zu katholischen Eltern nach Böhmen. Das Kind lernt dort böhmische Sprache und katholische Religion. Da es beichtet und communiciert sogar. Mit 11 Jahren kommt das Kind nach Wien zu einer katholischen Pflegemutter.

Auf Grund unserer confessionellen Gesetze muß das Kind als jüdisch in die Schulmatrif eingetragen werden, das Kind muß von der Schulleitung in den jüdischen Religionsunterricht gesendet werden, die katholische Pflegemutter muß das Kind gegen ihre Ueberzeugung in die jüdische Religion senden, obwohl sich das wohlunterrichtete Kind dagegen sträubt. Erst mit 14 Jahren kann das Kind sich taufen lassen. (Commentar überflüssig.)

2. Elisabeth ist die Tochter einer zum Judenthume apostasierten Katholikin. Ihre beide Eltern sind todt. Ihre Großmutter, eine Katholikin, hat das Kind bei sich und erzieht es katholisch. Eine Taufe des vollständig katholisch erzogenen Kindes ist erst mit 14 Jahren erlaubt; die katholische Groß- und Pflegemutter wird gezwungen das Kind in den jüdischen Religionsunterricht zu senden.

X.

J. Z., Cooperator.

XX. (Todtenschein aus Australien.) Paul Schwab war als böhmischer Musikant nach Australien gewandert. Dort wollte er sich Geld verdienen, nach Wien zurückkehren und mit seiner Frau ein Geschäft gründen. Im Jahre 1886 sandte er den letzten Brief nach Wien. Die Gattin war besorgt. Sie wandte sich an den St. Vincenz-Verein. Das hohe Ministerium des Aeußern nahm alle Angaben zu Protokoll im October 1895. Bereits am 2. April traf die Nachricht zuhanden des Vicepräses der Vincenz-Conferenz ein, daß laut Bericht des k. k. Generalconsuls in Sydney Paul Schwab am 21. Juni 1895 zu Pindera in Südaustralien verstorben sei. Da sich aus seinen Papieren ergeben hatte, er sei nach Groß-Tajaz in Mähren zuständig, so wurde der Todtenschein und ein Verzeichnis seines Nachlasses an das k. k. Bezirksgericht Jossowitz in Mähren zur Verlassenschaftsabhandlung gesendet, von wo die Witwe den Todtenschein beziehen kann.

Wien, Pfarre Altlerchenfeld.

Karl Krasa Cooperator.

XXI. (Schluß der Mission und Armenseelen-Andacht in der Weihnachts-Octave.) In einer Pfarre ist der Schluß der heiligen Volksmission am 30. December. Als Zugabe ist noch eine Andacht für die verstorbenen Angehörigen der Pfarre geplant. Abends 7 Uhr ist Predigt. Aber am 31. December soll ein Requiem sein. Die Rubriken gestatten für diesen Tag nullo modo ein Requiem. Es wird wohl eine Tumba aufgestellt werden können. Die heilige Messe muß aber de S. Sylvestro sein. Nach derselben kann die Absolutio ad Tumbam gegeben werden.

Krasa.

XXII. (Privilegium Paulinum.) Die Correspondenz des W. Fr. V. berichtet folgenden interessanten Chefall: Levi K. kommt zum katholischen Seelsorger in ?) und gibt demselben sein Verlangen bekannt, sich taufen zu lassen. Um die Motive befragt, gesteht Levi, daß es ihm hauptsächlich darum zuthun sei, die Katholikin Z. zu heiraten, mit der er schon Kinder habe. Trotzdem nun das Motiv der Bekehrung zum Glauben etwas zweifelhafter Güte erschien, nahm ihn der Seelsorger doch zum Unterrichte an. Da stellte sich nun auch noch heraus, daß Levi schon früher verheiratet gewesen, daß er jedoch seiner gleich ihm jüdischen Frau den

Scheidebrief gegeben habe, wodurch beiden nach österreichischem Rechte eine Wiederverehelichung freistand; die getrennte Frau war unbekannten Aufenthalts, Levi habe sich weiter um sie nicht gekümmert. Der Seelsorger legte den Fall dem Ordinarius vor und erhielt den Auftrag, den Unterricht fortzusetzen, indes aber den Aufenthalt und die näheren Lebensumstände der früheren Frau Levis zu erforschen und hierüber zu berichten. Bei dieser Nachforschung stellte sich heraus, daß diese Frau sich nach der Scheidung von Levi habe taufen lassen, aber eine neue Ehe nicht eingegangen sei. Was war nun zu thun?

Antwort: Es ist unumstößliche Lehre der Kirche, daß Christus (Matthäus, 19) das mosaische Recht, den Scheidebrief zu geben, aufgehoben und die Ehe wieder zu ihrer ursprünglichen Einheit und Unauflöslichkeit zurückgeführt hat. Die nach bürgerlichem Rechte und jüdischen Gebräuchen zwischen Levi und seiner ersten Frau geschlossene Ehe besteht also nach kirchlichem Rechte als *matrimonium legitimum* aufrecht trotz des gegebenen und angenommenen Scheidebriefes. Würde Levi mit dieser seiner Frau zugleich durch die Taufe in die Kirche eintreten und würden beide die frühere eheliche Gemeinschaft fortsetzen wollen, so wäre kirchlicherseits eine Consenserneuerung nicht einmal nothwendig, staatlicherseits jedoch wären sie gehalten, neuerdings die Ehe zu schließen, da vor dem staatlichen Forum die frühere Ehe durch den Scheidebrief getrennt worden ist. — Nun will aber Levi sich taufen lassen und die Katholikin Z. heiraten. Dies wäre nur dann möglich, wenn die frühere Frau des Levi ungetauft geblieben und von der competenten kirchlichen Autorität interpelliert, ob sie mit Levi ehelich in Frieden und „*sine contumelia creatoris*“ leben wolle, eine negative Antwort gegeben hätte. Infolge des *Privilegium Paulinum* (I. Cor. c. 7) nämlich steht es dem gläubig gewordenen Theile, wenn der ungläubig bleibende nicht, oder nicht „*sine contumelia creatoris*“ die eheliche Gemeinschaft fortführen will, frei, eine neue christliche Ehe einzugehen. Daß die Interpellation durch die competente kirchliche Autorität geschehen müsse, steht nach Bened. XIV. de Synod. l. 13, c. 21, n. 4 fest. Unter „*contumelia creatoris*“ aber ist alles zu verstehen, was darauf hinausgeht, den gläubig gewordenen Theil wieder vom Glauben abzubringen oder ihn zu schwerer Sünde zu verleiten. Staatlicherseits gäbe es in unserem Falle nichts weiter vorzulehren, da ja Levis frühere Ehe durch den Scheidebrief schon getrennt ist. Hätte jedoch Levi bis zur Taufe mit seiner früheren Frau die Ehe fortgesetzt, so könnte er doch vom *Privilegium Paulinum* Gebrauch machen, nur müßte er vor Eingehung der christlichen Ehe mit Z. die Auflösung der früheren jüdischen durch gerichtlichen Spruch nach dem Hofdecrete vom 28. Juni 1806, Nr. 771 Z. O. G. erwirken. — Anders verhält sich aber nun die Sache, da Levis frühere Frau noch vor ihm die heilige Taufe empfangen hat. Ihr wäre es, falls sie sich hätte verhehelichen wollen, zugestanden, vom *Privilegium Paulinum* Gebrauch zu machen. Hätte sie an Levi die Interpellation gerichtet und hätte derselbe hierauf eine negative Antwort gegeben, sie aber insofgedessen eine christliche Ehe bereits eingegangen, so wäre das frühere *matrimonium*

legitimum durch das von ihr geschlossene matrimonium sacramentale gelöst, und Levi wäre dadurch frei geworden und berechtigt, entweder eine zweite jüdische Ehe einzugehen, oder nach vorhergegangener Taufe die B. zu heiraten. Es steht nämlich durch das Decret des heiligen Officiums vom 1. August 1759 fest, daß bei Anwendung des Privilegium Paulinum als der Moment der Auflösung der in infidelitate geschlossenen Ehe nicht der der Taufe des einen Theiles, auch nicht der Moment der negativen Antwort auf die Interpellation, sondern erst der Moment der Eingehung einer neuen sacramentalen Ehe seitens des gläubig gewordenen Theiles anzusehen ist. Nun ist aber Levis Gattin nach der Taufe keine neue Verbindung eingegangen, es besteht also trotz des Scheidebriefes kirchlicherseits das vinculum naturale der in infidelitate geschlossenen Ehe fort, und würde im Momente, wo auch Levi sich taufen läßt, zum vinculum sacramentale, die Ehe beider würde ein matrimonium ratum, und beide wären im Gewissen verpflichtet, wieder zusammenzuziehen und ihre frühere eheliche Verbindung fortzusetzen. Ein Hindernis staatlicherseits läge nicht vor, nur müßten sie, wie oben gesagt, staatlich neuerdings die Ehe in aller Form schließen, da ihre frühere vor dem Forum des Staates als durch den Scheidebrief aufgelöst gilt.

Wenn nun der Seelsorger zuletzt berichtet, daß wohl die frühere Gattin des Levi bereit wäre, mit ihm, sobald er getauft würde, wieder ehelich zu leben, Levi jedoch es vorzog, seine Bitte um die Taufe bei solchen Umständen zurückzuziehen, so mag das ein Fingerzeig sein, wie wichtig die Mahnung des Rituals sei, bei Juden, die sich zur Taufe melden, vorerst sorgfältig die Lauterkeit der Motive ihrer Bekehrung zu erforschen.

XXIII. (Concubinats, ein Mangel der Unbescholtenheit.) Die Gemeinde N. hat eine gewisse N. T., welche sich in der Gemeinde aufgehalten, aber dahin nicht heimathberechtigt war, ausgewiesen, weil sie mit einem verheirateten, von seiner Gattin geschiedenen Manne, im Concubinate lebte und dadurch öffentliches Aergernis verursachte. Diese Sache wurde vor den k. k. Verwaltungs-Gerichtshof gebracht und dieser entschied am 22. Juni 1895, B. 3187, daß durch das erwiesene Concubinats der Mangel der Unbescholtenheit als vorhanden anzusehen ist, weshalb der Ausweisungs-Beschluß begründet erscheint. R.

XXIV. (Stoltaxfrage.) Das k. k. Statthalterei-Präsidium in Böhmen hat unterm 11. April 1897, Nr. 2621 an die k. k. Bezirkshauptmannschaften einige Weisungen ergehen lassen, wie sie bei Klagen gegen Stoltax-Ueberschreitungen vorzugehen hätten. Eine Verjährung liegt nach § 4 der Ministerial-Berordnung vom 3. April 1855 bei Stoltax-Contraventionen vor, wenn vom Zeitpunkte der begangenen Uebertretung drei Monate verstrichen sind, ohne daß hierüber ein Verfahren eingeleitet wurde. In diesem Falle sind die Parteien sowohl mit der Anzeige der behaupteten Contravention, als auch mit ihrem Verlangen um Rückersatz abzuweisen, weil nach § 26 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 der Anspruch über die den Schuldigen zu treffenden Ersatzleistung mit dem Straferkennt-

nisse zu verbinden ist.¹⁾ Liegt eine Verjährung nicht vor, so ist wohl ins Auge zu fassen, daß sich die Stolatagordnung nur auf ganz bestimmte Leistungen bezieht. Wenn die Parteien eine besondere Form, eine nicht von der Pfarre bestimmte ihnen beliebige Stunde verlangen u. dgl., so ist dies nicht mehr Gegenstand der Taxe, sondern der freien Vereinbarung über nicht patentmäßige Functionen. Die Berufung auf eine „gewöhnheitsmäßige“ Stola findet dagegen nicht statt, denn auf Gewohnheiten darf nur in jenen Fällen Rücksicht genommen werden, in welchen sich ein Gesetz ausdrücklich darauf bezieht.

Linz.

Msgr. Prälat Dompropst A. Pinzger.

XXV. (Bezüglich der örtlichen Lage des Friedhofes ist noch das Hofdecret vom 23. August 1784 maßgebend.) Das Ministerium für Cultus und Unterricht erklärte die Erweiterung des conf. Friedhofes in Str. vom sanitären Standpunkte nicht für zulässig, sondern verlangte eine Verlegung desselben und stützte sich auf den Commissionsbefund vom 21. September 1891. Die Gemeinde bestritt die Nothwendigkeit einer Verlegung, da das Schulgebäude 13 Meter, die Mühle 23 Meter entfernt sei, also auch die Entfernung im Falle einer Erweiterung noch eine entsprechende sei. Schließlich entschied aber der Verwaltungs-Gerichtshof mit Erkenntnis vom 17. April 1896, Z. 2329 gegen die Gemeinde unter Hinweis auf das Hofdecret vom 23. August 1784, wonach künftig „alle Gräfte und Gottesäcker, die sich inner dem Umfang der Ortschaften befinden, geschlossen und außer die Ortschaften in eine gehörige Entfernung“ verlegt werden sollen. Aus diesem Hofdecrete, welches durch keine spätere gesetzliche Vorschrift abrogirt worden sei, gehe hervor, daß die Friedhöfe verlegt werden müßten, sobald die „gehörige“ Entfernung nicht vorhanden sei. Welche Entfernung aber als eine gehörige anzusehen sei, muß dem sachverständigen Ermeßsen der Behörden überlassen werden.

Msgr. Pinzger.

XXVI. (Verpflichtung des Kirchenpatrons zu Pfarrhof-Adaptierungen in Böhmen.) Es wurde constatirt, daß die Pfarrhofwohnräume in Modrau kalt, feucht und theilweise zum Bewohnen ungeeignet seien. Es wurde nun das Patronat beauftragt, für Beseitigung der sanitären und baulichen Uebelstände Sorge zu tragen und ein Bauproject vorzulegen. Das Patronat aber beschwerte sich dagegen, weil der Bau nicht unaufschiebbar sei, und ein vermehrtes Cultusbedürfnis involviere, zu welchem nach § 32 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 der Patron nicht herangezogen werden könne. Der Verwaltungs-Gerichtshof wies die Beschwerde mit Erkenntnis vom 5. Februar 1896, Z. 755 als unbegründet ab, da die Adaptierung des Pfarrgebäudes nicht wegen eines erhöhten Cultusbedürfnisses, sondern wegen der Untauglichkeit des bisherigen Pfriindengebäudes nothwendig geworden. Nach § 57 des Gesetzes vom 7. Mai

¹⁾ Die Stadtgemeinde Linz hat in einem Falle, wo die drei Monate schon verstrichen waren, doch noch zugunsten des Rückersazes von zuviel verlangten Gebühren (es handelte sich nur um 3 fl.) ausgesprochen, was nach obigem dem Gesetze nicht entspricht.

1874 bleiben die älteren Vorschriften über die Herstellung und Erhaltung der Pfarrgebäude aufrecht. Nach p. 12 des Concurrenz-Normales vom 18. April 1806 treffen im vorliegenden Falle den Patron die Baukosten und mußte daher an ihn der Auftrag zur Vorlage des Bauprojectes ergehen.

Msgr. Pinzger.

XXVII. (Katechet im Sinne der politischen Schulverfassung und Katechetenstiftung.) Im mündlichen Testamente vom 10. Juni 1862 hatte ein gewisser Dostal 500 fl. für einen Priester, des als Katechet an den neu errichteten Schulen in Wischau in der Religion unterrichtet, legiert. Die Stadtgemeinde Wischau erachtete nun, daß die jährliche Nutzung nur den ausschließlich für den Religionsunterricht angestellten Geistlichen zuzuwenden sei. Der Verwaltungs-Gerichtshof entschied sich aber laut Erkenntnis vom 5. Februar 1896, Z. 756 zugunsten jedes Katecheten, wenn er auch zugleich Seelsorger war. Denn es muß angenommen werden, daß der Testator das Wort „Katechet“ in dem Sinne gebraucht habe, wie es zur Zeit der Errichtung allgemein und in der Gesetzgebung begründet war. Nach § 54 der politischen Schulverfassung war aber der Katechet immer der Ortsseelsorger oder dessen Cooperator und wurde im Sinne dieser Bestimmung unter Katechet stets jener Priester verstanden, welcher regelmäßig den Religionsunterricht erteilte ohne Rücksicht darauf, ob er auch sonst noch in der Seelsorge verwendet wurde.

Msgr. Pinzger.

XXVIII. (Zur Heimatzuständigkeit des Priesters.) Nach § 10 des Gesetzes vom 5. December 1896 erlangen definitiv angestellte Geistliche mit dem Antritte ihres Amtes das Heimatsrecht in der Gemeinde, in welcher denselben ihr ständiger Amtssitz angewiesen wurde.

Deficienten, Pensionisten, Provisoren bleiben daher immer der Gemeinde zuständig, wo sie zuletzt angestellt waren. Dies hat eine Bedeutung für die Wahlen und sonstige Bürgerrechte, weniger aber für die Altersversorgung, da ja die Weltpriester auf den Tischtitel des Religionsfondes geweiht werden und eventuell auch im Falle der Krankheit aus diesem Fonde und wohl auch aus kirchlichen Fonden Unterstützung genießen. Es war demnach von einer Stadtgemeinde nicht besonders rücksichtsvoll gegen den priesterlichen Stand, als sie die Kosten für einen unglücklichen Priester, der in einem öffentlichen Krankenhause einige Zeit verpflegt worden war, von der Landgemeinde beanspruchte, wo er vor Jahren Cooperator war und hiemit den Priester den sogenannten Quartierern gleichstellte, die auf Gemeindekosten verpflegt werden. Die Stadtgemeinde hätte sich mit ihrer Forderung zuerst an das bischöfliche Ordinariat wenden sollen, wie es dann mit Recht die betreffende Landgemeinde gethan hat. Msgr. Pinzger.

XXIX. (Etwas über Christenlehren.) Es gibt wohl kein Kirchengebot, das zum Besuche der Christenlehre verpflichtet; aber jeder Seelsorger, dem seine Pfarre am Herzen liegt, wird schauen, die Pfarrholden in möglichst großer Zahl für den Besuch der Christenlehre zu gewinnen. Hier sollen einige diesbezügliche Winke folgen.

1. Der Seelsorger mache seinen Pfarrkindern kund und zu wissen, daß es sehnsüchtiger Wunsch der lehrenden Kirche ist, daß Christenlehren gehalten werden. Catech. Rom. p. III. c. IV.; Conc. prov. Vien. Tit. IX. c. V. Haben somit die Geistlichen die Pflicht, Christenlehren zu halten, so haben die Gläubigen die Pflicht (inwiefern man von einer solchen reden kann: die Christenlehren zu hören.

2. Man erinnere die Leute daran, wo es angeht in der Schule, in der Kirche, im Privatgespräch, daß jeder Mensch die Pflicht hat, die Wahrheiten seiner Religion kennen zu lernen. Die bequemste Art, das geeignetste Mittel hiefür sind die Christenlehren, da in denselben die Glaubens- und Sittenlehren ausführlich und im Zusammenhange behandelt werden.

3. Der Seelsorger gebe seinen Gläubigen zu beherzigen, daß die Anhörung des Wortes Gottes, wozu natürlich auch die Christenlehre zu rechnen ist, mit vielen Gnaden verbunden zu sein pflegt. Ist sie ja eine Botschaft vom Jenseits, ein Ruf vom Himmel, eine Willensoffenbarung Gottes des Vaters, eine Fortsetzung durch Gott den Sohn, ein Zuspruch, eine Mahnung Gottes des heiligen Geistes. Pius IX. hat überdies am 18. Juli 1877 auf die Anhörung der Christenlehren einen Ablass verliehen.

4. Das dritte Gebot Gottes befiehlt ferner, den ganzen Sonntag zu heiligen, also auch den Nachmittag. Wie könnte man aber den Sonntag-Nachmittag besser heiligen, als durch Anwohnen der Christenlehre und des darauffolgenden Segens.

5. Durch den Besuch der Christenlehre, die zu hören keine strenge Pflicht ist, die also mehr dem freien Willen, der Großmuth überlassen bleibt, offenbart der Christ so recht seine katholische Gesinnung.

6. Die Kirche empfiehlt sehr nachdrücklich den Besuch des allerheiligsten Altars sacramentes. Viele Gläubige haben hiezu nur an Sonntagen Zeit; man ersuche also die Pfarrleute, sie sollen mit diesen Besuchen auch zugleich die Beiwohnung der Christenlehre verbinden.

7. In vielen Pfarreien existieren Bruderschaften oder religiöse Bünde. Man fordere die Mitglieder derselben auf, durch den fleißigen Besuch der Christenlehre anderen ein gutes Beispiel zu geben.

8. Und wenn schon in einer Pfarre keine derartigen Bünde und Vereine sind, so werden doch brave, christlich gesinnte Familien zu finden sein; auf diese wirke man ein, daß sie ihre Hausleute, Nachbarn, Gevattersleute, Tauf- und Firmpathen u. dgl. zum Besuche der Christenlehre vermögen.

9. Schreiber dieses hat die vollste Ueberzeugung, daß Christenlehre-Predigten nicht nur die leichtesten, sondern auch, wenn sie richtig gehalten werden, die nützlichsten und dankbarsten Predigten sind. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß man jenes mit größtem Interesse verfolgt, was einem zum Theile bekannt, zum Theile unbekannt ist. Gänzlich Unbekanntes ermüdet den Geist, gänzlich Bekanntes wird langweilig. Dieses theilweise bekannt, theilweise unbekannt sein trifft bei der Christenlehre zu. Die Sätze des Katechismus sind den Gläubigen bekannt, oder doch wenigstens kein spanisches Dorf; die Erklärung des Katechismus ist ihnen mehr neu.

Wenn es nun ein Priester versteht, die bekannten Glaubens- und Sittenlehren des Katechismus dem Volke interessant zu erklären, dann kommen die Leute von selbst in die Christenlehre, ja sie kommen gerne, sie freuen sich sogar von einmal auf das anderemal. Dies ist aber nur der Fall, wenn die Christenlehre den ganzen Menschen, seinen Verstand und Willen, sein Gedächtnis berücksichtigt. Darum soll sie wohl überdacht und überlegt, leichtverständlich sein, mit Wärme gehalten werden. Immer aber (und das ist das Wichtigste) muß sie praktisch sein, die Sätze des Katechismus dem Gesichtskreise, der Umgebung, den Lebensverhältnissen anpassen. Dann kann man die Gläubigen sagen hören: „Das habe ich nie gewußt, jetzt verstehe ich es“ u. dgl. . . .

10. Sehr gerne hört das Volk in der Christenlehre Geschichten, Gleichnisse, Parabeln. Bis zu einem gewissen Grade kann man den Leuten mit ihrem kindlichen Verlangen auch nachgeben. Hat ja der göttliche Lehrmeister sich auch so häufig dieses Mittels bedient, um den Zuhörern gewisse Wahrheiten mundgerecht zu machen und bleibend ihrem Gedächtnisse einzuprägen. Es empfiehlt sich jedoch, als solche Geschichten einschlägige Tages- und Zeitereignisse, Lebensschicksale von bekannten Heiligen, namentlich von Heiligen, deren Feste um die Zeit der eben abgehaltenen Christenlehre fällt, einzustreuen.

11. Auch übersehe kein Prediger die scheinbare Kleinigkeit, die es aber in Wirklichkeit nicht ist, fange er zur festgesetzten Stunde pünktlich mit der Christenlehre an und predige er in der Regel nie länger, als eine halbe Stunde. Denn, wenn es auch die Pfarrkinder mit der Pünktlichkeit von ihrer Seite nicht immer so genau nehmen, an einem Geistlichen lieben sie die Pünktlichkeit und nehmen ihm etwaige sich wiederholende Unregelmäßigkeiten mitunter ziemlich übel auf, ja manche bleiben vom nachmittägigen Gottesdienste ganz weg. Also seien wir nicht selbst irgendwie die Schuld am Ausbleiben der Gläubigen und bedenken wir, daß die Anwesenheit der Christenlehre mehr oder minder eine freiwillige religiöse Übung der Pfarrgemeinde ist.

12. Uebrigens kommt aller Segen von oben. Gedenke deshalb der Priester beim *memento vivorum* seiner Pfarrkinder und bitte er für sie um die Gnade, daß sie gerne zur Christenlehre kommen.

13. Bei manchen Christen dürfte das Dichterwort angewendet werden können: „Und willst du nicht willig, so brauch ich Gewalt“, das heißt: Wenn einer selten oder vielleicht nie in eine Christenlehre geht, könnte man ihm den einmaligen oder öfteren Besuch der Christenlehre auch als Buße im Beichtstuhle aufgeben. Es ist ja immerhin möglich, daß er seine Bequemlichkeit, oder sein Vorurtheil gegen Christenlehren ablegt, wenn ihm die Muß-Christenlehren zusagen, und daß er dann freiwillig kommt.

Schärding.

Joachim Scheiber, Beneficiat.

XXX. (Unterbrechung der heiligen Messe.) In manchen Pfarren ist es üblich, daß an den Sonntagen der Quatemberzeiten statt der Predigt nach dem Evangelium der Messe der Rosenkranz eingeschaltet wird, welchen der Celebrant gemeinschaftlich mit dem Volke betet. Ist diese

Unterbrechung erlaubt? Eine kirchliche Entscheidung über diesen speciellen Punkt findet sich bei den Auctoren nicht verzeichnet, man muß sonach urtheilen nach analogen Fällen. Da unter den Fällen, welche eine Unterbrechung der Messe nach dem Evangelium rechtfertigen, auch die Verrichtung von Gebeten angeführt wird, so dürfte auch das Abbeten des Rosenkranzes nicht ausgeschlossen sein. Jedenfalls sind hier Neuerungen nicht am Plage, andererseits aber können rechtmäßige Gewohnheiten, auf welche nach dem hl. Alphonfus (C. 6. n. 351) in dieser Materie besonders zu achten ist, innerhalb der allgemein geltenden Normen über die interruptio missae nicht wohl beanstandet werden. (Vgl. Corresp.)

Freistadt.

Professor Dr. Kerstgens.

XXXI. (Ehrfurcht gegen die heilige Schrift.) Darüber sagte Bischof Rorum in einer Rede an die Theologen des Innsbrucker theologischen Convictes: „Ich wurde einmal tief beschämt. Vor langen Jahren war ich Prediger in Straßburg. Ein protestantischer Pastor besuchte oft die Predigt. Unter einem Vorwande kam er auch zu mir. Wir sprachen über Verschiedenes, und während des Gespräches legte er mir eine Frage vor, und ich sagte: „Verehrter Herr, es steht ja in der heiligen Schrift, lesen Sie selbst.“ „Herr Erzpriester“, sagte er, „ich habe die heilige Schrift schon sechsmal auf den Knien gelesen.“ Und das hat mich tief beschämt, und ich sagte mir: „Wie, das ist ein Protestant und verehrt so die heilige Schrift, wie wir sollten, als das Wort Gottes, und liest sie auf den Knien — und du, ein katholischer Priester, thust das oft nur ganz flüchtig und nicht immer auf den Knien!“

Dr. Kerstgens.

XXXII. (Stolafarbe bei gewissen Andachten.) Werden Andachten, z. B. die Maiandacht, vor ausgesetztem hochwürdigsten Gute gehalten, so ist die Stolafarbe die weiße; für bloße Verrichtung der Gebete mußte nicht gerade die Stola getragen werden, doch kann dieses nach Herkommen immerhin geschehen, und ist dann von der Farbe, welche dem Charakter der Andacht entspricht, also z. B. weiß für Mai-, St. Josephs-, Herz-Jesu-Andacht, roth für Andachten zu Ehren heiliger Märtyrer, des heiligen Geistes, violett oder roth beim Kreuzweg und Andachten zu Ehren des Leidens Christi. Derselben Farbe bedient man sich auch bei den zu den Andachten gehörigen Ansprachen oder Lesungen, wenn sie mit Stola gehalten werden. (Hirtent)

R.

XXXIII. (Das ewige Licht zur Winterszeit.) Um das Gefrieren oder Stocken des Oeles bei großer Kälte zu verhindern, bringe man einen starken Kupferdraht so an, daß derselbe von der Flamme erwärmt, unten tief in das Glas, resp. hinunterragt und folglich dem Oele fortwährend Wärme zuführt. Der Draht soll nicht unmittelbar an der Flamme liegen, weil dieses üblen Geruch verursacht. Da die Wärmezufuhr eine ununterbrochene ist, so reicht sie leicht hin. Statt Kupferdraht genügt auch, fügt „der Anz. f. d. kathol. Geistl. D.“ bei, Eisendraht von entsprechender Dicke oder mehrfach genommen, weil nämlich das Eisen ein minder guter Wärmeleiter ist, als das Kupfer.

R.

XXXIV. (Bemessung der Höhe des Congruabetrages.) Für die Höhe des Congruabetrages ist nicht die Seelenanzahl des Pfarrsprengels sondern die Einwohnerzahl des Ortes, wo der Seelsorger stationiert ist, maßgebend; auch die Nähe der Seelsorgerstation von Curorten ist diesfalls ohne Belang. Denn nach dem Wortlaute des Schemas I. zum Ges. vom 19. April 1885, R. G. B. Nr. 47, ist nicht die Seelenzahl der Pfarrsprengel, sondern die Einwohnerzahl der Städte, Märkte und Orte, woselbst ein Seelsorger oder Hilfspriester stationiert ist, für die Höhe des Congruabetrages maßgebend. Die Begünstigung ferner, daß Seelsorgern in größeren Curorten eine gleich hohe Congrua, wie in Städten und Märkten mit über 5000 Einwohnern gewährt wird, wurde vom Gesetzgeber auf andere Ortschaften, selbst wenn dieselben in der Nähe von Curorten gelegen wären, nicht ausgedehnt. (Erkenntnis des k. k. Verwaltungsgerichtshofes vom 1. Juni 1895, Z. 2818.)

Torskie (Galizien).

Dr. Josef Schebesta.

XXXV. (Art der Ausübung von Nutzungsrechten am Friedhofsgrunde.) Mittels Ministerial-Erlaß wurde dem Besitzer von Nutzungsrechten am Friedhofsgrunde das Grasmähen auf dem gedachten Grunde in der bisherigen Weise untersagt, weil die Art und Weise, in welcher der Besitzer das beanspruchte Nutzungsrecht ausübt, mit dem Cultuszwecke der geweihten Friedhofsstätte nicht vereinbarlich ist. Gegen diese Entscheidung recurrierte der Besitzer an den Verwaltungsgerichtshof, indem er ausführte, daß es nicht in die Competenz der politischen Behörden falle, dem Beschwerdeführer die Ausübung von Rechten zu untersagen, in deren Besitz er durch gerichtliche Erkenntnisse geschützt worden ist. Der Verwaltungsgerichtshof wies die Beschwerde als unbegründet ab, denn die politischen Behörden sind berechtigt, eine dem Charakter eines Friedhofes als Cultusanstalt widersprechende Art und Weise der Ausübung von Nutzungsrechten am Friedhofsgrunde zu untersagen. (Erkenntnis des k. k. Verwaltungsgerichtshofes vom 21. Februar 1895, Z. 931.)

Dr. Schebesta.

XXXVI. (Rechtliche Folgen der Ehescheidung und freiwilligen Wiedervereinigung.) Den Ehegatten A. und B. wurde im Jahre 1876 die einverständliche Ehescheidung bewilligt, und dieselben haben aus diesem Anlasse ein Uebereinkommen geschlossen, worin die B. auf die Leistung irgend welcher Alimentation von Seite des A. insolange verzichtete, als nur eines ihrer beiden Kinder in ihrer Verpflegung sich befindet. Nach zweijähriger Trennung haben die genannten Eheleute im Jahre 1878 die eheliche Gemeinschaft wieder aufgenommen und bis zum Jahre 1892 in gemeinsamem Haushalte gelebt, in welchem Jahre A. seine Gattin verließ. Letztere begehrt nun von A. die Zahlung eines monatlichen Alimentationsbeitrages, wogegen dieser erklärte, daß die ausgesprochene Ehescheidung und daher auch das oben erwähnte Uebereinkommen deshalb noch aufrecht bestehe, weil die Ehegatten es unterlassen haben, gemäß § 110 a. b. G.-B. dem Gerichte ihre Wiedervereinigung in rechtsgiltiger Form anzuzeigen. Allein A. wurde mit seiner Behauptung von allen Instanzen abgewiesen, weil nicht angenommen

werden könne, daß der Gesetzgeber an die Außerachtlassung der Anzeigepflicht die schwere Folge knüpfen wollte, daß dann der Wiedervereinigung keine rechtliche Wirkung zukomme. Der oberste Gerichtshof hat in seiner Entscheidung vom 28. August 1895 Z. 9944 diese Ansicht des Oberlandesgerichtes bestätigt, weil sie vollkommen der klaren Absicht der Gesetzgebung entspricht, welche die Wiedervereinigung geschiedener Eheleute zu begünstigen trachtet und die Rechtswirkung der Wiedervereinigung weder ausdrücklich noch implicite von der Erstattung der gerichtlichen Anzeige abhängig macht. Daher sind durch die Wiedervereinigung der Ehegatten A. und B. die im Jahre 1876 bewilligte Ehescheidung und folglich auch das Uebereinkommen der Ehegatten bezüglich der Alimentation der Frau, beziehungsweise des bedingten Verzichtes derselben auf eine Alimentation, außer Kraft getreten und ist A. nicht berechtigt, seine Gattin nach 14-jährigem ehelichem Zusammenleben eigenmächtig zu verlassen, sondern erst nach neuerdings erfolgter gerichtlicher Scheidung, und ist derselbe gemäß § 91 a. b. G.-B. verpflichtet, seiner Gattin nach seinem Vermögen den anständigen Unterhalt zu verschaffen. Daraus folgt, daß das Scheidungserkenntnis und die eherechtlichen Folgen einer gerichtlichen Scheidung auch durch die dem Gerichte nicht angezeigte Wiedervereinigung der geschiedenen Gatten aufgehoben werden. § 110 a. b. G.-B.) Dr. Schebest a.

XXXVII. (Befreiung von der Concurrenz.) Der Friedhof in P. ist um die Pfarrkirche gelegen, durch eine Umfassungsmauer gegen die angrenzenden Realitäten abgeschlossen und mit der in demselben befindlichen Gruftkapelle, welche nach der maßgebenden Aeußerung des Pfarrers bei den üblichen Friedhofsandachten als Betkapelle benützt wird, im Grundbuche eingetragen. Infolge der Errichtung eines neuen Friedhofes im Jahre 1884 wurde jener nicht mehr benützt. Als nun Reparaturen an der Kapelle wie Umfassungsmauer nothwendig wurden, erklärte die Gemeinde von der Friedhofsconcurrenz befreit zu sein, da eben sie jenen alten Friedhof nicht mehr benütze. Der um seine Entscheidung angangene Verwaltungsgerichtshof wies die Gemeinde ab, indem er erklärte: Bilden die Umfassungsmauer eines Friedhofes und die Gruftkapelle am Friedhofe, unabhängig vom selben, ein Zugehör der Pfarrkirche, so werden die katholischen Ansassen einer eingepfarrten Gemeinde durch den Bestand eines eigenen Friedhofes von der Concurrenz zu den Herstellungen an diesen Objecten nicht befreit. Denn den Objecten, für deren Reparatur die katholischen Ansassen von P. in Concurrenz gezogen wurden, kommt, auch abgesehen von dem Bestande des Friedhofes, also auch im Falle der gänzlichen Auflassung des Friedhofes als Beerdigungsplatzes, die rechtliche Eigenschaft als Theile oder Zugehör der Kirchengemeinde zu, da die Friedhofmauer zur Abgrenzung und Umfriedung des die Pfarrkirche umgebenden, als Begräbnisstätte benützten Kirchengrundes dient, die Gruftkapelle aber nicht bloß bei Beerdigungen, sondern auch bei sonstigen, dem Gedächtnisse der Todten gewidmeten kirchlichen Andachtübungen, also zu Cultuszwecken überhaupt benützt wird, daher zweifellos ein kirchliches Nebengebäude ist. Daher kann von der Gemeinde um eine Befreiung von der Concurrenz

ebensowenig angesucht werden, als diese sich der Concurrenz zur Erhaltung der Kirchengebäude der Pfarre, zu welcher sie eingepfarrt ist, entziehen könnte. (Erkenntnis des k. k. Verwaltungsgerichtshofes vom 8. Juni 1895, Z. 2949.)

Dr. Schebesta.

XXXVIII. (Prälatur und Priesteramt.) Unser jetziger hl. Vater Leo XIII. hatte als junger Priester eine große Neigung zum Ordensstande. Ein befreundeter Cardinal rieth ihm Weltpriester zu werden und dann dem heiligen Stuhle in der Prälatur Dienste zu leisten. Darauf antwortete der neugeweihte Priester dem Cardinal, und nachdem er sein Glück im Priesterthume geschildert, kommt er auch auf das Wesen der Prälatur und des Seelsorgepriesteramtes zu sprechen und da heißt es nach dem Sendboten des göttlichen Herzens: „Ich muß Ihnen jedoch in aller Freimüthigkeit erklären, daß ich mich sehr glücklich schätzen würde (und das ist etwas, worum ich den Herrn innigst bitte), wenn ich in dieser Laufbahn (als Weltpriester) alle meine Handlungen, und die Prälatur selbst, dem Priesterstande untergeordnet wüßte, so zwar, daß der Charakter des Prälaten gewissermaßen erlöschen würde in dem viel schöneren Charakter des Priesters. Wenn es auch wahr ist, daß man in den bürgerlichen Gerichtshöfen (des Papstes) in den Delegationen u. s. w. dem heiligen Stuhle dient, so sind diese Aemter für den Geist doch nothwendig Veranlassungen zur Zerstreuung; sie wenden das Herz viel zu viel von dem erhabenen Ziele des Priesterstandes ab, welches darin besteht, direct der Kirche zu dienen und für die größere Ehre Gottes thätig zu sein. Ich las dieser Tage das Leben des hl. Franz von Sales, und ich sagte mir: welch' ein schönes Vorbild ist dieser Heilige für einen Priester, der zur Prälatur erhoben würde!“ —

R.

XXXIX. (Die kirchlichen Verhältnisse im deutschen Protestantismus.) In Deutschland leben die Katholiken neben und unter den Protestanten. Kein Wunder, wenn bei solchen Gliedern der katholischen Kirche, welche lau und schwach geworden sind, Abfälle zum Protestantismus vorkommen. Ein Zweig, der dürr geworden ist, muß von dem ewig grünen Baume abgeschnitten werden. Umgekehrt kehren aber Protestanten in den Schoß der katholischen Kirche zurück und das sind gewöhnlich solche Protestanten, welche die Lehre der katholischen Kirche gründlich kennen lernen und schon länger ein gutes Leben geführt haben. Die Uebertritte zum Katholicismus geschehen fast durchwegs aus vollster Ueberzeugung und die Neuebekehrten sind in überwiegender Mehrzahl dann standhafte Katholiken. Schon daraus ist leicht erklärlich, daß die Uebertritte zur katholischen Kirche weniger sein werden als die Apostasien, da es bekanntlich schwer ist, die Wahrheit selbstthätig zu finden und mit aller Consequenz festzuhalten. Es wird aber einem Protestanten wohl nicht schwer fallen zu erkennen, wo eine größere Strenge im geistlichen Leben, wo mehr Ueberwindungen und Anstrengungen in der Bethätigung des Glaubens gefordert werden, ob im Protestantismus oder in der katholischen Kirche? Offenbar sieht jeder oberflächliche Beobachter, daß es sich im evangelischen Glauben bequemer lebt. Der sinnliche Mensch wird aber zum

bequemeren Glauben leicht zu haben sein. Aus dieser Bequemlichkeit veranlaßt, fallen gewiß viele Katholiken zur protestantischen Lehre ab, da ihnen in Deutschland Gelegenheit geboten ist, zu derselben in leichter Weise überzutreten.

In der That finden wir das durch die statistischen Zahlen bestätigt. Die Katholiken werden im deutschen Reiche von Jahr zu Jahr weniger, die Protestanten aber vermehren sich.

Die protestantische Bevölkerung des deutschen Reiches ist in den Jahren 1867—1890 von 621·4 auf 627·7 für jedes Tausend gestiegen, die Zahl der Katholiken aber ist in denselben Jahren für jedes Tausend von 362·1 auf 357·7 gesunken. Dabei ist zu bemerken, daß innerhalb dieser Jahre Elsaß-Lothringen, welches eine meist katholische Bevölkerung hatte, zu Deutschland gekommen ist. Gerade dieses Reichsland Elsaß-Lothringen hat seit seiner Einverleibung in das deutsche Reich 100.000 Katholiken verloren, dafür aber um 120.000 Protestanten zugenommen. In Preußen fielen in einem Jahre 2562 Katholiken zum Protestantismus ab und 1891 sind aus den gemischten Ehen in Preußen 47.342 Kinder mehr protestantisch als katholisch erzogen worden. Besonders nimmt der Protestantismus in Süddeutschland zu. In Bayern kamen im Jahre 1875 auf tausend Einwohner 712 Katholiken und 277 Protestanten, im Jahre 1890 war dieses Verhältnis 708 zu 280. In München haben sich seit 1875 die Katholiken um 27% vermehrt, die Protestanten aber um 60%, was mehr als die doppelte Anzahl bedeutet. Freilich kann zur Freude aller Katholiken constatiert werden, daß die Katholiken Deutschlands das, was sie an äußerlichen Gliedern verloren, an innerer Kräftigung und Einheit gewonnen haben. Die Macht und das Ansehen der katholischen Kirche hat durch die einzelnen Abfälle nicht gelitten, es waren eben nur morsche Glieder, die nicht in fester Ueberzeugung mit der Kirche zusammenhiengen. Bedauerlich allerdings sind die Abfälle, besonders dort, wo es sich um Kinder aus gemischten Ehen handelt. Die Katholiken Deutschlands wurden geeinigt und fest aneinander geschlossen und Einigkeit macht stark, besonders dann, wenn die Einigkeit durch die Wahrheit gebunden ist, wie es in der katholischen Kirche der Fall. Im Protestantismus vermissen wir die Einheit. Es bestehen in Deutschland viele Landeskirchen. Zum besseren Verständnisse wollen wir einen Blick werfen, wie es in der Gegenwart in den einzelnen protestantischen Landeskirchen bestellt ist.

Die preußische Landeskirche ist auf dem europäischen Continente die größte protestantische Kirchengemeinschaft. Nur die englische und amerikanische Kirche sind größer. Der größte Theil der Kinder des preußischen evangelischen Volkes wird noch auf Jesus Christum getauft und die meisten Ehen holen sich noch den Segen Gottes vom christlichen Traualtar. In Berlin und anderen größeren kirchlich verwahrlosten Städten sieht es freilich diesbezüglich trauriger aus. Es werden viele neue Kirchen gebaut und neue Pfarrstellen begründet, so im Jahre 1892 allein 84. Die Zahl der Communicanten betrug in dem gleichen Jahre 5,766.577. In Ostpreußen sind es 44·15%, in Westpreußen 45·07%, in Pommern 44·86%, in Schlesien 48·10%, in Posen sogar 63·49%, in Sachsen 40·36%, in Brandenburg 39·99%, in Westfalen 39·06% und im Rheinlande, wo der Einfluß des reformierten Elementes stark ist, nur 30·61%. Die Zahl

der Kranken- und Privatcommunione mehrten sich. Der Ertrag der regelmäßigen Kirchen- und Hauscolleuten war 1,134.854 Mark, der Ertrag der Schenkungen und Vermächtnisse für kirchliche Zwecke 2,231.330 Mark. Als neues Predigerseminar ist in der preussischen Landeskirche neben der zu Wittenberg (seit 1817) und dem Domcandidatenstift zu Berlin (seit 1854) das zu Soest 1892 entstanden. Die Aufwendungen aus Staatsmitteln für kirchliche Zwecke betrugen: für den evang. Oberkirchenrath 162.167 Mark, für die Consistorien 1,215.774.24 Mark, für evangelische Geistliche und Kirchen 1,609.483.80 Mark. Die preussische Landeskirche hat sich somit gewiss nicht zu beklagen, daß der Staat für sie nichts leisten will. Es ist eine bedeutende Summe, welche der Staat für kirchliche Zwecke jährlich ins Budget einstellt.

In der sächsischen Landeskirche erhielt sich der Nationalismus ziemlich lange, dann kam in ihr aber die lutherische Lehre wieder zu Ehren. Dort werden 94.4% aller Kinder getauft, 97.2% der Eheleute lassen sich auch kirchlich trauen, 46.85% gehen zum Abendmahl, doch herrscht diesbezüglich großer örtlicher Unterschied z. B. in Bauten 100%, in Leipzig nur 23.6%. Im Jahre 1892 entstanden 8 neue Parochien, darunter 4 in Leipzig, 2 in Zwickau, 19 neue ständige geistliche Stellen und 8 Hilfsgeistlichenstellen wurden begründet, 6 neue Kirchen gebaut und 23 adaptiert. Die Kirchencolleuten ergaben 127.468 Mark, der Gesamtbetrag kirchlicher Stiftungen und Vermächtnisse war 397.543 Mark. Hier fällt uns der geringe Betrag bei Sammlungen auf.

In Hannover ist ein fürsorgliches Kirchenregiment. Im Durchschnitt hat diese Landeskirche 59.5% Communicanten aufzuweisen, darunter Lüneburg-Celle 94%, Aurich (reformiert ostfriesisch) nur 15.1%. Von 1887 bis 1892 wurden 17 neue Kirchen gebaut, darunter aber nur eine in einem neugegründeten Kirchspiele. In derselben Zeit sind 12 neue Pfarrstellen errichtet worden. In den letzten 6 Jahren hatte die Landeskirche an Vermächtnissen und Schenkungen 1,373.115 Mark.

In der protestantischen Landeskirche zu Bayern ist nach der Zeit des Nationalismus das Lutherthum wieder erstarkt besonders durch den Einfluß des Predigers Krafft. Dem gegenwärtigen bayerischen Oberconsistorium wird Festigkeit und Milde zugeschrieben. In Bayern werden 99.54% aller protestantischen Kinder getauft, 98.92% aller Ehen werden kirchlich eingesegnet, darunter 53.8% der Mißhehen, die Zahl der Communicanten beträgt 68.3%, im Decanat Nürnberg gar nur 22%; 1892 wurden 2 neue Pfarrstellen und 5 Pfarrverweserstellen errichtet, 12 Kirchen und 18 Bethäuser erbaut. An Stiftungen, Schenkungen, Collecten kam die Summe von 1,180.078 Mark ein, von einem Kopf durchschnittlich mehr als 90 Pfennige, eine Ziffer, die in keiner anderen Landeskirche erreicht wurde.

Die württemberg'sche Landeskirche ist das Land der Bibelstudien. Die Bibelerklärung und Privaterbauung, sowie die brüderliche Zuchtübung wird reichlich geübt. Diese Uebungen sind das Gegengewicht gegen die Kritik der Tübinger Schule. In ganz Württemberg blieben 1892 56 Kinder ungetauft, davon 36 in Stuttgart. 198 Paare verweigerten in diesem Jahre die Trauung, darunter wieder in Stuttgart 141. Die Erträge der kirchlichen Collecten betrugen 517.000 Mark.

In der Landeskirche Badens herrscht keine Einigkeit, sondern Kampf zwischen der Schenkelschen und Ullmann'schen Richtung. Die positiv-protestantische Richtung scheint an Anhänger zu gewinnen, die liberale arbeitet aber auf dem Gebiete der socialen Frage und dem der inneren Mission mit, da in dieser Beziehung Einigkeit herrscht. 98% aller Kinder wurden in Baden getauft, 97.2% der Ehen kirchlich eingesegnet, darunter bei Mißhehen 55.83%. Die Zahl der Communicanten betrug 55.3%. An Armengeldern, Kirchen- und Hauscolleuten entfielen auf den Kopf 70 Pfennige.

Die Landeskirche des Großherzogthumes Hessen vereinigt verschiedenartige Bestandtheile, aber die religiösen Pflichten werden meist erfüllt. 1892 kam nur eine Taufverweigerung vor. Von 3212 Kindern aus Mißhehen wurden mehr als

die Hälfte 1688 evangelisch getauft, also 52.21 %. Getraut wurden 98.1% bei Mischehen 51.2 %. Die Zahl der Communicanten betrug in Oberhessen (Gießen) 129.23%, im Bezirke Mainz 73.74 %, Bezirk Starkenburg und Darmstadt nur 54.91 %, die von der Socialdemokratie durchtränkte Stadt Offenbach gar nur 12.51 %. Der Ertrag der Armengelder, Kirchencollecten, freiwilligen Leistungen und Schenkungen betrug 249.294 Mark.

Schleswig-Holstein hat im ganzen und großen den evangelischen Confessionalismus sich bewahrt, doch hat es auch vielen kirchlichen Liberalismus, zum Theil von sehr extremer Art und andererseits Vertreter eines überspannten, freikirchlichen Bekenntnisstandpunktes in seiner Mitte. Getauft werden in Schleswig-Holstein 93.96 % der Geborenen, 94.23 % der Eheleute getraut. Die Zahl der Communicanten betrug aber 28 %, obwohl es ein lutherisches Land ist. Erträgnis der Kirchencollecten war 1893 nur 40.684 Mark, wenngleich die Provinz sonst reich ist, wobei bemerkt wird zu einiger Entschuldigung, daß nicht oft gesammelt wird.

In Mecklenburg herrscht starrer Orthodoxyismus und große Unbeweglichkeit. Diese Landeskirche steht nur in geringem Contact mit den übrigen deutschen Landeskirchen. Der Kirchenbesuch ist dort sehr schlecht und die Gemeinde hat nur geringe Berührung mit dem Pastorenamate, doch gibt es auch dort gläubige Lutheraner und thätige Arbeiter der inneren Mission.

Sehr traurig sind die kirchlichen Verhältnisse in Oldenburg, Hamburg und Bremen. In Hamburg wurden nur 73 % der Geborenen getauft, es blieben daher 27 % aller Kinder ungetauft; getraut wurden nur 84 %, somit 16 % aller Ehen sind ungetraut. In ganz Oldenburg wurden nur 9850 Mark für kirchliche Zwecke gespendet.

Besser stehen die Interessen der Landeskirchen in Mitteldeutschland. So wurden in Anhalt 99.45 % der Geborenen getauft, 98.6 % kirchlich getraut, Communicanten waren 30.87 %. In Schwarzburg-Rudolstadt sind 99.34 % getauft, 100 %, somit alle Eheleute, wurden dort getraut, 31.6 % waren Communicanten. In Sachsen-Meiningen hat 99.01 % Taufen, 99.5 % Trauungen und 38.76 % Communicanten.

Diese Angaben, welche von protestantischer Seite gegeben und als richtig anerkannt werden, zeigen uns, daß in allen Landeskirchen ein kleinerer oder größerer Procentsatz der evangelischen Gläubigen sich von der religiösen Gemeinschaft ferne hält, daß viele Ehen gar nicht kirchlich eingegnet werden, viele Kinder nicht die Taufe empfangen, abgesehen davon, daß viele Erwachsene das sogenannte Abendmahl nicht würdigen oder vielmehr instinctmäßig als das würdigen, was es bei den Protestanten ist. Wessen Glaubens sind jene Kinder der Protestanten, welche nicht zur Taufe gebracht werden? Müssen dieselben nicht als Heiden bezeichnet werden? Das Unglück, so wird geklagt, der evangelischen Kirche ist die Unkirchlichkeit der großen Masse ihrer Gebildeten und infolgedessen der Mangel an Laienkräften. Das Wort, das ausdrücklich dazu erfunden ist, um die Pastoren für ihre Vereinsamung, womöglich auch für ihre Anmaßung zu strafen, trifft aber die Laueheit und Theilnahmslosigkeit der protestantischen Laien mit, es ist das Wort Pastorenkirche. Die Gebildeten der Protestanten stehen müßig und sehen den Pastoren zu, wie sie den Acker des „Wortes“ bestellen, sie geben für Ausbreitung der Landeskirchen nicht einmal das Geld, überlassen die Beisteuer meist den Armen und Ungebildeten. Was fordern die Lehrer der evangelischen Theologie, daß die Gebildeten zur Kirchlichkeit herangezogen werden? Prediger, welche das „ganze Wort“ lehren, ferner Männer, welche die innere Mission ausbreiten.

Wir aber meinen, daß, weil nur die katholische Lehre katholisch ist, für alle Stände, für Gebildete und Ungebildete gleich wirkend, der Protestantismus niemals die Gebildeten befriedigen kann, und diese nur dann sicheiliche Theilnahme zeigen könnten, wenn sie den wahren Glauben finden würden.

Eibesthal.

Pfarrer Franz Riedling.

XL. (Gott dem Herrn sollen wir dankbar sein für unser Brot und tägliche Nahrung.) Ist doch eine Henne dankbar und schaut, nach einem jeden Tropfen Wasser, den sie trinkt, gegen Himmel hinauf; ist doch eine Lerche dankbar und wird allemal vor und nach dem Essen sich emporschwingen und mit ihrem annehmlichen Feldflötel Gott den Herrn beneiden und loben. Und soll dann der Mensch, welcher alle Tag so häufig Gutthaten von oben herab erhält, den der vorsichtigste Gott täglich mit Speis und Trank versieht, so undankbar sein können und das Deo gratias und höchst schuldige „Vergelt's Gott“ vergessen?

† Abraham a S. Clara.

XLI. (Bilder der Firma Benziger & Co., Ein-siedeln, Waldshut, Köln am Rhein.) Bei genannter Firma sind die prächtigsten Bilder, Communion-Andenken, Firmungsbilder, Rosenfranz-bilder &c. zu haben. Wir verweisen auf folgende:

Nr. 13.582. Der Lieblingsjünger Johannes reicht der Gottesmutter Maria die heilige Communion; in reichster Polychromie. Bildgröße 220×140 mm. Papiergröße 325×230 mm. Preis das Hundert M. 25. — = fl. 15. —. — Nr. 13.569. Das heilige Abendmahl. (Christus mit den 12 Aposteln mit Sinnpruch). Chromolithographie in reicher Renaissance-Umrahmung. Bildgröße 205×160 mm. Format 285×210 mm. F Bünde à 100 Stück Preis M. 16. — = fl. 9.60. — Nr. 14.008. Dasselbe größer. Bildgröße 270×210 mm. Format 400×290 mm. F Bünde à 100 Stück Preis M. 32. — = fl. 19.20. — Nr. 14.401. Dasselbe noch größer, Bildgröße 415×325 mm. Format 580×420 mm. F Bünde à 100 Stück Preis M. 60. — = fl. 36. —. — Nr. 14.009. Christus spendet die heilige Communion; ein eucharistisches Gruppenbild in künstlerischem Farbendruck. Bildgröße 300×210 mm. Format 400×290 mm. F Bünde à 100 Stück Preis M. 40. — = fl. 24. —. — Nr. 6527. Neues Communionandenken für Knaben in Lichtdruck auf feinstem Bristol, Bildgröße 140×95 mm. Format 315×235 mm. F Bünde à 100 Stück Preis M. 20. — = fl. 12. —. — Nr. 6528. Neues Communionandenken für Mädchen; in Lichtdruck auf feinstem Bristol, Bildgröße 140×95 mm. Format 315×235 mm. F Bünde à 100 Stück Preis M. 20. — = fl. 12. —. — Nr. 3986. Die 15 Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes. 15 Darstellungen nach Deschanden, in künstlerischem Farbendruck, mit Sprüchen und Betrachtungen von P. Gall Morell auf der Rückseite, Format 112×72 mm. B. Karten, Bünde à 100 Stück Preis M. 3.20 = fl. 1.92. F. Eine Collection von 15 Bildern in eleganter Mappe. Preis 60 Pfg. = 36 fr. — Nr. 3774. Die 15 Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes; in Früchten sinnbildlich dargestellt, mit erläuterndem Text und Anwendungen, in Chromolithographie. 20 Darstellungen. Format 125×75 mm. F. Eine Collection von 20 Bildern in eleganter Enveloppe. Preis 80 Pfg. = 48 fr. — Nr. 4004. Die zehn Gebote Gottes, 8 Bilder mit den Darstellungen der 10 Gebote Gottes, allegorische Gruppenbilder in reicher Chromolithographie für den Religionsunterricht mit erläuterndem Text von Professor Wipfli. Format 115×75 mm. B. Karten, Bünde à 100 Stück Preis M. 3.80 = fl. 2.28. F. Eine Collection von 8 Bildern in elegantem Etui. Preis 40 Pfg. = 24 fr. — Nr. 3885. Das Apostolische Glaubensbekenntnis, 12 Bilder mit den Darstellungen der zwölf Glaubensartikel, allegorische Gruppenbilder in reicher Chromolithographie, für den Religionsunterricht mit erläuterndem Text von P. Ambros Zürcher O. S. B. Kinderpfarrer. Format 115×75 mm. B. Karten.

Bünde à 100 Stück Preis M. 3.80 = fl. 2.28. F. Eine Collection von zwölf Bildern in elegantem Cuvi. Preis 60 Pfg = 36 fr. Dieselben, Chromolithographie in Buchform gebunden. Preis 80 Pfg. = 48 fr. Dieselben Darstellungen, topographisch in einem Broschürchen. Preis 10 Pf. = 6 fr.

XLII. (Legitimation eines unehelichen Kindes.) Das k. k. Ministerium des Innern hat laut Erlasses vom 25. Jänner 1897 in Abänderung des Normal-Erlasses vom 7. November 1884 betreffend den Vorgang bei der Einleitung und Durchführung von Legitimations-Vorschreibungen unehelicher Kinder seitens der politischen Behörden eröffnet, daß neben der in gehöriger Form abgegebenen Vaterschaftserklärung des unehelichen Kindesvaters eine Erklärung der unehelichen Kindesmutter behufs Durchführung der durch subsequens matrimonium eingetretenen Legitimation eines unehelichen Kindes in der Geburtsmatrik nicht in dem Sinne zu fordern ist, daß diese letztere als unerlässliche Bedingung der Durchführbarkeit der erbeteren Legitimations-Vorschreibung im administrativen Wege anzusehen sei. Hingegen erscheint es vollkommen angemessen, lediglich zum Zwecke der Controle der Erklärung der als Kindesvater sich bezeichnenden und die Eintragung in die Matrik fordernden Person auch die Aeußerung der Kindesmutter, insofern selbe ohne erhebliche Schwierigkeiten beschafft werden kann, einzuholen.

XLIII. (Symptome der Wuthkrankheit und Verhaltensregeln beim Versehen Wuthkranker.) Von einem sehr verständigen Arzte erhielt ein Seelsorger über die Symptome der Wuthkrankheit folgende Aufschlüsse. Bei der Wuthkrankheit treten die Wuthanfälle, „Krämpfe“, plötzlich ein, jedoch mit Unterbrechungen und wiederholen sich immer rascher, je länger die Krankheit dauert. Starkes Licht, ungewöhnliche, überraschende Einbrüche, besonders Wasser sind geeignet, den Kranken in Wuthanfälle zu versetzen. Bei einem Wuthanfälle schnappt der Kranke unwillkürlich mit dem Munde oder knirscht auch mit den Zähnen, wie dies überhaupt bei Krämpfen zu geschehen pflegt. Damit ist der Drang, aufzuspringen und selbst das Bett zu verlassen, verbunden; weshalb in den Spitälern ein solcher Kranker ans Bett angegürtet zu werden pflegt. Der Wutherscheue hat stets volles Bewußtsein, und ein absichtliches Weihen derer, die sich in seiner Nähe befinden, ist nicht zu befürchten. Der Schaum, der beim Krampfe zum Vorschein kommt und der Speichel eines solchen Kranken ist dann inficierend, wenn jemand mit einer auch noch so kleinen Wunde z. B. am Finger insoferne eines Ritzes damit in Berührung kommt; sonst nicht.

An diese Symptome schließt sich nun passend die Angabe der Verhaltensregeln bei Spendung der heiligen Sterbesacramente an einen Wuthkranken an:

1. Beim Beichtthören ist es rathsam, nicht beim Kopfe, sondern bei den Füßen des Kranken zu sitzen. Kräftige Männer mögen bei der Thüre des Krankenzimmers draußen sich aufhalten, um auf ein gegebenes Zeichen bei einem Wuthanfälle eiligst des armen Kranken sich zu bemächtigen und ihn zu halten, wenn er nicht etwa angegürtet ist. Das Beichtthören kann mit gutem Gewissen abgekurzt werden, wenn die Anstrengung des Kranken einen Paroxysmus befürchten läßt; man lasse ihn beichten, was er beichten kann und lasse ihn dann alle Sünden seines ganzen Lebens einschließen und erwecke mit ihm Neue und Leid, was das Wichtigste ist.

2. Bei der Spendung des Viaticums möge der Kranke die Zunge so weit als möglich heraustrecken, damit der Priester mit den Fingern, in denen er die heilige Hostie hält, nicht zwischen die Zähne des Kranken komme und bei einem plötzlichen Krampfanfälle durch das Zusammen schlagen des Mundes verwundet werde, was eine Ansteckung zur Folge haben könnte. Der Priester lege

aber die heilige Hostie nicht auf die Spitze der Zunge und reiche vorsichtshalber nur einen Theil der heiligen Hostie, damit der Kranke sie leichter schlucken könne. Er kann auch zuerst einen Versuch mit einer nicht consecrirten Hostie machen. Könnte der Kranke wegen abnormer Trockenheit der Zunge die nicht consecrirte Hostie nicht schlucken, so möge seine Zunge, die er recht weit ausstrecken muß, mit einem in Wasser getauchten Lächlein angefeuchtet werden. In den meisten Fällen aber wird ein solcher Kranker ohne Anwendung dieses Mittels einen kleinen Theil der heiligen Hostie leicht schlucken können. Selbstverständlich ist es, daß ihm nicht zur Zeit des Krampfes, sondern wenn eine Pause eingetreten ist, das allerheiligste Sacrament zu reichen ist. Bei der heiligen Communion mögen zwei starke Männer, oder wenigstens Einer, in der Nähe des Kranken sich befinden.

3. Die Spendung der letzten Delung hat kaum eine Schwierigkeit. Als Wache und nöthigenfalls als Schutz mögen auch dabei zwei Männer beim Bette des Kranken postirt werden. Dieses heilige Sacrament könnte selbst dann gespendet werden, wenn der Kranke einen Wuthanfall hat, nur müßte er festgehalten oder gebunden werden, wie in Verreß der Rasenden überhaupt der heilige Alfons und andere lehren. Allein es ist gar nicht nöthig zur Zeit des Paroxysmus dem mit der Wuth Behafteten die letzte Delung zu spenden, da auch Pausen eintreten, wo er sich in voller Ruhe befindet. Waren solche Pausen nur von sehr kurzer Dauer, so möge man nur ein Organ eines jeden Sinnes (ein Auge, ein Ohr u. s. w.) salben.

Die Benedictio Apostolica (Generalabsolution) ist dem Kranken gleichfalls unter Ueberwachung desselben durch kräftige Männer zu ertheilen.

Das Besprengen eines solchen Kranken kann füglich unterbleiben wegen der Gefahr, ihn wüthend zu machen.

Uebrigens habe man in solch kritischen Fällen vor allem großes Vertrauen zum heiligsten Herzen Jesu, das uns Licht, Beistand und Schutz verleihen wird, besonders dann, wenn wir es durch unsere liebe Frau darum bitten.

XLIV. (Die Mönche und der deutsche Weinbau.)

Wo immer zur Zeit der Christianisierung Deutschlands ein Kloster errichtet wurde, mußten die Mönche schon des bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen aus dem Süden schwer zu beschaffenden Weßweines halber auf Anlegung von Weinbergen Bedacht nehmen. So sehen wir, wie schon von Anfang an in Fulda, Corvey, Pforta, Lehnin, im ganzen Gebiete der Thüringer Berge, in Friesland, Weissen, an der Ruhr, in Königsberg wie an vielen anderen Stellen Ostpreußens bis nach Kurland hin mit den Mönchen überallhin auch der Weinbau Einzug hält. Mit Recht sagt daher Professor Nordhoff: „Der deutsche Weinbau kann sich einer schönen Vorzeit rühmen. Er hat die Polargrenze, die heute den Weinbau umfaßt, in allen Punkten durchbrochen, stellenweise die Dünne des Meeres mit seinen Wurzeln berührt, und darüber hinaus sogar größere Inseln in Beschlag genommen. Hier dichter, dort in weiteren Abständen gebaut, trug er von der Schelde bis zur Memel seine Blüten und Früchte bei Burgen, Schlössern, Klöstern, Städten und Dörfern, wo er gegenwärtig in schwachen Resten erübrigt oder seine Spuren nur in bezeichnenden Flurnamen erhalten oder gänzlich aus der Erinnerung der Leute geschwunden ist. Diese weite Ausdehnung behauptete der deutsche Weinbau im großen Ganzen bis zum dreißigjährigen Kriege!“ („A. Volksztg.“)

XLV. (Gratiarum actio.) Der Micrologus, eines der vorzüglichsten Denkmäler der liturgischen Wissenschaft, geschrieben anno 1035, sagt hierüber: Der Priester legt nach dem heiligen Opfer die heiligen Gewänder ab und betet den Hymnus Trium puerorum. Die Väter des vierten Concils von Toledo bedrohten den Priester, welcher diesen Hymnus zu beten unterlasse, mit Excommunication. Ferner bete der Priester den Psalm Laudate Dominum in sanctis ejus, füge ein Pater noster hinzu et versibus ad hoc competentibus veritatis concludit eam cum oratione illa: Deus, qui tribus pueris. Also, wenn Zeit und Umstände drängen, nur nach dem Micrologus gehandelt: kurz und gut

— aber niemals die Dankagung unterlassen. Wenn auch keine Excommunication mehr auf die Unterlassung gesetzt ist, kirchlich vorgeschrieben ist der Recessus (vgl. Missale Rom.): die Unterlassung rächt sich von selbst. Der nachlässige Priester verschließt selbst seinem Tagwerk die begleitende und vollendende Gnade Gottes: die drei göttlichen Personen müssen trauern über einen Jahrlässigen, welcher, in den Glutofen der Welt hineingeworfen, die wunderbare Rettung durch göttliche Hilfe zu verschmähen scheint.

Obernheim.

Pfarrverweser F. Hutter.

XLVI. Kalender = Literatur.

Von den für das künftige Jahr erscheinenden Kalendern sind bei der Redaction die folgenden eingelangt:

Oberösterreichischer Pressevereins-Kalender, Verlag Presseverein Linz, red. von Director Diegellberger. Preis 40 kr., per Post 50 kr. Wohl einer der reichhaltigsten Kalender. Mit Diöcesan-Schematismus, reich illustrirter Unterhaltungstheil.

Kalender für die katholische Arbeiter- und Handwerker-Schaft, herausgegeben und redigiert von Vincenz Langhammer, Vorstand des katholisch-politischen Arbeitervereines für Oberösterreich. Linz, acad. Buchdruckerei des katholischen Pressevereines 70 S. 8°. Preis 20 kr. Nicht bloß der Inhalt, sondern auch und besonders die schönen Illustrationen gereichen dem Kalender zur Empfehlung.

Mariahilf-Kalender, Verlag der Alphonius-Buchhandlung (K. Ostendorf) in Münster, Westfalen. Preis 50 Pf. = 30 kr.

Apöstel-Kalender, herausgegeben von der Gesellschaft des göttlichen Heilandes, zu beziehen durch die Expedition des „Missionär“ in Simbach, Bayern oder Braunau, Oberösterreich. Preis 50 Pf. = 30 kr. (mit Stempel 35 kr.)

St. Michaels-Kalender, Druck und Verlag der Missionsdruckerei in Stehl. Preis 50 Pf. = 35 kr

Katholischer Schulvereins-Kalender, redigiert von Fr. Eichert; gedruckt in der „Austria“ in Wien. Preis 30 kr.

Marianhilf-Kalender. Natal-Südafrika. Centralstelle für Oesterreich bei P. Severin Grimm, Linz, Oberösterreich, Walterstraße 24 Preis 35 kr.

Oesterreichischer Familien-Kalender, Druck u. Verlag von Ambros Dpiz in Wien VIII., Strozzi-gasse 41. Preis 25 kr., gebunden 35 kr.

Kalender H. L. Frau vom hh. Herzen, zu beziehen bei den Missionären vom hh. Herzen Jesu in Freilassing (Bayern) und Salzburg. Preis 35 kr.

Regensburger Marien-Kalender für das Jahr 1898. Ausgabe für Oesterreich-Ungarn. Druck und Verlag von Friedrich Pustet. Preis 36 kr.

Altöttinger Diebfrauen-Kalender. Druck von Adolf Steiner in Altötting. Preis 30 kr.

Glöckleins-Kalender. Druck und Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck. Preis 25 kr.

Oesterreichischer Hauskalender. Illustriertes Jahrbuch der Unterhaltung und Belehrung. Wernsdorf (Böhmen). Redaction, Druck und Verlag von Ambros Dpiz. Preis geheftet 40 kr., gebunden 50 kr. Außerordentlich reichhaltig und interessant.

Sonntags-Kalender, aus Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlags-handlung (ohne Kalendarium). Preis 30 kr.

Augsburger St. Josefs-Kalender. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung in Augsburg. Preis 24 kr.

Der Hausfreund. Augsburger Schreibkalender. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 24 kr.

XLVII. Pränumerations-Einladung pro 1898.

Mit dem gegenwärtigen Hefte ist wiederum ein Jahrgang der „Theol.-prakt. Quartalschrift“ vollendet und mit dem nächsten Hefte beginnt ein neuer, der **Einundfünfzigste**.

Die Redaction erlaubt sich nun, zum Abonnement auf diesen Jahrgang freundlichst einzuladen. Sie will alle Kraft aufbieten, die Zeitschrift als ein wahrhaft wissenschaftliches und praktisches Organ zum Nutzen des Clerus zu erhalten und hofft, dass ihr dies mit Gottes Hilfe und Segen und der zahlreichen, gelehrten und erfahrenen Mitarbeiter Unterstützung gelingen werde, wie es ihr bisher gelungen ist, gestützt auf diesen starken Doppelpfeiler, sie trotz so mancher Schwierigkeit auf der errungenen Höhe zu erhalten und die Abonnentenzahl zu vermehren. Auch in dem abgelaufenen Jahre ist ganz conform der bisherigen Progression diese Zahl wiederum um mehrere Hunderte gestiegen.

Wir sagen für diesen reichen Segen Gott dem Herrn demüthig Dank und unseren bewährten Freunden und Mitarbeitern für ihre Hilfe herzliches Vergelt's Gott! Alle Abonnenten aber bitten wir, der Zeitschrift treu zu bleiben und ihr neue Abnehmer zu gewinnen.

Man pränumeriert auf die Quartalschrift am einfachsten mittelst Postanweisung unter der Adresse: **An die Redaction der Quartalschrift in Linz, Stifterstraße Nr. 7.**

Die Redaction ist zugleich Administration und Expedition der Quartalschrift.

Auch die Postämter des Auslandes und alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Der **Preis** für den Jahrgang ist bei directer Zusendung der einzelnen Hefte durch die Post von Seite der Redaction für die Herren Abnehmer **3 fl. 50 kr. ö. W. (7 Kronen)** oder **7 Mark** oder **8 Francs 75 Centimes** oder **1³/₄ Dollar**. Auch im Wege des Buchhandels kostet die Zeitschrift dasselbe.

Ergebenst zeichnet

Die Redaction

der theologisch-praktischen Quartalschrift.

Linz a. d. D., im September 1897.

Redactionschluss 8. Sept. 1897 — ausgegeben 15. Oct. 1897.



Inserate.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder, Wien, I., Wollzeile 33.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Arendt, G., S. J. Apologeticae de Aequiprobabilismo Alphonsiano historico-philosophicae dissertationis a R. P. J. de Caigny C. SS. R. exaratae Crisis juxta principia angelici Doctoris instituta. Accedit dissertatio scholastico-moralis pro usu moderato opinionis probabilis in concursu probabilioris a S. Alphonso de Liguori E. D. anno 1765 primum in lucem edita. Cum approbatione Revmi. Magistri S. P. A., Revmi. Vicesger. SS. D. N., Revmi. Vic. Cap. Friburgensis, Superiorum Ordinis. gr. 8°. (VIII u. 468 S.) M. 4 = fl. 2.40.

Becher, Dr. F. Lehrbuch der katholischen Religion für höhere Schulen. Erster Theil: Apologetik. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. 12°. (VI u. 26 S.) 70 Pf. = 42 fr.; geb. in Halbleinwand 80 Pf. = 48 fr.

Dieses Lehrbuch soll als Leitfaden für den Religionsunterricht in Untersecunda dienen. Die drei folgenden Theile: Glaubenslehre, Sittenlehre und Kirchengeschichte, werden voraussichtlich noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Belser, Dr. J. Beiträge zur Erklärung der Apostelgeschichte. Auf Grund der Lesarten des Codex D und seiner Genossen. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 170 S.) M. 3.50 = fl. 2.10.

Gischoffshausen, F. von. Das höhere katholische Unterrichtswesen in Indien und die Bekehrung der Brahmanen. Ein Beitrag zur Frage: Wie kann Indien katholisch werden? Mit 9 Abbildungen. gr. 8°. (86 S.) M. 2. — = fl. 1.20.

Der Ertrag dieser Schrift wird zur Förderung des Werkes der Brahmanenbekehrung verwendet.

Dreher, Dr. Ch. Katholische Elementar catechesen.

Erster Theil: Die zwölf Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Dritte Auflage. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. 12°. (IV u. 160 S.) M. 1.50 = 90 fr.; geb. in Halbleinwand M. 1.75 = fl. 1.05.

— **Reichtbüchlein für christliche Kinder.** Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. Dritte Auflage. 32°. (VIII u. 68 S.) 18 Pf. = 11 fr.; geb. in Halbleinwand 25 Pf. = 15 fr.

Dake, Dr. P. Katholische Apologetik. Zweite, verbesserte Auflage, bearbeitet von J. J. Süßelheim. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 232 S.) M. 2.40 = fl. 1.14; geb. in Halbleder M. 2.85 = fl. 1.71.

Hettinger, F. Timotheus. Briefe an einen jungen Theologen. Zweite Auflage, besorgt von Dr. M. Ehrhard. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. 8°. (XX und 610 S.) M. 4.50 = fl. 2.70; geb. in Halbfanz M. 6.80 = fl. 3.72.

Huck, Dr. Ch. Dogmenhistorischer Beitrag zur Geschichte der Waldenser. Nach den Quellen bearbeitet. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 88 S.) M. 2 = fl. 1.20.

König, Dr. A. Lehrbuch für den katholischen Religionsunterricht in den oberen Classen der Gymnasien und Realschulen. Mit Approbation verchiedener hochw. Ordinariate.

Vierter Cursus: Die Sittenlehre. Sechste Auflage. gr. 8°. (VIII u. 74 S.) M. 1 = 60 fr.; geb. in Halbleinwand M. 1.30 = 73 fr.

Lerrari, P. J., S. J. Jesus mein Alles. Eucharistischer Monat. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. J. Eder. Dritte Auflage. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. 12°. (VIII u. 64 S.) 61 Pf. = 36 fr.; gebunden in Leinwand M. 1.20 = 72 fr.

Pesch, Ch., S. J. Praelectionis dogmaticae quas in Collegio Dittion-Hall habebat.

Tomus VII: Tractatus dogmatici (De sacramento poenitentiae. De extrema unctione. De ordine. De matrimonio.) Cum approbatione Revmi Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. gr. 8°. (XIV u. 432 S.) M. 6 = fl. 3.60; geb. in Halbfanz M. 7.60 = fl. 4.56.

Das Werk wird neun Bände umfassen. Die noch fehlenden Bände werden folgende Tractate enthalten:

V: De gratia. De lege divina positiva. (Befindet sich unter der Presse.)

VIII und IX: De virtutibus. De peccato. De novissimis

Pfaff, M. Sammlung von Gebeten und Kirchenliedern für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. Mit Berücksichtigung des neuen Lehrplanes für den katholischen Religionsunterricht an Mittelschulen. Dritte Auflage. 8°. (38 S.) 30 Pf. = 18 fr.

Philosophia Lacensis sive Series institutionum Philosophiae Scholasticae edita a Presbyteris Societatis Jesu in Collegio quondam B. Mariae ad Lacum, disciplinae philosophicae professis.

Pesch, T., S. J. Institutiones philosophiae naturalis secundum principia S. Thomae Aq. ad usum scholasticum. Editio altera. Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis, gr. 8°. (XLVIII u. 860 S.) M. 10 = fl. 6. —; geb. in Halbfanz M. 13.50 = fl. 8.10.

Schanz, Dr. P. Apologie des Christenthums.

Zweiter Theil: Gott und die Offenbarung. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Bischofs von Rottenburg. gr. 8°. (X u. 764 S.) M. 8 = fl. 4.80; geb. in Halbfanz M. 10 = fl. 6. —.

Herder'sche Verlags-handlung, Freiburg i. B. — B. Herder, Wien I., Dolkzeile 33.

Früher sind erschienen:

Schanz, Dr. W., Apologie des Christenthums.

Erster Theil: Gott und die Natur. 3. zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (VIII u. 668 S.) M. 7 = fl. 4.20; geb. M. 8.80 = fl. 5.28.

— Dritter Theil: Christus und die Kirche. (VIII u. 452 S.) M. 5 = fl. 3.—; gebunden M. 6.70 = fl. 4.02.

Die zweite Auflage befindet sich im Druck.

Scheschen, Dr. M. J., Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade. Frei nach P. E. Nieremberg S. J. dargelegt. Sechste Auflage, neu bearbeitet durch Fr. J. M. Weiss O. Pr. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg und der Ordensobern. 12°. (XVI u. 522 S.) M. 2.80 = fl. 1.68; geb. in Leinwand mit Goldschnitt M. 3.60 = fl. 2.16.

Bildet einen Bestandtheil unserer „Ästhetischen Bibliothek“.

Studien, Biblische. Herausgegeben von Prof. Dr. O. Bardenhewer in München.

II. Band, 4. Heft: Vetter, Dr. P., Die Metrik des Buches Job. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (X u. 82 S.) M. 2.30 = fl. 1.38.

Dasselbe. II. Band vollständig. (XXXVI u. 464 S.) M. 10 = fl. 6.—

Wiedewer, Dr. H., Lehrbuch für den katholischen Religionsunterricht in den oberen Classen höherer Lehranstalten. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg.

Erste Abtheilung: Grundriss der Kirchengeschichte. Sechste Auflage. Mit acht Abbildungen. gr. 8°. (XIV, 112 u. XX S.) M. 1.50 = 90 fr.; geb. in Halbleinwand M. 1.75 = fl. 1.05.

Weiss, Dr. H., Judas Makkabaeus. Ein Lebensbild aus den letzten grossen Tagen des israelitischen Volkes. Mit Approbation des hochw. Herrn Bischofs von Ermland. gr. 8°. (VIII u. 122 S.) M. 2. = fl. 1.00.

Zimmermann, A. S. J., Der heilige Camillus de Vellis, der Patron der Kranken. Ein Lebensbild. Mit dem Bildnis der Heiligen. 12°. (VIII u. 180 S.) M. 1.50 = 90 fr.; geb. in Halbleinwand M. 1.90 = fl. 1.14.

Gehört zu unserer „Sammlung historischer Bildnisse“.

Abonnements

auf nachstehende besonders empfehlenswerte Zeitschriften werden jederzeit entgegengenommen und prompt expedirt:

Alte u. neue Welt	1898; jährl. 12 Hefte	fl. 3.60, m. Postv. fl. 4.20
Katholische Welt	" " 12 " " "	3.—, " " " 3.36
Deutscher Hauschat	" " 18 " " "	4.84 incl. Stempel, mit Postverendung fl. 5.70
Epheuranfen	1898; jährl. 24 Hefte	fl. 2.16, m. Postv. fl. 2.88
Missionen, Kathol.	" " 12 " " "	2.40, " " " 2.52
Franciscus-Glöcklein	" " 12 " " "	— .60, " " " — .72
Prediger u. Katechet	" " 12 " " "	3.45, " " " 3.81
Chrysologus	" " 12 " " "	3.42, " " " 3.78

Probehefte versendet auf Verlangen gratis und franco

Qu. Haslingers Buchhandlung (J. Haslperger)

— Linz a. d. Donau. —

Specialgeschäft für katholische Literatur.

Soeben ist erschienen und bei allen Buchhandlungen und Kalender-
verkäufern zu haben:



Truck und Verlag der
Verlagsanstalt Benziger & Co. H. G.
Einfiedeln, Waldshut und Köln a. Rh.

Benzigers Marien-Kalender

für das Jahr 1898.

Groß Quartformat in mehrfarbig ge-
drucktem Umschlag, 1 Chromo-Titel-
bild, 8 ganzseitigen Einschaltbildern, ca.
70 Text-Illustrationen nebst farbigem
Taschen- oder Wandkalender.

Der Text des Kalenders ist außer-
ordentlich reichhaltig. **Acht**
illustrierte Erzählungen bester
Autoren bieten die außerlesenste
Unterhaltungsliteratur. Ueberdies
enthält er verschiedene interessante
Aufsätze und Abhandlungen, Anec-
doten, Humoresken etc., ferner Ka-
lendarium mit Landwirtschaftlichem

und Bauernregeln, Familienchronik, Verzeichnis der Heiligen, Zinstabelle,
Rätsel-Rebus, vollständiges Märkteverzeichnis und ein wirklich prächtiges
Titelbild in Farbendruck: „Feierstunden der heiligen Familie“.

Preis 50 Pfg.

Benzigers Taschenkalender für 1898. Elegant gebunden 20 Pfg.

Aus dem Verlage der **Wagner'schen Universitätsbuchhand-**
lung in Innsbruck haben wir übernommen und ist durch alle
Buchhandlungen zu beziehen:

Exempel-Lexikon für Prediger und Katecheten,

der Heiligen Schrift, dem Leben der Heiligen und andern
bewährten Geschichtsquellen entnommen.

Begründet von **P. A. Scherer**, Benedictiner von Pech.

Fortgeführt von **Conventualen** desselben Stiftes.

4 Bände. gr. 8°. (XII u. 4082 S.) Ermäßigter Preis für alle 4 Bände zusammen
M. 20. — = fl. 12. —.

(NB. Band I enthält einige stockfledige Seiten).

Dieses als vortreffliches Hilfsmittel für Predigt und Katechese sehr geschätzte Werk
bildet eine Fortsetzung zu der in unserm Verlage in dritter, bezw. vierter Auflage
erschienenen „**Bibliothek für Prediger**“ von demselben Herausgeber. Die Vorräthe sind
nicht mehr groß, weshalb sich baldige Bestellung empfiehlt.

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Gubon & Bercker, katholische Verlagsbuchhandlung, Nevelaer.

Special-Verlag römisch-katholischer Gebetbücher in anerkannt soliden und gediegenen, in eigener Buchbinderei hergestellten Einbänden, wünnchen ihren Verlag durch geeignete Texte zu bereichern und halten sich den hochwürdigen Herren Autoren angelegentlichst empfohlen.

Verlag von Franz Kirchheim in Mainz.

In neuen Auflagen erschienen soeben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blot, P. S. J., Das Wiedererkennen im Himmel. Troßschrift. Achte Auflage. 8°. (VIII u. 139 S.) Preis geh. 75 Pf. = 45 fr., gebunden M. 1.— = fl. —.60.

Cochem, P. Martin von, Ord. Cap. Gebetbuch der heiligen Gertrudis und Mechthildis sammt einem Unterricht über das mündliche Gebet. Neu herausgegeben von P. Benedict von Calcar Ord. Cap. Mit einem Stahlstich. Zweite wohlfeile Ausgabe. Mit kirchlicher Approbation. 8°. (VIII u. 475 S.) Pr. geh. M. 1.20 = fl. —.72, geb. M. 2.— = fl. 1.20.

Guéranger, Dom Prosper, Abt von Solesmes, Das Kirchenjahr IV. B.: Die heilige Vorlesung. (Septuagesima) Mit bischöflicher Approbation. Zweite durchgesehene Auflage. 8°. (VII und 420 Seiten.) Preis M. 4.20 = fl. 2.52.

Keller, Dr. F. A., Pfarrer in Gottenheim, Hundertfünfzig Mariengeschichten zur Belebung des Vertrauens auf die mächtige Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau. Vierte, aufs neue durchgesehene Auflage. Mit bischöflicher Approbation. 8°. (XVI u. 362 S.) Preis geh. M. 2.50 = fl. 1.50, gebunden M. 3.50 = fl. 2.10.

Molitor, W., Die Glume von Sicilien. Dramatische Legende in fünf Acten. Zweite Auflage. 8°. (152 Seiten.) Preis geh. M. 2.— = fl. 1.20.

Moufang, Dr. Christoph, Domcapitular und Regens des bischöflichen Seminars zu Mainz. Officium divinum. Ein katholisches Gebetbuch, lateinisch und deutsch, zum Gebrauche beim öffentlichen Gottesdienst und zur Privatandacht. Fünfzehnte Auflage. Mit bischöflicher Approbation. 8°. (XVI u. 804 S.) Preis geh. M. 2.— = fl. 1.20, gebunden von M. 3.— = fl. 1.80 bis M. 6.— = fl. 3.60.

Peters, P. Fr., C. SS. R., Das Leiden Christi. Eine Hochschule christlicher Tugend und Vollkommenheit. Zweite (Volks-) Ausgabe. Mit kirchlicher Approbation. 3 Bändchen in einem Halballicoband gebunden M. 4.— = fl. 2.40.

Einzeln zu haben unter folgenden Titeln: **Der Hölgarten Gethsemane.** 8°. geh. M. 1.50 = fl. —.90. — **Der Richtersstuhl.** Jesus vor dem jüdischen Hohen Rathe und dem heidnischen Richter Pilatus. 8°. geh. M. 2.— = fl. 1. 0. — **Die Schädelstätte oder Golgatha.** Der Leidensgang des Erlösers zur Schädelstätte und seine Kreuzigung. 8°. geh. M. 1.80 = fl. 1.08.

Schmitz, Fortunat, Unterscheidungslehren der katholischen Kirche und der Protestanten. Zum Gebrauche bei dem Erstcommunicanten-Unterricht nur für Erwachsene zusammengestellt. Erste Auflage. Mit bischöflicher Approbation. gr. 8°. (32 S.) Preis geh. 10 Pf. = 6 fr.

Segur, Monsignore von, Die heilige Communion in ihrem öfteren würdigen Empfang. Dreizehnte und vierzehnte Auflage. Mit kirchlicher Approbation. 8°. (80 S.) Preis geheftet 20 Pf. = 12 fr.

Weber, G. V., magister chori ecclesiae cathedralis Moguntinae, Manuale cantus ecclesiastici iuxta Ritus S. Romanae Ecclesiae. Editio secunda. 8. (IV u. 136 S.) Preis in Callico geb. M. 1.— = fl. —.60.

Bei der **Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.** in Einsiedeln und durch alle Buchhandlungen und Kalenderverkäufer ist zu haben:

Einsiedler Kalender

für 1898. — 58. Jahrgang.

Mit neuem Farbentitelbild, „Hl. Elisabeth“, vielen reich illustrierten Erzählungen, Aufzügen, Jahresbericht, Rundschau, Ackerlei und Humorisches, Preisrebus u. c. 100 Seiten in 4°. Sehr reich, volkstümlicher Inhalt und prächtige Ausstattung mit ca. 100 Illustrationen.

Mit **Wesse- und Märkteverzeichnis.**

Preis: Ausgabe I. mit Chromolith. . . 30 Pkr.
II. ohne „ . . . 24 Pkr.

Erscheint auch in französischer, italienischer und spanischer Sprache zu je 30 Pkr. — Ferner:

Benzigers Taschen-Kalender für 1898

mit zweifarbig gedrucktem Kalendarium und 18 Seiten Raum für Notizen. Preis 18 Pkr.

Wiederverkäufer finden lohnenden Verdienst.



Ein herrliches religiöses Volksbuch ist die soeben erschienene neue Große illustr. Biblische Geschichte

für das christliche Haus, dem katholischen Volke zur Belehrung und Erbauung dargestellt von **Wendelin Amb-osi**, Priester der Diöcese Brigen. Mit bishöflicher Approbation.

Mit 6 Chromolithographien und 250 Illustrationen. 1008 Seiten. 8°.

Preis: Gebunden Rücken schwarzes Leder, Decken Leinwand, mit Blind- und Goldpressung, Rothschnitt . . . Mk. 9.— = fl. 5.40

In 18 Lieferungen (alle 14 Tage ein Heft) mit **Gratis-**

Zugabe der Einband-Decke à Mk. —.50 = fl. —.30

Jede Buchhandlung liefert ohne Preiserhöhung, sowie die Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. in Einsiedeln, Waldshut u. Köln a. Rh.

Verlag von Franz Kirchheim in Mainz.

Soeben erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reiser, H. M., Rector in Zug, Heinrich Bone. Lebensbild eines deutschen Schulmannes und Schriftstellers. gr. 8°. (50 S.) Preis geh. M. —.60 = fl. —.36.

Rolberg, Dr. Joseph, Subregens am bischöfl. ermländischen Clerical-Seminar in Braunsberg, Die Einführung der Reformation im Ordenslande Preußen. gr. 8°. (IV u. 65 S.) Preis geh. M. 1.— = fl. —.60.

Müller, Dr. phil. Jos., Eine Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. gr. 8°. (IV u. 272 S.) Preis geh. M. 5.— = fl. 3.—; elegant gebunden M. 6.50 = fl. 3.90.

— Die Keuschkeitsideen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und praktischen Bedeutung. gr. 8°. (IV u. 196 S.) Preis geh. M. 3. = fl. 1.80.

Münberger, Dr. Aug. Jos., a. o. Professor an der Universität Breslau. Zur Kirchengeschichte des XIX. Jahrhunderts. I. Papstthum und Kirchenstaat. 1. Vom Tode Pius VI. bis zum Regierungsantritt Pius IX. (1800–1846). Mit bischöflicher Approbation. gr. 8°. (X u. 259 S.) Preis geh. M. 3.— = fl. 1.80.

Die sehr zeitgemäßen gemeinverständlichen Geschichtsdarstellungen sollen folgende Themen behandeln: I. Papstthum und Kirchenstaat (bis zur Jetztzeit). 2 Abtheilungen. — II. Säcularisation und Reorganisation der Kirche in Deutschland. — III. Restauration und Revolution in Frankreich. — IV. Das Vaticanum und seine religiösen Opponenten. — V. Die katholische Kirche in Preußen.

Rath, Dr. J. M., Domcapitular und geistl. Rath in Mainz (Dr. Otto Beuren), Die innere Unwahrheit der Freimaurerei. Zweite Ausgabe. gr. 8°. (IV u. 179 S.) Preis geh. M. 1.50 = fl. —.90.

Schäfer, Dr. Jakob, Assistent am bischöflichen Seminar in Mainz. Das Reich Gottes im Lichte der Parabeln des Herrn, wie im Hinblick auf Vorbild und Verheißung. Eine exegetisch-apologetische Studie. Mit bischöflicher Approbation. gr. 8°. (XVI u. 288 S.) Preis geh. M. 3.50 = fl. 2.10.

Der Verfasser hat es versucht, mit einer wissenschaftlichen Erklärung der Parabeln die praktische zu verbinden, damit das Buch auch dem praktischen Seelsorger, namentlich zu Predigtzwecken, von Nutzen sei.

Verführungsgeist, Der, der staatlichen Volksschule. 8°. (VIII und 231 S.) Preis gebunden M. 1.80 = fl. 1.08.


Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.
W. Herder, Wien, I., Döllzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dritte, unveränderte Auflage von:

Michael, G., S. J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters.

Erster Band: Deutschlands wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände während des dreizehnten Jahrhunderts. gr. 8°. (XX u. 368 S.) M. 5.— = fl. 3.—; gebunden in Original-Einband: Leinwand mit Leder-rücken M. 6.80 = fl. 4.08; Einbanddecke M. 1.20 = fl. —.72.

 Soeben erschien:

Der selige P. Petrus Canisius

in seinem tugendreichen Leben dargestellt.

Zur 300jährigen Gedächtnisfeier seines Todes



(21. December 1597).

Von P. Otto Pfülf, S. J.

Mit Druckbewilligung des Hochw. Bischofes von Chur und Guttheißung der Ordensobern.

128 Seiten. Octav-Format. Mit 15 Abbildungen. Zweite Auflage. Broschiert in gedrucktem Umschlag M. — 80 = fl. — 48.

Die Katholiken Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz rüsten sich, den 21. December 1897 würdig zu begehen, den Tag, an welchem vor 300 Jahren der selige Petrus Canisius sein segens- und thatenreiches Leben heilig beschloffen hat. Das vorliegende Büchlein gibt in engem Rahmen das volle Bild seiner großen Persönlichkeit und seines wahrhaft apostolischen Wirkens als wahren Reformators Deutschlands. Wie sein Name im „Canisi“ noch immer volkstümlich ist, so verdient auch sein Leben vom ganzen Volke gekannt und gelesen zu werden. Der Verfasser aber versteht es volkstümlich zu schreiben. Was andere in umfangreichen Werken zu schildern veruchen, weiß er in gebrängter Kürze uns vorzuführen. — Die Ausstattung des Buches ist geschmackvoll. Die 15 Illustrationen zeigen uns den Seligen in authentischen Abbildungen, sowie die hauptsächlichsten Orte seiner apostolischen Wirksamkeit u. a. m.

 **Zu neuer Auflage ist soeben erschienen:** 

Katholischer Hauskatechismus

das ist aründlicher Unterricht von allem, was der katholische Ch ist zu glauben, zu hoffen, zu lieben und zu thun hat, um in den Himmel zu kommen. Zugleich ein Christenlehrbuch für Religionslehrer und Seelsorger. Von Dr. Hermann Kofus, Pfarrer. 752 Seiten. 8°. Mit 4 Farbendruckblätter, 34 Original-Einhaltsbildern und ande en Illustratione. Gut in Original-Einband gebunden zu M. 5.— = fl. 3.—.

Mit Approbationen und Empfehlungen von 6 hochwürdigsten Kirchenfürsten.

Urtheil der Presse: Ein durchaus gebiegenes Lehr- und Erbauungsbuch für christliche Familien, abgefaßt in ebler und doch volkstümlicher Vortragsweise, entgegenkommend dem Bedürfnisse der gebildeten, wie der weniger unterrichteten Kreise eingehend auf die zeitgemäßen Einwendungen und Fragen in Glaube, Sitten und Gebräuchen.

Kanzelstimmen, Würzburg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie von der

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.

in Einsiedeln—Waldshut—Köln.

Aviso für die hochw. Herren Seelsorger!

Soeben erschien im Verlage des katholischen Pressvereines in
Pinz an der Donau

Chronik der Predigten.

61 Doppelseiten, Klein-Folio mit Raum zum Eintragen von 671 Predigten, welche Zahl für beiläufig zehn Jahre ausreichen dürfte. Das Buch enthält folgende Rubriken: 1. Datum, 2. F H N (d. i. Früh-, Haupt- und Nachmittagspredigt), 3. Text, 4. Thema, 5. Vorlage, 6. Eintheilung, resp. Theile der Predigt, 7. Prediger, 8. Bemerkungen. Ein Buch kostet gebunden 1 fl. 50 kr.; über Wunsch werden auch Bücher mit größerer Blattzahl gegen mäßige Aufzahlung gebunden und wolle nur gefälligst die Zahl der gewünschten Doppelseiten angegeben werden. Das Buch ist sehr praktisch, um Wiederholungen und andere Uebelstände zu beseitigen.

Neuigkeiten unseres Verlages:

- Arbeiter-Kalender 1898.** 160 Seiten, reich illustriert — fl. 30 kr.
Madonnen-Block-Kalender 1898. Mit Sprüchen und hochfein ausgeführtem Chromobild: „Heil. Familie“ — fl. 60 kr.
Bobelka, Frz., Religions-Unterricht für's erste Schuljahr. 184 Seiten. Gebunden . . . — fl. 80 kr.
Freund, P. Georg, Liberalismus und Socialdemokratie. — Die Sklaverei oder Christenthum und Heidenthum. (Moser'sche Sammlung. Heft VII) . . . — fl. 10 kr.
Griessler, Das Gotteskind im Gottesdienste. Ein vollständiges Kinder-Gebetbuch. 5. Aufl. Elegant Calico . . . — fl. 40 kr.
Hasert, Const., Antworten der Vernunft auf die Fragen: Wozu Religion, Gebet und Kirche? 1. und 2. Auflage . . . — fl. 50 kr.
Lange, Hans Holm. Eine Soldatengeschichte aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Mit 4 Bildern . . . 1 fl. — kr.
Mair, Der Sensenschmied von Volders. Geschichtliche Erzählung über die Befreiungskämpfe Tirols in den Jahren 1796–1797. Mit 5 Bildern . . . 1 fl. — kr.
Napotonik, Gesta et Statuta Synodi Dioecesanæ 1896 . . . 2 fl. 50 kr.
Oer, Fürstbischof Joh. Bapt. Zwerger von Seckau. In seinem Leben und Wirken dargestellt. Broschirt . 3 fl. — kr.
 Gebunden . 3 fl. 75 kr.
Weiss, Aeneas Sylv. Piccolomini als Papst Pius II. Sein Leben und Einfluss auf die literarische Cultur Deutschlands. Inaugurations-Rede mit 149 bisher ungedruckten Briefen und Anhang . . . 3 fl. — kr.
- Ulrich Moser's Buchhandlung (J. Meyerhoff), Graz.**

Soeben gelangt zur Ausgabe das in der Predigtliteratur hochangesehene, bereits in fünfter Auflage erscheinende und allseitig als vorzüglich anerkannte Werk

Scherer P. A. Bibliothek für Prediger.

Neue Auflage durchgesehen und verbessert von P. A. Witschwentner.

Vollständig in acht Bänden zum Gesamtpreise von ca. fl. 36.—. Der erste Band, die **Sonntage des Kirchenjahres** enthaltend, erscheint in sechs Lieferungen à 54 kr., deren erste von uns gerne zur Einsicht vorgelegt wird. Diesem Bande, der bereits Mitte November d. J. vollständig sein wird, soll sich die Fortsetzung in Halbbänden anschließen und in kurzen Zwischenräumen zur Ausgabe kommen. Auf Wunsch nehmen wir gerne Vorschläge auf Zahlungs erleichterungen oder Lieferzeit entgegen.

Qu. Haslingers Buchhandlung in Linz a. D. (J. Sachsperger).

Specialgeschäft für katholische Theologie.

Neue Bücher

aus dem Verlage des katholischen Pressvereines
in Urfahr-Linz a. d. D.

Geistliche Kurzweil. Kurze Betrachtungen für jeden Tag des Monats mit einem kleinen Gebetsanhang von Fridolin. Westentaschenformat, 96 Seiten. Das hübsch gebundene Büchlein eignet für sich Jene, die kein größeres Gebetbuch in die Kirche mitnehmen wollen; ferner als Geschenk für Kinder, Institutszöglinge, Studenten etc. — Preis geb. 25 kr., in steifen Leinwand-Einband 30 kr., in echt Kalbleder-Einband 80 fr.

Herz Jesu-Büchlein oder: Art und Weise, das hl. Herz zu verehren nach der Anleitung der ehrw. Margaretha Alacoque. Aus dem Italienischen, mit bischöfl. Approbation. **Fünfte Auflage.** Enthält die Abbitte, Weiheformel und einen Aufnahmschein sammt den Regeln der Herz Jesu-Bruderschaft. Preis 10 fr., mit Post 12 fr.

Reise-Erinnerungen aus dem schönen Frankreich. Von F. Besendorfer. Mit 36 Orig.-Illustr. Preis 1 fl. 20 kr. Allen Lourdespilgern ist diese originelle, launig geschriebene Reisebeschreibung zu empfehlen. — Besonders für kathol. Volksbibliotheken passend.

Allerhand aus Stadt und Land. Band I. **Gucktafelbilder von Floridus Blümlinger.** Mit vielen Orig.-Illustr. von Ballinger mit einem Vorworte des berühmten Volkschriftstellers Professor Widner. — Preis in hübschen Leinenband fl. 1. — = M. 1.60. Ein Buch voll gold. Humor.

Fest- und Gelegenheits-Gedichte. Herausgegeben von Friedr. Besendorfer. Eine so vollständige Sammlung von Fest- und Gelegenheits-Gedichten, wie sie bisher noch nie erschienen ist. Fast nur **Original-Gedichte.** Es erscheinen mehrere Bändchen.

1. **Der geistliche Festdichter.** (Gedichte zur Papstfeier, zur Bischofsenthronisation, zur Primiz, Secundiz, Auszeichnung, zur Installation eines Pfarrers, zu Ordens-Jubiläen, Namensdays, Empfangsgedichte und Abschiedsgedichte für Bischof, Pfarrer, Katecheten, Beichtvater etc.)
2. **Der Vereinsdichter** (ernste und komische Gedichte für alle Vereinsfestlichkeiten katholischer, geselliger und humanitärer Vereine, eine überaus schöne und reichhaltige Sammlung.)
3. **Der Instituts- und Klosterdichter** (für alle Schul- und Institutsfeste, Prüfungsfestlichkeiten, Weihnachtsdeclamationen, Tableaux und Vorträge, zur Einkleidung, Profess, Jubelprofess von Instituts-Vorsteherinnen, zu Namens- und Geburtstagsfesten von geistlichen Institutsleitern etc.)

Allen Marienverehrn empfehlen wir die reichillustrirte Zeitschrift „**Ave Maria**“ jährlich 12 Hefte durch die Post 92 kr. (M. 1.84). Bereits 15.000 Abonnenten.

Verlag von Franz Kirchheim in Mainz.

Soeben erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bougand, Msgr. Emil, Bischof v. Laval, *Die Kirche Jesu Christi*. Autorisierte Ausgabe von Philipp Prinz von Arenberg. Mit bischöfl. Approbation. 8°. (XII und 470 S.) Preis geh. M. 4.50 = fl. 2.70, geb. M. 5.60 = fl. 3.36.

Bildet den in sich abgeschlossenen IV. Band von demselben Verfasser „Christenthum und Gegenwart“.

Hollweck, Dr. Joseph, Professor am bischöfl. Lyceum in Eichstädt, *Das kirchliche Bührenverbot*. Ein Commentar zur Constitution Leo XIII. „Officiorum ac munerum“ vom 24. Januar 1897. Mit bischöfl. Approbation. gr. 8°. (VII und 63 S.) Preis geh. 75 Pf. = 45 fr.

Jörgensen, Johannes, *Lebenslüge und Lebenswahrheit*. Aus dem Dänischen, 8°. (IV u. 74 S.) Pr. geh. 80 Pf. = 48 fr., eleg. geb. M. 1.50 = fl. —.90.

Messier, Dr. August, Lehrer am großherzoglichen Gymnasium zu Gießen, *Die Reform des Schulwesens im Fürstenthum Mainz unter Emmerich Joseph* (1763–1774). Nach ungedruckten amtlichen Acten dargestellt. gr. 8°. (VIII und 173 S.) Preis geh. M. 2.50 = fl. 1.50.

Peters, P. Fr., C. SS. R., *Der verlorene Sohn*. Mit kirchl. Approbation. 8°. (VIII u. 152 S.) geh. M. 1.— = fl. —.60, geb. M. 1.50 = fl. —.90.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck.

Zeitschrift für kath. Theologie.

XXI. Jahrgang.

Jährlich 4 Hefte. — Preis 3 fl. ö. W. = 6 Mark.

Inhalt des soeben erschienenen 3. Heftes:

Abhandlungen. J. Stentrup S. J., *Die Kirche und ihre Autorität in den Kämpfen der Gegenwart* S. 401.

E. Horn, *Die Promotionen an der Dillingen Universität (1555–1760)* S. 448

M. Gatterer, S. J., *Cattaneo, ein Vorbild für Prediger* S. 476

J. Weidinger, S. J., *Palestina und Lassa* S. 503

Recensionen. K. Miller, *Mappae mundi. Die ältesten Weltkarten. 1.–5. Heft* (E. Michael S. J.) S. 512.

— G. Kaufmann, *Geschichte der deutschen Universitäten II.* (H. Zimmermann S. J.) S. 517. — T. W.

Allies, *The formation of christianism VI–VIII.* (Derf.) S. 522. — *Die Freimaurerei Oesterreich-Ungarns* (J. Brandenburger S. J.) S. 525.

— P. Ingold, *Bossuet et le jansénisme*, B. Schmid, *De Rancé* (Derf.) S. 529. — A. Baumgartner, *Gesch. der Weltliteratur* (J. B. Nisius S. J.) S. 533. — P. Einig, *De Deo uno et trino* (J. Müller S. J.) S. 536. — F. X. Godts, *Scopuli vitandi* (J. Biederlack S. J.) S. 540. — R. Cor-

nely, *Ep. ad Rom.* (J. B. Nisius S. J.) S. 543.

Analekten. Dionysius der Karthäuser (J. Brandenburger S. J.) S. 547. — Zwei Weisheitslieder (J. R. Zenner S. J.) S. 551. — Kritischer Sinn u. Miß Baughan-Schwindel (E. Michael S. J.) S. 559.

— Bemerkungen zu Ps. 104 (J. Bontheim S. J.) S. 560. — Dr. Josef Grimm (J. Brandenburger S. J.) S. 566.

— *Ecclesiasticus 38₂₄–39₁₀* (J. R. Zenner S. J.) S. 567. — Eine alte, gnostische Versuchung (R. Boné S. J.) S. 574.

— *Ex decreto Gratiani* (H. Nilles S. J.) S. 575. — Bemerkungen zu m. arab. Grammatik (D. Bernier S. J.) S. 576.

— Das 1. kath. *Kalendarium Praedicationis s. Marci* (H. Nilles S. J.) S. 579. — Bemerkungen zu Inschriften (J. R. Zenner S. J.) S. 585.

— Das Autograph von Karl Grimmings Palästina-reise im J. 1625 (Derf.) S. 585.

— Das bischöfl. Pallium u. d. liturgische Stola (H. Gatterer S. J.) S. 586. — Ein verträdeltes Kunstwerk der alten Mainzer Kirche (E. Michael S. J.) S. 590.

Literarischer Anzeiger Nr. 72 S. 17*.